Friedrich Nietzsches Briefwechsel mit Erwin Rohde

Friedrich Wilhelm Nietzsche, Erwin Rohde, ...


VETUS & NOVUM TESTAMENTUM
DEI SUB NUMINE VIGET
PRINCETON
UNIVERSITY
LIBRARY





Friedrich Nietzsches Gesammelte Briefe

Zweiter Band

Zweite Auflage 1903

Friedrich Nietzsches Briefwechsel mit E. Rohde

Herausgegeben von Elisabeth Förster-Nietzsche u. Fritz Schöll

Leipzig im Insel-Verlag

Inhalt



Friedrich Nietzsche und Erwin Rohde

Vorwort.

Als Erwin Rohde auf der Höhe des besten Mannesalters und im Glanze seines größten wissenschaftlichen und schriftstellerischen Erfolges einem schweren Leiden erlegen war, während der Freund seiner Seele noch lebte, ohne volles Bewußtsein seines Lebens, und die Funken seines Geistes allerorts zündeten und Flammen weckten, obschon sein Licht im Erlöschen war: da wurden alsbald Stimmen laut, die eine Veröffentlichung ihres langjährigen intimen Briefwechsels begehrten. Sowohl im Schoße des Nietzsche-Archivs und bei Anhängern der Nietzsche-Gemeinde, als bei Freunden und Schülern Rohde's war dies Verlangen rege, nachdem vereinzelte Mittheilungen gezeigt hatten, daß hier ein einzigartiges Denkmal hochgesinnter Jugend- und Männerfreundschaft vorhanden war, wie es in unserer Zeit immer seltener wird, die meist zum Briefschreiben keine Muße mehr hat und sich in „postkartlichen" und „drahtlichen" Mittheilungen verflüchtigt und verflacht.

Der Erfüllung dieses lebhaften Wunsches trat zunächst der Widerstand der liebenswürdigen, trefflichen Frau entgegen, bei der Rohde nach den Schatten seiner

Kinderjahre und den Stürmen seiner Jugend Frieden und Glück gefunden hatte, die in jedem Zuge dem Bild entsprach, das er einst — mehr als drei Jahre, bevor er sie fand — in einem seiner Briefe an Nietzsche als sein Ideal gezeichnet hatte.

Bei der ausgesprochenen Abneigung Rohde's gegen eine Hervorziehung seiner Person und seiner persönlichen Erlebnisse, glaubte sie zu einer Mittheilung von Briefen und sonstigen Aufzeichnungen privater Art nicht die Hand bieten zu dürfen, und ihre Kinder, wie der Unterzeichnete und andere nahestehende Freunde konnten ihr darin nicht widersprechen und widerstreben.

Wenn nun doch allmählich ein Wandel in dieser ihrer Haltung und Willensmeinung eintrat, so war weniger das wiederholte Zureden von verschiedenen Stellen dafür maßgebend, als die wachsende Überzeugung, daß Rohde gerade in seinem Charakter und seiner Gemüthsart vielfach verkannt und falsch, ja hart beurtheilt werde, und daß es kaum ein besseres Mittel gebe als eine solche Veröffentlichung, um seine — bei allen, ihm so gut wie Anderen bewußten, Ecken und Kanten, bei aller Herbheit und Sprödigkeit, ja bei scheinbar starkem Egoismus — so edle, tiefe und feurige Natur zu offenbaren.

So war gerade sie es, die — wenige Monate bevor auch sie den Ihren viel zu früh entrissen wurde — das wünschte, was sie vorher verweigert hatte, dem Nachfolger und Biographen ihres Mannes Kenntniß und Benutzung vorher von ihr verschlossener Papiere gönnte, und auch die einleitenden Schritte zur Herausgabe dieses Briefwechsels traf.

An diesen letzten Wunsch der theuren Frau haben sich dann auch die nächsten Angehörigen gebunden gehalten; und die herzliche Verehrung für sie wie für den unvergeßlichen Collegen und Freund hat auch den Unterzeichneten vermocht, trotz erheblicher Bedenken und längeren Sträubens die Hand zur Mitarbeit zu bieten. Und zwar fiel ihm außer der Redaktion und Revision der Rohdebriefe auch die Bearbeitung der Beigaben, Anmerkungen und Register zu, während die Nietzschebriefe von Frau Elisabeth Förster-Nietzsche unter Mitwirkung von Herrn Peter Gast übernommen wurden. Die Herausgeber haben sich bei der Correktur und in der Erledigung einzelner Fragen gegenseitig nach Kräften unterstützt und berathen: doch fällt selbstverständlich jedem Theil die eigentliche Verantwortung für das von ihm Gegebene allein zu.

Zunächst ist nur Weniges dem vorauszuschicken, was die Briefe in unmittelbarster Lebendigkeit dem Leser vor die Seele führen: und ich darf nicht der naheliegenden und lockenden Versuchung nachgeben, auf so viele interessante Züge einzugehen, welche die Briefe an sich und unter sich, wie im Zusammenhang mit weiteren Äußerungen und Darlegungen der Beiden, aufweisen.

Wenn Paul Deussen in seinen, überhaupt nicht einwandfreien, „Erinnerungen an Friedrich Nietzsche" (Leipzig, F. A. Brockhaus 1901) S. 16 erzählt, daß in den Wochen, die er nach wohlbestandenem Abiturientenexamen und Abgang von Schulpforta im Herbst 1864 im Nietzsche'schen Hause zu Naumburg verlebte, „auch mit Erwin Rohde eine freundliche, wenn auch nur kurze Berührung" stattgefunden habe, so muß dies auf einem

Irrthum, einer Verwechselung der Person oder der Zeit, beruhen. Damals war noch nicht die geringste Möglichkeit einer Beziehung zwischen den späteren Freunden gegeben. Nicht einmal im Sommersemester 1865, wo beide in Bonn waren, zum Theil dieselben Collegien besuchten, auch beide an dem Niederrheinischen Musikfest in Cöln theilnahmen, mit gleichen Empfindungen bis in die Einzelheiten — z. B. in dem gewaltigen Eindruck des großen Baßduettes aus „Israel in Aegypten" (Stägemann und Stockhausen) und der Begeisterung für Schumann's Faustmusik*) —: selbst da fand nie und nirgends eine wirkliche Berührung statt.

Ein damaliger Commilitone aus der juristischen Facultät, der mit Rohde namentlich in Leipzig einige Fühlung hatte, schreibt mir Folgendes. „Das Aufblühen der Freundschaft zwischen Rohde und Nietzsche wird wohl erst im Sommersemester 1866 begonnen haben. Denn wie ich mich überhaupt nicht entsinne, Nietzsche jemals begegnet zu sein, während der drei oder vier Semester, da wir in Bonn und Leipzig Commilitonen waren, so insbesondere nicht während des Winters 1865/6 in Rohde's Begleitung, mit dem ich damals öfters beisammen war. Da erschien der werthe Schlanke, Schwarze fast unzertrennlich von dem blonden, dicken Franz Hüffer. Die äußerlich gegensätzlichen Genossen trieben besonders

*) Vgl. die Briefe an ihre Angehörigen bei Elisabeth Förster-Nietzsche, Das Leben Friedrich Nietzsches I, Leipzig 1895, S. 218 f. und Otto Crusius, Erwin Rohde, ein biographischer Versuch (Ergänzungsheft zu Erwin Rohdes Kleinen Schriften), Tübingen und Leipzig 1902, S. 8 f.

Englisch miteinander*), und mit Hülfe eines Lehrers, dessen erste und ständige Frage beim Unterrichtsbeginn immer war: Have you any money about you? Damals sah ich Rohde kaum je anders als heiter, zugänglich, liebenswürdig, ja leichtlebig, und weniger sein Verhalten als meine Erkenntniß seiner geistigen Überlegenheit und der eigenen Unreife entfernte die Vertraulichkeit."

Was hier aus bloßer persönlicher Erinnerung gesagt ist, findet seine Bekräftigung und genauere Bestimmung in manchen Stellen unserer und anderer Briefe. Die Leser des ersten Bandes brauche ich nur daran zu mahnen, daß die erste Äußerung Nietzsche's über Rohde erst aus dem September 1866 stammt, und sie lautet noch ziemlich kühl (S. 31): „Rohde ist jetzt auch ordentliches Mitglied [des philologischen Vereins], ein sehr gescheuter, aber trotziger und eigensinniger Kopf." Erst im folgenden Februar meldet er (S. 49), er sitze „täglich bei Kintschy mit Kohl und Rohde zusammen, die jetzt seinen nächsten Umgang bilden" und ein Dreivierteljahr später (1. December 1867) erzählt er dann (S. 59) von der im Sommersemester entstandenen engen und einzigen Zusammengehörigkeit, auf die der erste Brief unserer Sammlung so dankbar und sehnsüchtig zurückblickt.

Friedrich Ritschl, das Bonner und nunmehr Leipziger Schulhaupt, dem beide von der Rheinischen

*) Die Spuren dieses Unterrichts im Englischen, das dem geborenen Hanseaten überhaupt näher lag als damals den meisten Gymnasialabiturienten, zeigen sich auch in unsern Briefen in einer Vorliebe für englische Brocken.

Universität nach der Pleißestadt gefolgt waren, hatte sie zunächst zusammengeführt, auch durch den, auf seine Anregung ins Leben gerufenen Philologischen Verein — der noch heute Nietzsche und Rohde mit besonderem Stolze unter seinen „Stiftern" verehrt —; zu ihrer noch innigeren Verbindung trug dann am meisten der tiefe Eindruck, ja der beherrschende Einfluß bei, den sie gemeinsam aus Arthur Schopenhauer's Schriften erfuhren, und auch die Musik, vor Allem in den Schöpfungen Richard Wagner's, erhöhete den Bund der jungen Philologen und Philosophen, noch bevor diese Begeisterung durch unmittelbare Beziehungen zu dem Meister selbst genährt und gesteigert wurde, noch bevor seine Person neben und mit dem Geiste Schopenhauer's als schützender und leitender Genius über dem Freundespaare waltete.

Nur das Aufblühen und immer stärkere Anwachsen dieses Verhältnisses zu R. Wagner beobachten wir in unseren Briefen, nicht den Abbruch durch Nietzsche. Und doch war diese Trennung für Rohde ein weit stärkerer Anstoß als die Differenz über Hippolyte Taine, die in den Schlußbriefen grell hervortritt. Das kann ich auf Grund mehrfacher Aussprüche von ihm behaupten. Noch mehr freilich kann ich bezeugen — so sparsam und zurückhaltend Rohde auch in solchen Äußerungen war, vollends in der Zeit, da die Krankheit und Umnachtung des theuersten Genossen auch auf sein Leben und Fühlen den tiefsten Schatten warf, — daß nichts, am wenigsten eine Meinungsverschiedenheit über einen Autor, wie Taine, ihn seinem „Freund und Bruder" entfremden konnte, und daß er auch in den

Jahren, wo ihre Gedanken und Wege vielfach weit auseinander gingen, die so oft wiederholte Betheuerung unveränderlicher Zugehörigkeit und Treue wahr gemacht und im Innersten erfüllt hat. Gerade weil ihm jene letzten Auseinandersetzungen so schmerzlich waren, hat er ja auch seine Briefe aus dieser Episode vernichtet, und es uns dadurch unmöglich gemacht den eigentlich springenden Punkt der Diskussion ganz zu erkennen und richtig zu beurtheilen. Wir würden das weniger bedauern, wenn nicht nun diese, doch wirklich nicht abschließende Dissonanz den Ausklang des Briefwechsels bildete, so daß es fast eine symbolische Bedeutung zu gewinnen scheint, wenn beide Correspondenten in ihren letzten Ergüssen auf Hektor's Abschied in der Ilias anspielen.

Was aber das Zerwürfniß mit Wagner betrifft, so ist dafür gerade neuerdings wieder eine ganz äußerliche und haltlose Erklärung aufgetaucht. Richard Pohl hat zuerst erzählt („Musikalisches Wochenblatt“ 1888, S. 44), daß Wagner Nietzsche'sche Compositionen für Unsinn erklärt habe, und die Vermuthung geäußert, daß aus einer möglicherweise erfolgten Aussprache dieses Urtheils gegen Nietzsche selber dessen veränderte Stellung zu Wagner herzuleiten sein möge. Nun hat kürzlich Ludwig Schemann, „Meine Erinnerungen an R. Wagner“ (Stuttgart 1902) S. 40 f., nach einem eigenen Gespräch mit Wagner und nach Erzählungen eines anderen Freundes bestätigt, daß solch eine offene Aussprache, und zwar in der dem Meister eigenen drastischen Weise erfolgt sei, daß Wagner selbst hierin den ersten Grund für Nietzsche's Abfall gesucht und dessen ganzes Wesen sehr scharf verurtheilt habe. Endlich hat in einer loben-

den Besprechung dieser wenig belangreichen „Erinnerungen“ in der neuen „Deutschen Monatsschrift für das gesammte Leben der Gegenwart“ herausgegeben von Julius Lohmeyer (Juliheft 1902, S. 636) Prof. Wolfgang Golther in Rostock auch hierin lebhaft beigestimmt und die Erklärung „im Einklang gefunden mit der durch Nietzsche selbst bezeugten krankhaft lächerlichen Einbildung über seine eigenen Componistenfähigkeiten.“

Dem gegenüber kann nachdrücklich betont werden, daß die vorliegenden Briefe an den vertrautesten Freund zwar auch die unschuldige, von diesem selbst lebhaft getheilte Freude an seinen musikalischen Produkten vielfach kundthun, aber andrerseits (S. 345, 357 f., 376) mit solchem Gleichmuth und Humor von der abschätzigen Kritik, ja dem „desperaten Urtheil“ von Hans von Bülow berichten, daß uns Niemand einreden wird, eine ähnliche, noch so drastische, Auslassung des von ihm, musikalisch und persönlich, noch viel höher gestellten und ihm noch viel näher stehenden Wagner habe so schwere Folgen haben können. Hat doch Nietzsche sogar — ein halbes Jahr nach Empfang jenes Briefes, der jetzt im dritten Bande der von der Wittwe Bülow's herausgegebenen Briefen zu lesen ist — bei dem, auch in unseren Briefen erwähnten Preisausschreiben des Allgemeinen Deutschen Musikvereins 1873 dem Professor Riedel in Leipzig Bülow (neben sich und einem anderen) als dritten Preisrichter in Vorschlag gebracht, da er „von dessen unbedingt gültigem Urtheil, von dessen kritischer Strenge die allergünstigste Meinung und Erfahrung habe“. Nach alledem verdient eine derartig kleinliche und enge Erklärung des weit tiefer

begründeten und länger vorbereiteten Conflictes die entschiedenste Widerlegung und energischste Zurückweisung.

Wie aber die letzten Zuschriften von Rohde durch ihn selbst uns entzogen sind, so sind seinem Willen entsprechend noch mehr und noch eingehendere Ergüsse vernichtet, die der leidenschaftlichst erschütterten, durch ein seltsam verwickeltes und verwirrtes Verhältniß und Verhängniß getrübten Periode seines Lebens entstammten*). Wohl finden sich darüber manche Andeutungen in den Briefen des Freundes, aber so allgemeiner Art, wie diejenige, die Rohde selbst in der Vorrede zu seinem „griechischen Roman“ gab, einem Werke, das er — nicht nur zu Nietzsche's Verwunderung und Bewunderung — eben in jenen „vielen trüben und schwerlastenden Stunden, Wochen, Monaten“ reifen lassen und ausarbeiten konnte, in denen er selbst den merkwürdigsten Roman durchlebte und durchlitt. Diese Episode müssen wir in dem von Rohde gewollten Dunkel lassen, so wenig das Erlebniß selbst und sein eigenes Verhalten

*) Ein einziger Brief hat sich durch einen Zufall erhalten, aus dem ich mir nicht versagen konnte, die tief bewegten und bewegenden Worte über Wagner's „Tristan und Isolde“ (in der Anm. zu S. 507) auszuheben. Dem will ich noch hinzufügen — worauf mich College Crusius aufmerksam machte —, daß eine sehr charakteristische Wendung dieses Briefes Rohde unbewußt wieder in die Feder kam, als er mehr denn zwanzig Jahre später jene seltsame, in vielfach abgerissenen Sätzen und in aufgeregten dochmischen Rhythmen sich ergießende Liebesklage eines Mädchens aus alexandrinischer Zeit besprach, das sich „rathlos auf den Dornen seiner Schmerzempfindung hin und her wirft“.

in dieser schweren Prüfungszeit das Licht auch nur im Geringsten zu scheuen hätte.

Allein nicht nur durch diese Verluste ist die Mittheilung der Rohdebriefe unvollständig geworden, während von den Briefen Nietzsche's nur seltener ein Wort oder ein Satz und nur ganz ausnahmsweise eine etwas längere Partie ausgeschieden wurde.

Zunächst kam hier ein wohlbegreifliches Verlangen der verehrten Verlagshandlung in Betracht, welche den Charakter der „Nietzschebriefe", in welche dieser Briefwechsel eingereiht wurde, wenigstens dadurch gewahrt sehen wollte, daß auch in diesem Bande der überwiegende Theil des Ganzen auf Nietzsche's Seite kommen sollte.

Diesem Verlangen konnten wir aber um so leichter entgegenkommen, als auch Frau Rohde und ihre nächsten Angehörigen, wie der Herausgeber selbst, den Wunsch hatten, eine Reihe von Stellen entweder aus persönlichen Gründen und wegen persönlicher Beziehungen zu unterdrücken, oder aber — und dies trifft namentlich, ja fast ausschließlich, die früheren Briefe — manche Breiten und Längen oder für weitere Kreise weniger interessante Partien zu beschneiden.

Daß trotzdem auf den Abdruck der einen oder anderen Stelle nur ungern verzichtet wurde, wird man sich leicht vorstellen können: aber im Ganzen hofft der Herausgeber, daß die Weglassungen keinen allzuschweren Verlust, ja hie und da sogar einen Gewinn bedeuten, und daß die Wenigen, die eine vollere Einsicht gehabt haben, ihm das Zeugniß nicht versagen werden, daß er nicht ohne Verständniß über dem ihm anvertrauten kostbaren Schatze gewaltet habe. Natürlich mußte vielfach auch

darauf Rücksicht genommen werden, durch Entfernungen womöglich nicht den Zusammenschluß der Briefe und die mannigfaltigen Bezugnahmen leiden zu lassen.

Um übrigens ein naheliegendes Mißverständniß zu verhindern, sei besonders betont, daß ausdrückliche Hinweisungen auf Weggebliebenes (abgesehen von dem stetigen Zeichen dafür [— —]) und Angaben über den Inhalt solcher Stellen nur in den wenigen Ausnahmefällen unter dem Texte gegeben worden sind, wo andernfalls im Zusammenhang etwas unverständlich geworden wäre; und auch in den Anmerkungen ist nur selten und aus besonderen Gründen derartiges nachträglich hervorgehoben worden.

Sonst hat sich der Unterzeichnete redlich bemüht, die offenen und versteckten Andeutungen, Anspielungen, Anklänge und Anführungen in diesen Briefen, wenn auch in möglichster Kürze, nachzuweisen und zu erläutern. Daß ihm dies, vollends in beschränkter Zeit, nicht durchgängig möglich war, wird Niemand verwundern; in solchen Fällen ist meist ausdrücklich auf das Fehlende hingedeutet. Am häufigsten und liebsten hat er einfach verwiesen auf die Auskünfte, die in den oben bereits erwähnten Lebensbeschreibungen der beiden Freunde zu finden sind, von denen die eine — wie im ersten Bande — nur mit „Biogr.“, die andere mit dem bloßen Verfassersnamen citirt werden.

Wie in den Anmerkungen, so mußte er auch in der Anfertigung des Registers sich wesentlich an das Muster des ersten Bandes*) halten, wenn er auch gern das

*) Ingleichen ist die durchgängige Datirung am Kopfe der

**

Personenregister etwas verkürzt und dafür auf manches Sachliche auch an dieser Stelle noch besonders aufmerksam gemacht hätte.

Nachschrift. Erst nach Beendigung des Druckes kann ich durch Einsichtnahme in Freiherrn von Gersdorff's Briefe an Rohde noch eine Lücke zwischen den Briefen Nr. 141 und 142 ausfüllen.

Nachdem dieser Freund, der damals dem schwer an den Augen leidenden Nietzsche so vielfach Auge und Hand ersetzte, in früheren Briefen von der Krankheit und der gehemmten Arbeit, dann von der Übersiedelung nach Flims und von einer Feier zur Vollendung der ersten Unzeitgemäßen am Cauma-See berichtet hatte, schreibt er nach jenem Florentiner Brief, ohne Datum, u. A.:

„Freund Nietzsche ist sehr erfreut über das, was Sie über die Unzeitgemäße geschrieben haben. Nicht viele Menschen werden sich so äußern; von den wenigen „Wir" im antistraußischen Sinne kam es auf Ihr Urtheil am meisten an."

Heidelberg, September 1902.

Fritz Schöll.

Briefe wie dort erfolgt, in Klammern, wo es sich um Ergänzungen der Herausgeber handelt.

„Ach, es giebt so viele Tiefen für alle Einsiedler. Darum sehnen sie sich nach einem Freunde und nach seiner Höhe.“

In allen Büchern meines Bruders, noch mehr aber in seinen Briefen, begegnet man der Verherrlichung der Freundschaft, der Sehnsucht nach dem Freunde. Immer bezeichnet er es als das höchste Glück, Freunde zu haben, „die dieselbe Noth auf Herz und Gewissen trügen“ wie er selbst und denen er deshalb das Innerste seiner Empfindung mittheilen könnte. Seine Jugend ist reich an Freunden gewesen; er faßt damals die Empfindungen inniger Dankbarkeit in den Worten zusammen: „Ja, wenn man keine Freunde hätte! Ob man's noch aushielte? ausgehalten hätte? Dubito!“ Es ist das harte Schicksal der Größten im Geiste, einsam zu sein, und immer einsamer zu werden, je mehr sie sich zu ihrer höchsten Höhe erheben; wenn man aber den Inhalt dieses Bandes von Brief zu Brief verfolgt, so hat man das trostreiche Gefühl, daß es doch lange Jahre gegeben hat, wo das schwermüthige Geschick der vollständigen Einsamkeit und Unmittheilbarkeit meinen Bruder noch verschonte, wo er das höchste Glück genoß, dem vertrauten Freunde sein Innerstes aufschließen zu können. Aber wie spricht sich auch das Glück über diese Ge-

meinsamkeit in jeder Zeile des vorliegenden Briefwechsels aus, wie genießt er es gleichsam zitternd, weil er die Vergänglichkeit dieses Glückes fürchtet. „Wie unendlich einsam ich mich fühlen würde, wenn ich bei allen Absichten und Hoffnungen nicht an Dich denken dürfte, kann ich mir garnicht ohne Schauder vorstellen“, schreibt er.

Sicherlich fehlte es trotz aller innigsten Vertrautheit zwischen den beiden Freunden nicht an manchen unausgesprochenen Gegensätzen, und die Entfernung trug dazu bei, diese Gegensätze zuweilen zu vergrößern und zu vertiefen; aber jeder der Beiden versuchte immer von Neuem mit seinem ganzen Sinnen und Denken dem anderen nahe zu bleiben. Das wundervolle gegenseitige Vertrauen schien auf einer so festen Basis zu ruhen, daß auch späterhin noch, als die Freunde jahrelang getrennt waren, mein Bruder nie den Glauben aufgeben wollte, daß einst der Tag kommen müsse, wo Rohde wieder mit ihm ganz eines Sinnes sein würde.

Von 1867 bis 1876, also ungefähr durch neun Jahre, kann man von einem regelmäßigen Briefwechsel reden, der nur zuweilen durch ein persönliches Zusammensein unterbrochen wurde. Aber, wie das auch bei andern Männerfreundschaften zu gehen pflegt, die Verlobung und Ehe Rohde's ließ den regelmäßigen brieflichen Austausch der Gedanken allmählich einschlafen. Immerhin riefen sich die alten Genossen noch, wie zwei Wanderer, die auf verschiedenen Höhenwegen wandeln, sich aber immer noch in Sicht behalten, von verschiedenen Ruhepunkten liebevolle Grüße zu. Es schien, als ob es nur des Zusammenseins bedürfe, damit sich die Beiden wieder in der alten Freundschaft zusammen fänden.

Es ist anders gekommen: während der Trennung entwickelten die Freunde sich zu stark nach verschiedenen Seiten hin, und als ihnen endlich im Frühjahr 1886 ein Wiedersehen zu theil wurde, geschah es unter den ungünstigsten Umständen. Mein Bruder hörte in Venedig, daß Rohde, der eine Berufung an die Universität Leipzig angenommen hatte, dorthin übergesiedelt war: und plötzlich ergriff ihn das alte Freundschaftsgefühl und die Erinnerung an jene glückliche Jugendzeit, die er in Leipzig mit Rohde verlebte, mit voller Gewalt. Er brach den Aufenthalt in Venedig, der eigentlich auf Monate berechnet war, nach acht Tagen ab, und folgte dem Ungestüm seines Herzens, das ihn nach dem Orte der Erinnerung zu dem geliebten Jugendfreunde führte.

Zehn Jahre hatten sich die Freunde nicht gesehen, und in tiefer Ergriffenheit standen sie sich nun wieder in körperlicher Gestalt gegenüber, sicherlich Beide von dem innigen Wunsche erfüllt, in dieser veränderten Gestalt den alten Vertrauten wieder zu finden. Aber, wie mir Rohde selbst sagte: es wäre eine unglückliche Fügung gewesen, daß der lang Entbehrte ihn gerade in einer körperlich und geistig so ungünstigen Verfassung angetroffen hätte: „in Feindschaft mit mir selbst und allen andern Menschen." Rohde, der sich in Leipzig in Folge einer Komplikation von an und für sich unbedeutenden Mißhelligkeiten sehr unbehaglich fühlte und deshalb wenige Wochen nach seinem Eintritt seinen Ruf nach Heidelberg annahm, war nicht in der Gemüthsverfassung, tiefinnerliche Probleme mit seinem Freunde zu besprechen. Er fragte mich später, was mein Bruder mir von diesem Wiedersehn geschrieben habe? Um ihm nicht wehe zu

thun, konnte ich nur sagen, daß er sehr betrübt darüber gewesen wäre. Die Wahrheit zu gestehen, mein Bruder war mehr als betrübt, er war erschüttert, als er den so hoch stehenden, groß denkenden Freund in kleine Mißhelligkeiten verschlungen, beständig scheltend und mit allem und jedem unzufrieden, wiederfand. Er sah ja wohl, daß die Gemüthsverfassung Rohde's eine ungünstige war und daß der Eintritt einer ungewöhnlichen Hitze seinen Zustand noch verschlimmerte: „Das Wetter war sehr entgegen, schändlich heiß schon im Mai (jeden Tag eine Woche lang bis zu 30° Celsius im Schatten). Freund Rohde in Leipzig saß wie auf einem Marterbett daselbst. Ich habe kein vernünftiges Wort mit ihm geredet."

Aber auf den in der Einsamkeit Lebenden wirkte dieses Wiedersehen und dieser eisige Hauch der Entfremdung, der ihm aus Rohdes Gesprächen entgegenwehte, außerordentlich stark, so daß er nach diesem Besuch in den an mich gerichteten Briefen in die leidenschaftlichsten Klagen ausbrach: „Wo sind jene alten Freunde, mit denen ich mich einstmals so eng verbunden fühlte? Es ist jetzt, als ob wir verschiedenen Welten angehörten und nicht mehr dieselbe Sprache redeten! Wie ein Fremder, Ausgestoßener wandle ich unter ihnen, kein Wort, kein Blick erreicht mich mehr. Ich verstumme, denn Niemand versteht meine Worte — ach sie haben mich wohl nie verstanden! — oder trägt das gleiche Schicksal, die gleiche Last auf der Seele. Es ist furchtbar, zum Schweigen verurtheilt zu sein, wenn man so viel zu sagen hat! Die Unmittheilbarkeit ist in Wahrheit die furchtbarste aller Vereinsamungen!" Erst

von da an empfand mein Bruder diese Vereinsamung als etwas, das sich nicht mehr ändern ließe, als eine schwere, ihm auferlegte Prüfung.

Uebrigens hatte Rohde das gleiche Gefühl des innerlichen Fremdgewordenseins, von der Zusammenkunft davon getragen. Er schreibt darüber: „eine unbeschreibliche Atmosphäre der Fremdheit, etwas mir damals völlig Unheimliches, umgab ihn. Es war etwas in ihm, was ich sonst nicht kannte, und vieles nicht mehr, was sonst ihn auszeichnete. Als käme er aus einem Lande, wo sonst Niemand wohnt."

Wenn nun dieser wundervolle Zusammenklang der Freundschaft, der aus diesen Briefen uns entgegenströmt, mit einem Mißton endet und nur noch die eine Freundesstimme einsam klagend verhallt, so darf man nicht glauben, daß es nur die kleine Differenz in der Ansicht über Taine gewesen sei, was sie auf immer getrennt hat, ebensowenig wie die größere Differenz, die sich späterhin über Richard Wagner in den Ansichten der Freunde zeigte. Merkwürdigerweise hat zwischen ihnen niemals eine Discussion darüber stattgefunden. Was auch Rohde im Stillen gedacht haben mag — man findet in den vorliegenden Briefen nichts, was auf entgegengesetzte Ansichten schließen läßt; von der einzigen mündlichen Aussprache bei dem Zusammentreffen in Leipzig schreibt aber mein Bruder (9. Juli 1886): „Auf Schritt und Tritt begegnete ich entgegengesetzten Empfindungen, — zu meiner Verwunderung nicht über R. W. Auch Rohde lehnt den Parsifal ab". Weit eher trug also wohl der unerfreuliche Gesammtcharakter

jenes Leipziger Wiedersehens die Schuld, daß die beiden Freunde die letzten Jahre vor der Erkrankung meines Bruders in einer scheinbar vollständigen Entfremdung verharrten. So viel ich mich erinnere waren jene Briefe Rohde's, die den Bruch herbeiführten, wenn man seine zuweilen sehr pointirte Ausdrucksweise kannte, verhältnißmäßig milde und würden sicherlich ohne jenes verunglückte Wiedersehen, keine so leidenschaftliche Aufwallung bei meinem Bruder bewirkt haben. Vielleicht, daß der Ton der Briefe etwas gezwungen klang, denn Rohde hatte von dem Zusammensein, wie er mir selbst sagte, das Gefühl zurückbehalten, als ob er meinem Bruder seine treue Freundschaft gar nicht gezeigt hätte; vielleicht, daß der Schein einer leichten Ueberhebung von Seiten Rohde's den Abseitslebenden unangenehm berührt hatte, da er immer nur, wie uns die Briefe zeigen, den Ton der innigsten und zärtlichsten Liebe und Verehrung gewohnt war, — aber immerhin würde diese kleine Veränderung der Tonart, ohne das Vorhergehende, nicht solche harte beleidigende Worte meines Bruders hervorgerufen haben.

Ich kann es nicht genug beklagen, daß Rohde und ich, als wir uns im Jahre 1894 in Gegenwart des theuren Kranken wiedersahen, von Rohde's tief schmerzlichen Empfindungen hingerissen, uns entschlossen, jenen Brief Rohde's, der den Freund so entrüstet hatte, sogleich zu verbrennen. Auch der zweite Brief, der unmittelbar auf jenen gefolgt war, scheint das gleiche Schicksal gehabt zu haben. Auf den dringenden Wunsch Rohde's hatte ich ihm alle seine in meinen Händen befindlichen Briefe geschickt, mit der Erlaubniß, davon alles

das zu verbrennen, was er nicht wünschte für die Nachwelt aufzubewahren. Es erscheint mir jetzt als ein großer Fehler, daß jene Briefe nicht mehr vorhanden sind, weil man sich nun eine falsche, viel schlimmere Vorstellung von ihnen macht.

Wie tief nun auch Rohde späterhin beklagte, dem so innig geliebten, ach, so vereinsamten Freunde wehe gethan zu haben, sicherlich hat er versucht alles wieder gut zu machen, auch dadurch, daß er in treuer Freundschaft bei der Herausgabe der Werke meines Bruders mir beigestanden hat. Soviel es ihm aus der Ferne bei einer großen Arbeitslast und schwankender Gesundheit möglich war, war er bereit mitzuhelfen und guten Rath zu ertheilen. Immer verfolgte er mit der lebhaftesten Aufmerksamkeit, was vom Nietzsche-Archiv veröffentlicht wurde, sodaß er es war, der zuerst im Sommer 1896 und 1897 die Fehler entdeckte, die bei einigen Bänden der Gesammtausgabe von dem ehemaligen Herausgeber Dr. Fritz Kögel gemacht worden waren. Mit dem innigsten Danke erinnere ich mich immer an diese treue Hilfsbereitschaft bei der überaus schweren Aufgabe, die mir das Schicksal auferlegt hat, besonders auch daran, daß er mir immer wieder in den schwierigsten Zeiten durch kräftigen Zuspruch Muth zu machen suchte.

Zu früh ist er von uns gegangen. Als die Nachricht seines Todes zu uns kam und ich sie meinem geliebten kranken Bruder mittheilte, sah er mich lange mit großen traurigen Augen an: „Rohde todt? ach!“ sagte er leise und bewegt, dann wandte er schweigend und in tiefen Gedanken das Haupt, eine

große Thräne rollte langsam über seine schmale Wange herab. Gedachte er jener fernen glücklichen Zeiten, die uns diese Briefe so deutlich vor Augen führen? — —

Weimar, September 1902.

Elisabeth Förster-Nietzsche.

Briefwechsel

mit

Erwin Rohde.

(1867—1887.)

Nr. 1.

Rohde an Nietzsche.

Hamburg, Dienstag d. 10. Sept. 67.

Mein lieber Freund,

wenn ich mir auch denken kann, daß Du die Gefahren einer Reise von Eisenach nach Naumburg, als geübter Tourist und Schlangenbändiger, ohne besondre Schädigung überwunden haben wirst, so treibt es mich doch, bevor Du in den Abgrund der Doctormachungscommission stürzest, noch ein Lebenszeichen von Dir zu erhalten. Die Kiste, die Du nebenbei bekommst, soll Dir zugleich ein Andenken „vermitteln“ — wie ὁ Κώνστας singt — an die fröhlichen und erquicklichen Stunden und Tage, die wir im guten alten Lyptzck zusammen verlebt haben: es ist ein Bild des genialen Mannes, dessen Lehren wir es doch vorzüglich verdanken, daß wir in allen Hauptsachen so ausnehmend harmonisch gestimmt waren: ich kann nicht sagen wie viele gute und gehobene Momente mir diese Übereinstimmung gemacht hat, und ich denke, old boy, daß auch Du mit Vergnügen an so manche Augenblicke innigster Harmonie in den Grundstimmungen des Denkens und Seins

1*

zurückdenkst. Man lernt eine so völlige Gleichtemperirung erst recht schätzen, wenn man aus dem Contrast gelernt hat, wie man doch mit der Mehrheit der Andern in so vielen, und den fundamentalen Puncten innerlichst nicht harmonirt und wie ein absurder Sonderling seine eigentlichen Meinungen lieber ganz zurückhält, weil sie auf dem Hintergrund der herkömmlichen Lebensstimmung sich ausnehmen würden, wie eine Melodie auf dem Grundbaß eines rhythmisch und harmonisch andern Liedes. So hänge den Alten also auf wie ein Schiboleth der kleinen Ketzergemeinde, und denke dabei auch, wie ich Dir dadurch ein Zeichen meiner Dankbarkeit geben wollte für die herzliche Theilnahme, die Du mir querköpfigen und abstoßenden Kerl erwiesen hast, und die ich um so tiefer und wärmer empfinde, weil ich nur zu genau weiß, wie wenig meine Art zu näherer Theilnahme auffordert. Das letzte halbe Jahr, wo wir eigentlich wie auf einer Art Isolirschemel mit einander fast allein verkehrten, war für mich das glücklichste und förderndste meiner bisherigen Universitätszeit, mit seinen Schützenhausnächten und den Reitübungen und den Theatergenüssen, und so vielen behaglichen Gesprächen über alle Dinge, die einen anständigen Menschen interessiren: und vor Allem denke ich mit Freude zurück an die Abende, wenn Du mir im Finstern auf dem Clavier vorspieltest: ich fühlte den Abstand zwischen einer productiven Natur und mir ohnmächtig wollenden Halbhexen, aber die Seele schloß sich doch auf unter den Tönen und ging einen somewhat elastischeren Schritt. Da-

mit wäre ich denn auch, wo ich hin wollte: meine Kiste kommt nur mit dem egoistischen Wunsche einer *ἀντίδοσις — μεγάλη τε φιλή τε*, für mich wenigstens: wenn Du mir eine rechte Freude machen willst, so schenke mir — zum Geburtstag, der nächstens einfällt — Deine Composition von Rückerts Lied „Aus der Jugendzeit“, für eine Barytonstimme gesetzt: dann singe ich dies carmen, das mir immer so sehr gefiel, wenn kein menschliches Ohr als meine Mutter und Schwester es hört, vor denen ich zuweilen losschnarre. [— —]

Vor Kiel habe ich zunächst einige Manschetten: nach den angenehmen Leipziger Verhältnissen wird mir dort meine Existenz recht öde vorkommen. Ich will mich ein wenig auf Entwicklung meiner gesellschaftlichen Talente legen. —

Kommst du nach Leipzig zurück, so grüße alle Freunde und Bekannte: zunächst siehst Du viele wol in Halle zur Philologen-Versammlung. Dir selbst wünsche ich zu Deinen pinakographischen Künsten und dann zur Promotion alle möglichen günstigen Omina und Auspicien. Halte Dich munter und schreibe bald Deinem Freunde

Erwin Rohde.

Meine besten Empfehlungen Deiner Mutter und Schwester.

Nr. 2.

Nietzsche an Rohde.

[Naumburg, 3.—6. November 1867.]

Mein lieber Freund,

gestern bekam ich einen Brief von unserm Wilhelm Roscher aus Leipzig, mit Nachrichten, welche mit Deiner Erlaubniß den Eingang dieses Briefes bilden sollen. Voran die erfreuliche Kunde, daß es mit Vater Ritschl's Gesundheit und Heiterkeit bestens steht; was ich mit Verwunderung höre, da das Benehmen der Berliner ihm sicherlich manche wunde Stelle aufgerissen hat. Sodann scheint der Verein, der sich auch einen feierlichen Stempel zugelegt hat, einer schönen Zukunft entgegenzugehn. Der Lesecirkel zählt 28 Mitglieder bis jetzt: das Café von Zaspel soll nach Roscher's Intentionen eine Art Philologenbörse bilden. Auch ist ein Schrank gekauft worden, in dem die Zeitschriften aufbewahrt werden. Freitagszusammenkünfte haben wahrscheinlich noch nicht stattgefunden; wenigstens schreibt Wilhelm nichts davon. Zudem sind verschiedene Mitglieder noch nicht eingetroffen; z. B. Koch, der leider durch eine schwere Krankheit verhindert ist. Ebensowenig der vortreffliche Kohl, der sich seltsamer Weise mehrere Wochen bei einem Freunde auf dem Lande aufhalten will und somit die bedenklichen Scenen des Examens etwas hinausgeschoben hat. Schließlich will ich nicht verschweigen, daß Roscher's Brief mir die angenehme Nachricht brachte, daß meine Laertiusarbeit am 31. October in der Aula den Sieg im Wettkampf

gegen Herrn Οὖτις gewonnen hat; was ich vor allem deshalb erzähle, weil ich dabei Deiner freundschaftlichen Bemühungen eingedenk bin, unter denen das besagte opusculum vom Stapel lief. Es kann lange dauern, ehe von diesen Angelegenheiten etwas gedruckt wird: alle früheren Pläne habe ich zurückgezogen und nur den einen festgehalten, in einem größeren Zusammenhange dies Gebiet, vereint mit Freund Volkmann, zu behandeln. Da wir aber beide stark anderweitig beschäftigt sind, so mögen die hübschen Fabeln von der Gelehrsamkeit des Laertius und Suidas sich noch eine Zeit lang ihres Daseins freuen. Der einzige Mensch, der ein wenig schneller über die wahrscheinliche Sachlage unterrichtet werden muß, ist Kurt Wachsmuth: als welcher persönlich und mündlich davon hören will und wird, nachdem ich ihn in Halle bei der Philologenversammlung kennen gelernt habe. Er hat wirklich einen künstlerischen Anstrich, vor allem eine kräftige banditeske Häßlichkeit, die er mit Schwung und Stolz trägt.

Jene Tage in Halle sind für mich einstweilen das lustige Finale, oder sagen wir die Coda, meiner philologischen Ouverture. Solche Lehrerbanden präsentiren sich doch besser, als ich je erwartet hatte. Mag es sein, daß die alten Spinnen in ihren Netzen geblieben waren: kurz, die Kleidung war recht anständig und neumodisch, und die Schnurrbärte sind sehr beliebt. Greis Bernhardy zwar präsidirte so schlecht als möglich und Bergk langweilte durch einen unverständlichen dreistündigen Vortrag. Das Meiste war aber gut gelungen, vor allem das Diner (bei

dem man dem alten Steinhart die goldne Uhr stahl: berechne darnach, welche Stimmung durchherrschte) und eine abendliche Zusammenkunft im Schützengraben. Hier lernte ich auch den klugblickenden Magister Sauppe aus Göttingen kennen, der mir als Protagonist der Naumburger Philologen von Interesse ist. Sein Vortrag über einige neue attische Inschriften war das pikanteste, was wir gehört haben wenn ich nämlich Tischendorf's Rede über Paläographie ausnehme, der mit vollem Zeuge losfuhr, d. h. mit der Homerjungfrau, den Simonidesfälschungen, den Menander- und Euripidesfragmenten usw.; auch „vermittelte“ er wiederum in reichster Fülle und kündigte schließlich sein paläographisches Werk an, mit naiver Preisangabe, nämlich im Werthe von ungefähr 5000 Thalern. Der Besuch war außerordentlich zahlreich, und Bekannte gab es in reicher Fülle. Beim Diner hatten wir eine Leipziger Ecke gebildet, bestehend aus Windisch, Angermann, Klemm, Fleischer usw. Sehr habe ich mich gefreut, in Klemm einen ganz besonders liebenswürdigen Menschen gefunden zu haben: während ich ihn in Leipzig kaum kennen gelernt habe, ja sogar in Folge der verteufelten Bonner Angewohnheit eine Art Abneigung gegen ihn empfand und ihn mit jenen schiefen Blicken zu betrachten pflegte, mit denen Burschenschafter die „Herren Chöre“ zu messen lieben. Natürlich erklärte er sich mit vollem Herzen bereit, an den Leipziger symbolis theilzunehmen. Doch fand er den Termin zu zeitig abgesteckt: und ich bin nahe daran sein Urtheil zu unterschreiben. Täglich, ja stündlich haben

wir in Halle auf die Ankunft von Vater Ritschl gewartet, der sich angekündigt hatte und leider dem schlechten Wetter sich fügen mußte. Wir haben nach seiner Anwesenheit gelechzt, ich insbesondere, der ihm nach allen Seiten hin Dank wissen muß. Seiner Vermittelung habe ich zuzuschreiben, daß ich jetzt im Besitz des vollständigen Rheinischen Museums bin, und zwar ohne bisher etwas dafür gethan zu haben, ja in der sicheren Aussicht, eine längere Zeit für jenen index nichts thun zu können. Die nächsten Paar Wochen nach unsrer Reise habe ich nicht in dieser Frohnarbeit verschwendet, sondern auf die lustigste Weise meine Democritea zusammengestellt, als welche in honorem Ritscheli bestimmt sind. So ist doch wenigstens der Hauptwurf gethan: obschon für eine sorgsame Begründung meiner Tollheiten und eine stämmige Combinatorik nur zu viel noch zu thun übrig ist, weil zu viel für einen Menschen, der „anderweitig stark beschäftigt ist".

Nun, wirst Du fragen, wenn er nicht raucht und spielt, wenn er nicht indicem fabrizirt, noch Democritea combinirt, Laertium et Suidam despektirt, was macht er denn?

Er exercirt.

Ja, mein lieber Freund, wenn Dich ein Dämon einmal in einer frühen Morgenstunde, sagen wir zwischen fünf und sechs, nach Naumburg geleiten und gefälliger Weise die Absicht haben sollte, Deine Schritte in meine Nähe zu lenken: so erstarre nicht über das Schauspiel, das sich Deinen Sinnen darbietet. Plötzlich athmest Du die Atmosphäre eines Stalles. Im

halben Laternenlichte erscheinen Gestalten. Es scharrt, wiehert, bürstet, klopft um Dich herum. Und mitten drin, im Gewande eines Pferdeknechtes, heftig bemüht, mit den Händen Unaussprechliches, Unansehnliches wegzutragen oder den Gaul mit der Striegel zu bearbeiten — mir graut es, wenn ich sein Antlitz sehe — es ist beim Hund meine eigne Gestalt.

Ein paar Stunden später siehst Du zwei Rosse auf der Reitbahn herumstürmen, nicht ohne Reiter, von denen der eine Deinem Freunde sehr ähnlich ist. Er reitet seinen feurigen schwungvollen Balduin und hofft einmal gut reiten zu lernen, obschon oder vielmehr weil er jetzt immer noch auf der Decke reitet, mit Sporen und Schenkeln, aber ohne Reitgerte. Auch mußte er sich beeilen, alles zu verlernen, was er in der Leipziger Reitbahn gehört hatte und vor allem sich mit großer Anstrengung einen sicheren und reglementmäßigen Sitz aneignen.

Zu andern Tageszeiten steht er, emsig und aufmerksam, am gezognen Geschütz und holt Granaten aus der Protze oder reinigt das Rohr mit dem Wischer oder richtet nach Zoll und Graden 2c. Vor allem aber hat er sehr viel zu lernen.

Ich versichere Dich bei dem schon erwähnten Hund, meine Philosophie hat jetzt Gelegenheit, mir praktisch zu nützen. Ich habe in keinem Augenblicke bis jetzt eine Erniedrigung verspürt, aber sehr oft wie über etwas Mährchenhaftes gelächelt. Mitunter auch raune ich unter dem Bauch des Pferdes versteckt „Schopenhauer hilf“; und wenn ich erschöpft und mit Schweiß bedeckt nach Hause komme, so be-

ruhigt mich ein Blick auf das Bild an meinem Schreibtisch: oder ich schlage die Parerga auf, die mir jetzt, sammt Byron, sympathischer als je sind.

Jetzt ist endlich der Punkt erreicht, wo ich das aussprechen kann, womit nach Deiner Erwartung der Brief hätte beginnen sollen. Mein lieber Freund, Du weißt jetzt den Grund, warum mein Brief so ungebührlich lange sich verspätet hat. Ich habe im strengsten Sinne keine Zeit gehabt. Aber auch oftmals keine Stimmung. Man schreibt eben Briefe an Freunde, die man so liebt, wie ich Dich liebe, nicht in jeder beliebigen Stimmung. Ebensowenig schreibt man in einem erhaschten Moment heute eine Zeile und morgen eine, sondern man sehnt sich nach einer vollen und breiten Stunde und Stimmung. Heute blickt der freundlichste Herbsttag zum Fenster herein. Heute habe ich den Nachmittag frei, wenigstens bis 1/2 7 Uhr, als welche Stunde mich zur Abendfütterung und Tränkung in den Stall ruft. Heute feiere ich den Sonntag auf meine Weise, indem ich meines fernen Freundes und unsrer gemeinsamen Vergangenheit in Leipzig und im Böhmerwald und in Nirwana gedenke. Das Schicksal hat mit einem plötzlichen Ruck das Leipziger Blatt meines Lebens abgerissen, und das nächste, das ich jetzt in diesem sibyllinischen Buche sehe, ist mit einem Tintenklecks von oben bis unten bedeckt. Damals ein Leben in freister Selbstbestimmung, im epikureischen Genuß der Wissenschaft und der Künste, im Kreise von Mitstrebenden, in der Nähe eines liebenswerthen Lehrers und — was mir das Höchste bleibt, was ich von

jenen Leipziger Tagen sagen kann — im steten Umgang mit einem Freunde, der nicht nur Studienkamerad ist oder etwa durch gemeinsame Erlebnisse mit mir verbunden war, sondern dessen Lebensernst wirklich denselben Grad zeigt, wie mein eigner Sinn, dessen Werthschätzung der Dinge und der Menschen ungefähr denselben Gesetzen wie die meinige folgt, dessen ganzes Wesen schließlich auf mich eine kräftigende und stählende Wirkung hat. So vermisse ich auch jetzt nichts mehr als eben jenen Umgang; und ich wage selbst zu glauben, daß wenn wir zusammen verurtheilt wären unter diesem Joche zu ziehen, wir unsre Bürde heiter und würdevoll tragen würden: während ich augenblicklich nur auf den Trost der Erinnerung hingewiesen bin. In der ersten Zeit war ich fast verwundert, Dich als meinen Schicksalsgefährten nicht zu finden: und mitunter, wenn ich reitend den Kopf umdrehe nach dem andern Freiwilligen, so meine ich Dich auf dem Pferde sitzen zu sehen.

Ich bin in Naumburg ziemlich einsam; ich habe weder einen Philologen noch einen Schopenhauerfreund im Kreise meiner Bekannten; und selbst diese kommen selten mit mir zusammen, weil der Dienst meine Zeit sehr beansprucht. Somit habe ich oft das Bedürfniß, die Vergangenheit wiederzukäuen und die Gegenwart durch Beimischung jener Würze verdaulich zu machen. Als ich heute morgen im Regenmantel durch die schwarze kalte feuchte Nacht gieng und der Wind unruhig um die dunkeln Häusermassen blies, sang ich vor mich hin „ein Biedermann muß lustig, guter Dinge sein" und dachte an

unsre närrische Abschiedsfeier, an den hüpfenden Kleinpaul — dessen Existenz augenblicklich in Naumburg und Leipzig unbekannt, aber deshalb nicht fraglich ist —, an Koch's dionysisches Gesicht, an unser Gedenkmal am Ufer jenes Leipziger Stromes, das wir Nirwana tauften und das meinerseits die festlichen Worte, die sich siegreich erwiesen haben, trägt *γένοι' οἷος ἐσσί.*

Wenn ich zum Schluß diese Worte nun auch auf Dich anwende, theurer Freund, so sollen sie das Beste umschließen, was ich für Dich im Herzen trage. Wer weiß, wann das wechselnde Geschick unsre Bahnen wieder zusammenführen wird: möge es recht bald geschehn; wann es aber immer auch geschehe, ich werde mit Freude und Stolz auf eine Zeit zurückblicken, wo ich einen Freund gewann *οἷος ἐσσί.*

Friedrich Nietzsche,
Kanonier der 2. Batterie der reit. Abtheil.
des Feldartilleriereg. Nr. 4.

Naumburg, den 3. November 1867.

NB. Der Brief hat sich wieder einige Tage verzögert, weil ich gern ein Kistchen mit Weintrauben demselben folgen lassen wollte: schließlich erklärt die unselige Post, selbiges nicht annehmen zu wollen, weil die Weintrauben nur als Most ankommen würden.

Ignoscas.

Nr. 3.

Nietzsche an Rohde.

[Naumburg, 1.—3. Februar 1868.]

Mein lieber Freund,

Sonnabend ist es, und zwar neigt sich der Tag seinem Ende zu. Für einen Soldaten liegt ein Zauber in dem Wort „Sonnabend", ein Gefühl der Beruhigung und des Friedens, das ich als Student nicht kannte. Ruhig schlafen und träumen zu können, ohne daß das Schreckensbild des andern Morgens die Seele umschwebt, wiederum 7 Tage jener uniformirten Aufregung, die man Militärjahr nennt, überwunden und abgethan zu haben — was giebt das für einfache und starke Vergnügungen, eines Cynikers würdig und fast zu billig und zu bequem von uns erworben! Ich verstehe jetzt jene erste und größte Sonnabendnachmittagstimmung, in der das behagliche Wort erscholl *πάντα λίαν καλά*, in der der Kaffee und die Pfeife erfunden wurde und der erste Optimist in's Leben trat. Jedenfalls waren die Ebräer, die jene schöne Geschichte erdachten und glaubten, Kriegsleute oder Fabrikarbeiter, aber gewiß keine Studenten; denn diese hätten 6 Feiertage und einen Werkeltag zum Vorschlag gebracht und würden in der Praxis auch jenen einen Tag den übrigen gleich gemacht haben. Wenigstens war dies meine Praxis: und ich fühle augenblicklich den Gegensatz zwischen meinem jetzigen Leben und meiner früheren wissenschaftlichen Müßiggängerei sehr stark. Könnte

man nur einmal die Philologen von 10 Jahren zusammenholen und sie zur Dienstleistung in ihrer Wissenschaft so drillen, wie es beim Militär Mode ist: nach 10 Jahren wäre eine Philologie nicht mehr nöthig, weil alle Hauptarbeit gethan wäre; sie wäre aber auch nicht mehr möglich, weil kein Mensch freiwillig unter diese Fahne treten würde, eine Fahne, bei der der Begriff des „Einjährigen-Freiwilligen" ganz wegfällt.

So ein Sonnabend macht geschwätzig, wie Du merken wirst; da wir die übrige Woche zu viel zu schweigen haben und alle unsre Seelenfähigkeiten nach dem Commandowort des Vorgesetzten zu regeln pflegen, so quillt an den unbewachten Momenten des Sonnabends das Wort aus der Lippe und die Zeile aus dem Tintefaß, zumal wenn das Feuer im Ofen knistert und draußen der frühlingschwangere Februarsturm braust. Sonnabend, Sturm und Zimmerwärme, das sind die besten Ingredienzen, aus denen der Punsch der „Briefstimmung" gebraut wird.

Mein lieber Freund, dies mein Leben ist jetzt wirklich sehr einsam und freundelos. Da ist nichts von Anregungen, das ich mir nicht selbst gäbe, nichts von jenem harmonischen Zusammenklang der Seelen, wie es manche gute Stunde in Leipzig mit sich brachte. Vielmehr Entfremdung der Seele von sich selbst, Übergewicht eines herrschenden Einflusses, der den Geist zu straffer Furcht zusammenrafft und ihn die Dinge mit einem Ernste zu betrachten lehrt, dessen sie nicht werth sind. Dies ist die Kehrseite meiner jetzigen Existenz, wie Du sie mir gewiß nach-

fühlen kannst. Drehen wir aber die Münze um. Dies Leben ist zwar unbequem, aber, als Zwischengericht genossen, unbedingt nützlich. Es ist ein fortwährender Appell an die Energie eines Menschen und mundet besonders als *ἀντίδοτον* gegen die lähmende Skepsis, über deren Wirkung wir manches miteinander beobachtet haben. Dabei lernt man seine Natur kennen, wie sie sich unter fremden, meist rohen Menschen, ohne Beihülfe der Wissenschaft und ohne jene traditionelle Fama, die unsern Werth für unsre Freunde und für die Gesellschaft bestimmt, zu offenbaren pflegt. Ich habe bis jetzt bemerkt, daß man mir wohl will, so Hauptmann wie Kanonier; andrerseits thue ich, was mir obliegt, mit Eifer und eignem Interesse. Darf man darauf nicht stolz sein, wenn man als der beste Reiter unter 30 Rekruten gilt? Wahrhaftig, lieber Freund, das ist mehr als eine philologische Prämie: obwohl ich auch gegen derartige Lobsprüche nicht unempfänglich bin, wie sie mir die Leipziger Fakultät zu Theil werden ließ. Darf ich Dir, ohne in den Ruf eines eitlen Narren zu kommen, jenes *ἐγκώμιον*, wie es im Programm S. 22 steht, abschreiben?

Philosophorum denique ordini unus traditus libellus est et ex classe quidem prima: ‚De fontibus Laertii Diogenis' hac inscriptione *γένοι' οἷος ἐσσί.* Pind. Pyth. II. v. 73 (denkst Du noch an unser Nirwanaplätzchen im Rosenthal?). Eius libelli scriptor, quum res, quae ad eam quaestionem pertinerent, et litteras, quae huc facerent, penitus cognovisset earumque momenta acri in-

genio examinasset, rem, quam explanandam susceperat, persecutus ita est, ut, quum summo acumine in singulis locis cognoscendis atque iudicandis uteretur summaque sagacitate in vero indagando, inveniendo, e tenebris eruendo versaretur ingenioque in colligendo plurimum valeret atque ea, quae explorate perceperat, dilucide exponeret, vix quidquam reliquerit in ea quaestione, quod aut addi aut demi posse videretur, summamque et ingenii et doctrinae laudem ab ordine amplissimo consecutus sit. e. q. s.

Nicht wahr, lieber Freund, tant de bruit pour une omelette? Aber so sind wir, wir machen uns lustig über solch ein Lob und wissen nur zu gut, was es auf sich, resp. hinter sich hat; aber trotzdem verzieht sich das Gesicht zu einem wohlgefälligen Grinsen. Bei solchen Dingen ist unser alter Ritschl ein Kuppler, his laudibus splendidissimis sucht er uns im Netz der Dame Philologie festzuhalten. Ich habe erstaunliche Lust, in meinem nächsten in honorem Ritscheli geschriebenen Aufsatz (über Demokrit's Schriftstellerei) den Philologen eine Anzahl bittrer Wahrheiten zu sagen. Bis jetzt habe ich für denselben die schönste Hoffnung: er hat einen philosophischen Hintergrund bekommen, was mir bis jetzt bei keiner meiner Arbeiten gelungen war. Außerdem bekommen alle meine Arbeiten ohne meine Absicht, aber gerade deshalb zu meinem Vergnügen eine ganz bestimmte Richtung; sie weisen alle wie Telegraphenstangen auf ein Ziel meiner Studien, das ich nächstens auch fest in's Auge fassen werde. Es ist

dies eine Geschichte der litterarischen Studien im Alterthum und in der Neuzeit. Es kommt mir zunächst wenig auf die Details an; jetzt zieht mich das Allgemein-Menschliche an, wie das Bedürfniß einer litterar-historischen Forschung sich bildet und wie es unter den formenden Händen der Philosophen Gestalt bekommt. Daß wir alle aufklärenden Gedanken in der Litteraturgeschichte von jenen wenigen großen Genien empfangen haben, die im Munde der Gebildeten leben, und daß alle guten und fördernden Leistungen auf dem besagten Gebiete nichts als praktische Anwendungen jener typischen Ideen waren, daß mithin das Schöpferische in der litterarischen Forschung von Solchen stammt, die selbst derartige Studien nicht oder wenig trieben, daß dagegen die gerühmten Werke des Gebietes von Solchen verfaßt wurden, die des schöpferischen Funkens bar waren — diese stark pessimistischen Anschauungen, in sich einen neuen Kultus des Genius bergend, beschäftigen mich anhaltend und machen mich geneigt, einmal die Geschichte darauf hin zu prüfen. An mir selbst stimmt die Probe; denn mir ist es so, als ob Du bei den niedergeschriebenen Zeilen den Duft von Schopenhauerscher Küche riechen müßtest.

Von diesen Luftschlössern ist der Abfall zur Wirklichkeit recht bitter. Denke, lieber Freund, daß ich, der ich in den angedeuteten Aussichten gelegentlich schwelge, trotzdem nicht im Stande bin, das Allernächste zu beendigen. Es ist mir rein unmöglich, den versprochnen Beitrag zum Ritschlbuche zur rechten Zeit zu liefern. So sehr die Materie mir im Kopf

und am Herzen liegt, so fern ist doch die Ausarbeitung: da fehlt es an hundert Dingen, an Zeit, Büchern, guten Freunden, Momenten der Sättigung und der Erhebung: und zu jedem dieser Mängel muß ich hinzufügen, daß jeder einzelne schon die Kraft hat, mich an einer Ausarbeitung zu hindern. Glückliche Menschen, sagt Ritschl von den Studenten, ihr habt 14 Stunden des Tages für euch und eure Studien! Elender Mensch, sage ich zu mir, du hast nicht zwei Stunden des Tages; und selbst diese mußt du dem Mavors opfern, der dir sonst das Lieutenantspatent verweigert. Ach lieber Freund, was ist so ein reitender und fahrender Artilleriste für ein Unglücksthier, wenn er litterarische Triebe hat! Unser alter Kriegsgott hatte eben die jungen Weiber, nicht alte verschrumpelte Musen gern. Ein Kanonier, der über demokritische Probleme oft genug in der Kasernenstube nachdenkt, auf einem schmutzigen Schemel kauernd, indem ihm die Stiebeln gewichst werden, ist nun einmal ein *παράδοξον*, auf das die Götter mit Hohn blicken.

Wenn Ihr also noch bis November dieses Jahres warten wollt, so macht Ihr mir eine große Freude. Wir sammeln im Frühjahr und Sommer die Aufsätze unsrer Freunde, besprechen und beurtheilen sie, verhandeln mit dem Buchhändler, lassen lustig drucken — und dann kommt mein Aufsatz, zuletzt und spät zwar, aber doch zur rechten Zeit. Übrigens fand auch Klemm den bisherigen Termin als zu kurz gesteckt. Bitte, theile mir doch Deine Meinung über diesen Punkt mit!

2*

Wenn ich dir sage, daß ich täglich von Morgens 7 Uhr bis Abends um 5 im Dienst bin, außerdem noch bei einem Lieutenant und bei einem Thierarzte Vorträge höre, so kannst Du ermessen, wie schlimm ich daran bin. Abends ist der Leib schlaff und müde und sucht zeitig sein Nest. Und so geht es ohne Rast und Ruh aus einem Tag in den andern. Wo bleibt da die für wissenschaftliche Ausarbeitungen nöthige Sammlung und Contemplation! Ach sogar für Dinge, die mir näher stehen als meine litterarischen Bedürfnisse, die χάριτες eines freundschaftlichen Briefwechsels und der Kunst, fällt so selten eine Stunde ab. Laß mich nur erst wieder im Vollgenuß meiner Zeit und Kräfte sein —

si male nunc, non olim sic erit.

Und im nächsten Jahre gehe ich nach Paris. Beinahe bin ich überzeugt, daß Du auf denselben Gedanken kommen wirst. Bekanntlich muß ja ein Biedermann lustig, guter Dinge sein, wenn anders Sankt Offenbach Recht hat.

Dir, also, Poesie der Zukunft, und dir, Freundschaft der besten Vergangenheit, den letzten Federzug, den letzten Tintenklecks!

Fulsere quondam candidi Tibi soles!

Fr. Nietzsche
in treuer
Freundschaft.

Naumburg, 1.—3. Febr. 1868.

Nr. 4.

Rohde an Nietzsche.

Kiel, am Supernumerarfebruar[1]) 1868.

[1]) Schol. δηλονότι: am 29.

Mein lieber Freund und reitender Kanoniker, ich bilde mir ein, daß Du schon seit geraumer Zeit auf eine Antwort von mir wartest und wahrhaftig ist der Grund meines langen Zögerns nicht der, auf den sonst alle Briefsäumnisse sich zurückführen lassen, die schon den alten Deutschen bekannte Faulheit. Im Gegentheil ist kein Tag hingegangen, da ich, bei dem Mangel persönlichen Verkehrs mit Dir, nicht den sehnlichen Wunsch gespürt hätte, wenigstens brieflich ein wenig mit Dir zu plaudern und mich so künstlich in die segensreichste Periode meiner bisherigen Existenz zurückzusetzen. Ich hatte mir aber gleich gegen Anfang des Semesters in den Kopf gesetzt, meinen Ὄνον säuberlich aufzuschirren, und wollte nicht eher als in Begleitung dieser harmlosen Kreatur wieder vor Dir erscheinen. Nun nahmen mich Allotria aller Art, Collegien, die man begreiflich hier in dem kleinen Nest nicht mit solcher Feierlichkeit schwänzen kann als wir weiland in Leipzig, Seminar, eine historische (nun bitt' ich Einen, ich und Historie!) Gesellschaft bei Gutschmid ꝛc. — all diese Allotria und manches Andre hielten mich fortwährend ab, meine Arbeit zu beenden, und so schob ich eigensinnig auch das Schreiben hinaus. Endlich ist das opus

fertig und folget denn anbei; ein bescheidnes *συμβολίδιον* (nach der Analogie von *γλαυκίδιον, ψελίδιον!*), worüber ich Dich bitte mir gänzlich ungeschminkt Deine Ansicht zu sagen; denn gegen Tadel eines so wohlmeinenden Freundes bin ich so zugänglich wie möglich. Eins nur bitte ich Dich zu bedenken; daß nämlich aus dem ziemlich mageren Knochen des Problems sich eine sehr kräftige Suppe mit dem besten Willen nicht kochen ließ. Mir scheint die rechte Frische der Darstellung zu fehlen; ich bin, was selbst für solche, wenig persönliche, Dinge doch von wesentlichem Einfluß ist, an „Glückseligkeit des Herzens", um mit Lenz zu reden, die Zeit her recht arm gewesen; ich kam mir recht sandig vor und so wird sicher auch das opusculum ein wenig ledern geworden sein. Über den eigentlichen Charakter des Ganzen habe ich selbst effectiv gar kein Urtheil, und so würdest Du mir einen Dienst leisten, wie er einem treuen Freund besonders geziemt, wenn Du mir in allen Beziehungen, gänzlich ungescheut, den Staar stechen wolltest; worum ich also aufrichtigst bitte.

Um mit eins beim „Symbolischen" zu bleiben, so ist ja ganz natürlich, daß Du, Deinen jetzigen Umständen nach, nicht vor November Deine Arbeit wirst beendigen können. Durch meine frühe Einsendung meines Eseleins will ich nicht etwa zur Eile mahnen, sondern wollte die Bestie nur endlich los sein. Dennoch, glaube ich, wäre es ganz gut, wenn etwa Vater Windisch ab und an die verschiedenen Symboliker ein wenig anspornen wollte, damit die

Sache in Gang bleibt. Kürzlich hat Heynemann aus Berlin bei mir angefragt, ob die Angelegenheit etwa schlafe, worauf ich ihm denn antwortete, sie wache vielmehr ganz besonders. Er hat seinen tragischen Juden (Ezechiel hieß die Creatur ja wohl) abgethan und will etwas Horazisches beisteuern, schien auch schon ziemlich weit vorgeschritten zu sein. So werden wir ja doch wohl, dis faventibus, zum neuen Jahr die philologische Republik in bewunderndes Staunen versetzen können durch unsre Symbola. Hauptaufgabe bleibt ein sehr pikanter Titel; auch müßten wir doch irgend eine einigermaaßen passende Gelegenheit, die auf Vater Ritschl'n Bezug hätte, ausfindig machen. Wollten wir boshaft sein und der Berliner Clique den Handschuh hinwerfen, so könnten wir mit der Bonner Jubelfeier zugleich ans Licht treten. Das wäre nur gar zu verwegen, auch schon der Zeit nach zu früh.

Καὶ ταῦτα μὲν τοιαῦτα. Wie sehr ich mich zuerst über Deine Verwandlung in einen rauhen Krieger verwundert habe, kannst Du Dir denken; ich pries nur innerlich den Daemon, der mich abhielt nach Berlin zu gehen; denn was in aller Welt hätte ich dort allein gesollt! Das merkte jener Daemon eben und hielt mich ab. So egoistisch ist eben die Creatur; denn für Dich wird jene Verwandlung wohl mehr gesund als erheiternd sein. Es ist wahr, so ein ganz exclusiv gleichsam von den reinen Kräutern geistiger Existenz lebender Mensch, wie Du und ich in Lpz, ist dann, wenn er das unsaubre Fleisch einer wesentlich im Willen concentrirten Daseinsclasse genießen

soll, entsetzlich „zipp", wie man bei uns sagt; man verwöhnt sich in diesem sublimirten und isolirten Dasein gegen das leiseste Lüftchen, anstatt sich an das alte so äußerst praktische Wort zu halten: take it easy! Und so kann ich Dir die unbehagliche Leere trefflich nachfühlen, die Dich beherrscht. Geht es mir doch, obwohl ich ja anscheinend so ziemlich im alten Gleise geblieben bin, kaum anders! Ich werde mich in Zukunft noch fester als bisher auf meinen Instinkt verlassen, als welcher offenbar das Beste am ganzen Intellect ist. Sagte mir dieser Instinkt nicht ganz klar: geh' nicht nach Kiel, mein Sohn, denn da geräthst Du unter ein ganz braves, gutherziges, aber viereckiges, vom Schwung verlassenes, bleiernes Geschlecht? Und doch bin ich her gegangen. Nun hat der Instinkt wieder einmal Recht bekommen. Es ist wohl wahr, wir haben uns in Leipzig ein wenig verwöhnt, aber wenn man denn nun eine längere Zeit das Glück genossen hat, an der Seite eines Freundes, von dem man im tiefsten Grunde verstanden wurde, durchs Dasein zu gehen und in wechselndem Austausch erquickende Anregung zu genießen, so will Einem das Entbehren solcher Kameradschaft gar nicht munden. Ich war, durch nicht grade beglückende Naturanlage, immer paucorum hominum; hier werde ich fast nullius hominis. Auf die Philologen doch naturgemäß zunächst angewiesen finde ich unter diesem Häuflein wahrhaftig nicht Einen, der mich im geringsten anzöge; die Meisten von jenem Thon, aus dem man später kinderzeugende Alltagslehrer formt. Ein Einziger mit dem man wenigstens

über philologica ein halbwegs vernünftiges Wort sprechen kann, ein braver, gewiß innerlich treuer und ehrenhafter Mensch; aber ich habe stets eine Art Scheu vor dem Nachmittagsspaziergang, den ich, aus höflicher Convenienz, mit ihm zu machen fast gezwungen bin. Denn es fehlt ihm, und so allen eigentlich typischen Holsteinern, jede leiseste Spur jener Federkraft, die ihren Besitzer und seine Umgebung zu schwungvollerem Gange im Sande der Alltäglichkeit bringt. Blei — das ist das Element dieser Klasse. Dazu keine Musik oder so gut wie keine, in dieser Stadt voll sehr vieler, sehr wohlhabender Böotier; Theater gänzlich null — wo soll denn da der Mensch seine Seele baden! Ich ringe so oft nach Momenten tieferer Contemplation, Augenblicken der *Ἕνωσις πρὸς τὸν θεόν*: aber ich fühle immer nur, daß das ein Geschenk der Götter ist, und mit nichts erarbeitet werden kann. Kaum daß Schopenhauer mir ab und an die Seele ein wenig weitet; ich flüchte oft andächtiger zu ihm als manche alte Jungfer zu ihren „Stunden der Andacht". [— —]

Indeß was soll das Jammern. Ich habe zum Glück in praxi immer das Princip durchgeführt, mich von solchen Gedanken nie unterkriegen zu lassen, und so geht's denn jetzt auch. Nur freilich entbehre ich Deinen Umgang schmerzlich genug. Warum soll ich Dir nicht offen sagen, wieviel ich Dir verdanke! und wie mir mit dem Gedanken an Deine Freundschaft eine wesentliche Säule der Existenz weggezogen würde. So oft Du mir schreibst, so oft denke, daß Du mir eine wahre Wohlthat thust und die besseren

und voller tönenden Saiten meiner wunderlichen Natur in Schwingung setzt. — Wäre das nicht eigentlich ein vortrefflicher Gedanke, wenn wir nächstes Jahr, am Besten schon nächsten Winter, gemeinsam nach Paris gingen? Ich würde mich darauf kindlich freuen, auch meine Pläne eventuell so danach einrichten, daß ich am Schluß des Sommersemesters den Dr. machte. Schreibe mir darüber ja! [— —]

Sehr gefreut hat mich, wie gewiß unseren ganzen Leipziger Kreis, Dein glänzender Erfolg in der Laertiussache; obwohl ja von vorne herein gar kein Zweifel am Gelingen sein konnte. [— —]

Zu Deinen ferneren Entdeckungen auf litterarhistorischem Gebiete wünsche ich Dir und unsrer Wissenschaft viel Glück; immer mit dem neidischen Hintergedanken — wie denn der Mensch eine gemeine, selbstsüchtige Bestie ist —: wer doch auch solch' ein allgemeines, wirklich erstrebenswerthes Ziel hätte! ich fürchte, ich bin von vorne herein etwas schief gefahren; unter den übrigen Hämmeln auf der nun allmählich abgegrasten Weide der wirklich großen Autoren zu grasen hatte ich keine Lust, so knappre ich abgeschmackter Weise an den abgelegnen Rändern herum, anstatt mir von vorne herein eine vernünftige Trift auszusuchen, deren's ja noch genug giebt. Nun der Daemon bessre's! [— —]

Meine verehrten Commilitonen sind ganz wackere, vor den Sachsen [— —] durch treue Festigkeit des Charakters ausgezeichnete Leute, aber zum Umgang nicht empfehlenswerth, denn in der That erhebt sich ihr Interesse nicht über das Gebiet der Willensreize.

Zum Höchsten zählen sie zu jener Sorte von philologischen Studiosen, die an dem Treiben der Wissenschaft nur soweit theilnehmen, als Skandal dabei zu Tage kommt, eine mir gründlich verhasste Sorte, die, wie die Weiber, kein anderes als ein kleinlich persönliches Interesse nehmen können. Denn was eigentlich das Bedeutende der Persönlichkeit mache erkennt ja dies Volk gar nicht. [— —]

Ribbeck ist persönlich ein höchst coulanter, liebenswürdiger Mann, auch im Seminar von wünschenswerther Frische. Seine Force ist eine gewisse künstlerisch-aesthetische Feinfühligkeit [— —], und er wird auf keinen Fall jemals trivial. Gutschmid ist ein kleiner blasser Mann mit einem gewaltigen Schnauzbart. Persönlich, wie alle Sachsen, sehr zuvorkommend, innerlich, wie mir scheint, fein organisirt und ich traue ihm zu, daß er in vielen wichtigen Dingen im Stillen den Muth hat eigner Meinung zu sein. Eine ähnliche Gelehrsamkeit wie bei dem kleinen Kerl habe ich mein Lebtag nicht gesehen.

Petrus Guilelmus Forchhammer ist ziemlich null; er hat ja eine gewisse Art von Mutterwitz, aber in seine Wassertheorie verliebt wie Hoff in seinen Malzextract, kümmert er sich, mit diesem Universalmittel gerüstet, um andere Heilmethoden wenig, preist den Schöpfer und trinkt mehr Grog dazu als lautre Milch der Weisheit. [— —]

Für diesmal ist nun das Papier zu Ende. Laß dir doch vor Allem den Gedanken an die Pariser Reise — noch schöner wär's freilich wenn es gleich eine italienische würde! — im Kopf herumgehen! Jeden-

falls habe ich immer in dem Gedanken als einem selbstverständlichen fortgelebt, daß wir uns in Kurzem wiedersehen würden, und wenn's nicht jetzt in ungebundner Jugendzeit geschieht, so wird das immer unwahrscheinlicher. — Adieu also, lieber Freund, laß recht bald von Dir hören und sei überzeugt, daß mit treuem Herzen täglich Deiner gedenkt Dein Freund Erwin Rohde.

Nr. 5.

Nietzsche an Rohde.

[Naumburg, 3. April 1868.]

Mein lieber Freund,

dieser Brief ist schlecht geschrieben und enthält Krakelfüße; dafür ist es der Brief eines Kranken, der seinen Arm noch nicht ohne Schmerzen bewegen kann.

Denn siehe, lieber Freund, ich bin seit 3 Wochen schon schwer leidend gewesen: und die Veranlassung war eine Bagatelle. Da zerreiße ich mir beim Reiten ein paar Muskeln der Brust und hatte dadurch Schmerzen, die am ersten Abend gleich ein paar Ohnmachten hervorriefen. Nun lag ich 10 Tage fest in der schlimmen Bedeutung des Wortes, d. h. unbeweglich, wie aufgespannt und mit Stricken gebunden, unter schrecklichen Schmerzen, fortwährendem

Fieber, ruhelos Tag und Nacht, mit Eisumschlägen. Dazu kam noch als schlimmer Gesell ein hartnäckiger Magenkatarrh. Endlich nach diesen zehn Tagen wurden Schnitte in die Brust gemacht, und ich habe seit jener Zeit das philokteteische Vergnügen einer starken Eiterung. Bei der Zerreißung jener Muskeln hat sich viel Blut im Innern der Brust versetzt: und dies ist nun in Eiterung übergegangen. Ich sage zu wenig, wenn ich sage, daß schon vier, fünf Tassen von Eiter aus jener Wunde hervorgequollen sind. Seit jener Zeit bin ich wieder vom Bette aufgestanden; aber der Zustand ist noch kläglich: matt wie eine Fliege, angegriffen wie eine alte Jungfer, mager wie ein Storch.

Dabei muß ich mich aus einer liegenden Stellung immer noch emporheben lassen; die ganze Brust ist wie eingeschnürt, und alle Bänder, Muskeln und Sehnen schmerzen. Vorgestern bin ich auch einmal im Freien gewesen und ich schleppte Bein hinter Bein wie ein Invalide und wurde nach einer Viertelstunde müde.

Dies das ärztliche Bulletin. Die Moral: Zerreiße keine Muskel nicht!

Nun lieber Freund will ich Dir erzählen, wie unter den vielen abscheulichen Medizinen auch eine sehr angenehme war, die mir mehr genützt hat als jene abscheulichen. Das war Dein Brief und Deine Sendung. Da wachte ich eines Morgens auf, erquickt durch den Schlaf — ich nahm alle Abende Morphium — und bekam wie ein Geschenk des jungen Tages Deinen Brief auf das Bett. Ach be-

kämen doch alle Kranken solche Briefe; in denen Lebenskraft, Freundschaft, Hoffnung, Erinnerung, kurz alle guten Dämonen stecken.

Zugleich war es Deine mitgeschickte Arbeit, die mich zum ersten Male wieder zum geordneten wissenschaftlichen Denken reizte, deren Lektüre mich einen Vormittag meine Schmerzen vergessen ließ.

Aber heiliger Buddha, Du verlangst eine Kritik von mir; ich weiß nicht, was ich Dir als Gesunder darauf antworten würde, als homo miser sage ich nur, daß ich *οὐχ ἱκανὸς τοῦ κρίνειν*; wie es einmal von Kallimachus heißt, was mich immer sehr gefreut hat. Doch habe ich für unsre lanx satura nur den einen Wunsch: daß die andern 8 Aufsätze nicht allzu tief unter das von Dir angenommene Niveau steigen mögen. Ich selbst empfand wirkliche Gewissensbisse: und die Folge war, daß seit jenem Tage ich mich immer mit meinem Demokrit schleppe, wie eine schwangere Frau; doch ohne Aussicht sobald zu gebären. Der ganze Handel ist etwas bedenklich geworden, und vor meinem leiblich rigorosen philologischen Gewissen zerbröckelt immer mehr.

Du kannst wirklich in puncto Deiner Abhandlung gutes Muthes sein; der Stoff hat doch viel Würze in sich, und Deine ganze Fassung des Problems hat gesunde frische Glieder und rothe Backen. Insbesondre ist jener Zug im Ganzen, der den Leser zwingt erst am Ende Halt zu machen: womit viel gesagt ist. Ein paar Mal hast Du mich etwas erschreckt: obwohl ich mich gleich wieder beruhigte. Aber warum soll der Leser erschrecken? Wenn Du

z. B. S. 30 gegen Teuffel sagst „umsomehr, als ja der Lucianische Ursprung des Ὄνος durchaus nicht unbestritten ist“, so erschrickt der Leser, den man sich ja als ein wenig dumm vorstellen muß: weil er in dem Glauben stand, es stehe jener Ursprung fest, da Du, ohne ein Wort anzudeuten, auf jenen Ursprung hin Deine Hypothese behauptet und andre bestritten hast. Liest der dumme Leser nun weiter, so bekommt er die ganze Sachlage später vor Gesicht und entscheidet sich mit Dir, daß der ὄνος aus dem Stalle Lucian's ist. Aber das angeführte Sätzchen muß fort, damit es bei den Nervenschwachen keinen plötzlichen Schrecken macht.

Wo Du später die Frage nach der Autorschaft Lucian's zu untersuchen beginnst, da hast Du mich zum zweiten Male erschreckt. „Nun könnte es scheinen, sagst Du, als ob die ganze Frage sich am kürzesten so erledigen lasse, daß man dem Lucian zwar die Autorschaft der Schrift abspräche, dann sich aber u. s. w. — was die Ansicht eines gewissen Hoffmann ist“. Dieser Satz erregt sogar unser Grausen, weil er so leichthin gegen all die schönen Ausführungen der ersten Kapitel streitet: besonders aber sprichst Du zu kaltblütig von dieser ganzen Auffassung; dies „es könnte scheinen“, dies „am kürzesten so erledigen lassen“ berührt mich peinlich. Willst Du nicht den Hoffmann bei Seite lassen oder in eine Anmerkung werfen?

Schließlich kann ich Dir kaum einen Satz der nächsten Seite zugeben „und alles bisher Vorgetragene könnte richtig sein, auch wenn Lucian nicht der Ver-

fasser unsres ὄνος wäre"; was in dieser Allgemeinheit gesagt schnell den Widerspruch weckt.

So habe ich mich doch noch zu einigen Äußerungen verlocken lassen, die ganz von ferne an das von Dir gewünschte munus critici erinnern. Na, verzeih, daß sie überhaupt geschrieben sind.

Denke Dir, daß man mir in diesen Tagen feierlich durch den Unteroffizier du jour im Namen des Hauptmanns und der Avancirten gratulirte, daß ich auf Regimentsbefehl „Gefreiter" geworden sei. Ach, beim Hund, daß ich doch erst „Befreiter" wäre!

Das erinnert mich an jene Pariser Reiseaussichten, die Du wie einen schönen bunten Ball mir zugeworfen hast. Ich stimme bei, ich bin überzeugt, ich hoffe, ich arrangire; der Gedanke ist bei mir schon fest in mein nächstes Zukunftsgewebe eingewoben. Aber lieber Freund, nicht vor Sommer nächsten Jahres! denn Schreckliches verlangen die Himmlischen vorher noch von mir: sie haben vor jene Reise ἱδρῶτα gestellt. Doctordissertation, Ritschlsatura, Museumsindex — „Brich nicht, Steg".

Übrigens möchte ich nicht in Paris leben, wenn es nicht möglich wäre, etwas mit für seinen Broderwerb zu sorgen. Man ist dort so fleißig und man bezahlt den Arbeiter gut. Seien wir Arbeiter! Auf die Dauer kann ich nicht auf mein Restchen Vermögen hin leben, besonders nach Pariser Fuß.

Jedenfalls wird dort großartig gearbeitet, die Bibliothek zerwühlt, eine Revolution mitgemacht, der Tod des Kaisers erlebt und Französisch gelernt.

Ach lieber Freund, was für Aussicht für einen

Philoktet, der wieder sein ῥάκος voll νοσηλεία — sind das wirklich die richtigen griechischen Worte: ich verlerne γηράσκων αἰεὶ — ꝛc. —.

Da liegt wieder eine Reihe von Tagen. Daß man nicht einmal an seine Freunde ungestraft schreiben darf. Ja, die Götter sind böse und neidisch von Jugend auf.

Das bischen Briefschreiben hat mir so geschadet, wie ich nicht vermuthen konnte. Ich mußte wieder zu Bett liegen bleiben und bin seit der Zeit steifer als ein Bock. Du hast keinen Begriff, was für vorsichtige Anstalten ich heute bei dem Schreiben dieser Zeilen treffen muß, um z. B. mit der Feder Tinte zu fangen. Und trotzdem alle Augenblicke dieser krampfartige Schmerz. Die Wunde eitert fort. Der Arzt ist zu einer andern Garnison versetzt. Ja ich weiß es, die Götter können die Cynismen, das Proletariat des Witzes nicht vertragen; sie zürnen mir, weil ich Dir von νοσηλεία und ῥάκος geschrieben habe.

Nun zwei Erlebnisse. Gestern kam Kohl's Dissertation an, und zwar mit dem Titel „J. Kant's Ansicht von der Willensfreiheit". Denke Dir, eine philosophische Dissertation von Kohl! In der der Name Schopenhauer lustig herumschwimmt. Ohne Unbescheidenheit sei es gesagt: ich roch so etwas von unsrer Atmosphäre heraus. So recht innerlich ist die Aneignung Schopenhauer's nicht: er wird mitunter mißgedeutet; und am Schluß geht es ihm schlecht als einem, dessen Lehre von der Unveränder-

lichkeit des Charakters im Grunde daher stamme, daß er seinen eignen selbst nicht habe im Zaume halten können.

Übrigens hat mich dies auf den Einfall gebracht, auch einmal philosophisch zu promoviren und so meiner Studentenkarte in Bonn und Leipzig noch nachträglich zu ihrem Rechte zu verhelfen; ich bin nämlich immer als stud. philos. spazieren gegangen.

Jetzt das zweite Erlebniß. Am selbigen Tage bekomme ich einen verführerisch liebenswürdigen Brief von Zarncke, in dem er mir die Mitarbeiterschaft am Litterarischen Centralblatt anträgt und zugleich für selbiges eine Anzeige der eben erschienenen Theogonieausgabe von Schömann wünscht: als welches Buch er mitschickt. So tauft man mich gebrechliches Menschenkind erst zum Gefreiten und dann zum Recensenten!

Gestern erzählte Volkmann, Kurt Wachsmuth habe eine große Entdeckung gemacht. Mehr wußte er nicht. Einen zweiten Sohn hat er auch gezeugt.

Lieber Freund, ein Wort nach und aus meinem Herzen hast Du geschrieben: der Instinkt ist das Beste am Intellekt. Besagter Instinkt sagt mir jetzt wie ein δαιμόνιον: „Denke noch etwas an deinen fernen Freund, aber schreibe nicht mehr.“

Und damit Lebwohl!

F. N.

Nr. 6.

Rohde an Nietzsche.

Hamburg, 28. April 1868.

Lieber Freund,

wenn dieser Brief Dich erreicht, so wird er hoffentlich schon nicht mehr meine Stelle als Eines vertreten müssen, der sich am Krankenbett seines Freundes hinsetzt, seine Hand ergreift und, aus treulichem Herzen, ihm einige gute Worte der Theilnahme sagen und zur Erheiterung von der Welt draußen und rosiger Zukunft ein wenig vorplaudern möchte. Ich denke die Zeit der Qual wird vorüber sein, Du „schleppst" nicht mehr „Bein hinter Bein", hast Dich von der Dürre des Storches wenn auch noch nicht zum Embonpoint eines Pelikans doch zu der behaglichen Fülle eines Spatzes wieder heraufgefüttert und genießest in Frieden der Ehren und Emolumente eines Gefreiten, als welcher, nach dem unsterblichen Schiller, auf der Staffel zur höchsten Macht steht. Im Ernst, mein lieber Freund, Dein Unfall, der gewiß beträchtlich schmerzhafter gewesen ist, als Du selbst es darstellst, hat mir viel Kummer gemacht, wennschon Gottlob Deine Constitution kräftig genug ist, um auch diesen Choc zu verwinden. Kannst Du, so laß mich bald erfahren, wie es mit Deiner Besserung geht. Daß Du mitten unter den gräulichen Schmerzen Dich zu einem Briefe an mich gezwungen hast, hat mich gerührt und so danke ich Dir

3*

für diesen letzten Brief noch mehr als sonst schon für jeden; laß mich im Geiste Dir die Hand schütteln und mich freuen, daß wir zusammen gehören. Das Wichtigste für mich und wohl auch für Dich ist zunächst die Aussicht auf die Pariser Reise. Ich sehe ein, daß vor nächstem Jahre es Dir freilich nicht möglich sein wird, Dich los zu machen. Zunächst durchkreuzte diese Einsicht meine châteaux d'Espagne; wie man sich denn meist diese Luftgebilde nach einem bestimmten capriciösen Geschmack zu bauen und zu möbliren pflegt. Jetzt habe ich nun aber die Sache einigermaaßen, der wiederkäuenden Kuh vergleichbar, im Geiste mir mundgerecht gemacht, und siehe, es passt mir doch auch so ganz wohl. Ich werde nämlich nun, statt am Ende des Sommers, erst um Weihnachten promoviren. Das hat entschiedene Vorzüge. Erstens ist das Sommersemester nur 3 Monate lang und also zur Ausarbeitung einer Dissertation, zu der noch nicht einmal der Keim vorhanden ist, und zur Praeparation auf jenes scheußliche Unthier, vor dem ich einen wahrhaft gigantesken Widerwillen habe, das Examen, — gar zu kurz. Dann aber, wenn die Frist eine längere ist, kann ich mich zugleich möglicher Weise auf das Staatsexamen einpauken, als welchen Lindwurm der Holste meistens zugleich mit seinem jüngeren und weniger giftigen Bruder, dem Doctorexamen zu erlegen pflegt: sehr vernünftiger Weise, denn dann ist es ja in der That, wie man hier sagt, Ein Aufwaschen. Freilich pflegt der Holste, ein etwas langsamer Kämpe, sich zu diesem Kampfe mindestens 10 Semester durch Fasten, Beten, Wohl-

thun und stupides Büffeln zu stärken: ich hoffe aber, mein Schutzpatron — wenn's freilich überhaupt einen heiligen Erwin giebt! — wird seine schützende Hand über mein junges 7½ Semester altes Leben halten, daß das Unthier umsonst fauche. (Nun habe ich eine ganze Seite wie St. Georg der Ritter gesprochen: Du weißt, alte Weiber fangen oft in der Angst an, zu singen und Poesie zu reden.) Falls ich aber dies Examen, vor dem ich in der That ein subjectives Grauen und ein ganz objectives, theoretisches Mißtrauen empfinde, hinter mir habe, gehe ich noch zweimal so freudig nach Paris; und dann soll es dort eine Existenz geben, die sich in eitel triumphirendem Tanzschritt bewegt! Sehr Recht hast Du, daß man dort versuchen müsste, sich etwas zu erwerben: ich denke nicht, daß das allzu schwer halten kann (schlimmsten Fall wird man Bierwirth, wie jenes Subject in Hopfens Buch „Verdorben zu Paris", was übrigens, so schlecht der Roman ist, für einen Parispilger ganz lesenswerth ist; ich möchte glauben, daß Du es gelesen hast). Wesentliche Bedingung ist freilich, daß man sich gleich vorsetzt mindestens ein Jahr dort zu bleiben; und welchen Nutzen Charakter, Intellect und Phantasie von solch einem Jahr in P. haben muß, das ist ja gar nicht zu sagen! Wir wohnen im achten Stock, geben täglich, wegen mangelnder Subsiistenzmittel, einige Stunden (im Tanzen, Griechischen, oder Biertrinken, was man ja jetzt in P. mit Wucht sich anzueignen trachtet) und im Übrigen leben wir, d. h. saugen mit allen Organen, was Gutes und Wissenswerthes in den

Museen, Bibliotheken, und namentlich im Leben sich uns darbietet, ein, entdecken ungezählte Anecdota, trinken Tag und Nacht Absinth und machen uns deutschen Winkelpedanten so unähnlich wie möglich. Es wird nämlich in der That famos! Et après? — Das ist nun freilich eine böse Frage. Daß Du Dich zu einer Universität wenden werdest und, wenn Du nicht gegen den Geist sündigen willst, müßtest, ist mir keinen Augenblick zweifelhaft. Ich aber, o Wismamitra, heiliges Scheusal, was mögen über mich die Unsterblichen beschlossen haben? Zur Universität mich wenden? Zur Noth, aber nur zur Noth, könnte ich die Mittel dazu auftreiben: aber ob ich überhaupt dazu berufen bin, ist mir sehr unsicher. Freilich mit Klotzen, Forchhämmerchen, Francisco Rittero getraue ich mir schon zu wetteifern; aber Pluck zu sein würde meine Eitelkeit nicht ertragen. Ein Schulamt zu kriegen ist nun allerdings das leichteste aller Dinge. Classen hat mir schon jetzt die freundlichsten Offerten für 69, wenn ich wolle auch 70 oder 71 gemacht, aber er selbst sagte, los komme man dann sehr schwer wieder. Und wirklich, seine beste Zeit und Kräfte auf Correcturen und Einpauken sogenannter Kinder zu verwenden, will mir nicht einleuchten. Überhaupt kommt mir's einstweilen noch gar nicht so vor, als ob es schon jetzt Zeit wäre, das schöne planlose Herumwandern aufzugeben, und, ein biedres Eheweib am Arm und zwei Rangen an den Rockschößen, ehrbar secretum iter et fallentis semitam vitae zu wallen! Auf den Bergen und dahinter ist's so schön und sonnig,

und viel schöner als hier an den wohlgepflasterten Ufern der viereckigen Alster: zu deutsch: Hamburg ist kein Ort für geistige Bestrebungen und contemplative Existenzen; und just hierher zöge mich nichts als der relativ allerdings sehr gute Gehalt. Tantum. Das Übrige stelle ich in Deine Hand, gepriesener Buddha! — Sich Sorgen zu machen ist Zeitverschwendung; aber einen Freundschaftsdienst würdest Du mir erzeigen, wenn Du mir einmal Deine Ansichten über diese Puncte eröffnetest. —

Kürzlich, an einem etwas weniger naßkalten Tage als heute stieg ich, von einem Spazierweg nach Hause kommend, harmlos, gedankenlos, dem kleinen Lämmlein gleich, das im Verborgnen blüht, die Treppen zu unsrer Etage hinauf. Was seh' ich an der Thüre: eine fragwürdige Gestalt, im grauen Röcklein, eine Visitenkarte emsig mit unserem Thürschild vergleichend. Sollte es ein Abgesandter des Corpus inscriptionum aus Berlin sein, das auf unserem Schild antike Reste entdeckt hatte? (Auf diese Vermuthung bringt mich eine Posse, die ich kürzlich hier von einer französischen Truppe aufgeführt sah, und worin ein eifriger Antiquar durch bloßes Schnüffeln mit der Nase zu dem Resultat kommt: Ici il sent Romain!) Ein Berliner war es in der That; längst wird der aufmerksame Leser gemerkt haben, daß ich von Herrn Dr. R. Kleinpaul, genannt Paulet, spreche. Der war nach Hamburg zu einer Ferienreise gekommen und hielt sein Versprechen, mich dann aufzusuchen. Ich habe ihm dann in seinen Culturstudien einigermaaßen geholfen, und so hat er sich mit wahrhaftem Biereifer Hamburg

vom rauhen Hause bis zum zoologischen Garten, von der Michaeliskirche bis zu den Tanzlokalen und unglaublich schauerlichen Volkstheatern in St. Pauli mit der dem Philosophen so wohl anstehenden Wißbegierde betrachtet. Im Ganzen war sein Eindruck ein ganz befriedigender, und das war mir doch angenehm: denn im Grunde bin ich wie jeder Hamburger ein eifriger Chauvinist für meine gute alte Vaterstadt. Es ist wirklich hier gar mancherlei Interessantes zu lernen, und so ist es gar nicht allein Egoismus, wenn ich Dich dringend einlade, mich doch einmal, etwa zwischen Weihnachten und Ostern, wo wir ja beide auf freien Füßen sind, zu besuchen: ein wenig Vorbereitung für Paris wäre auch das; ganz abgesehen von der großen Freude, die du mir und meiner Mutter damit machen würdest. — [— —]

Es ist wirklich eine nette Idee, daß Kl. zur selben Zeit wie wir in Paris sein wird; dann wohnen und lernen wir selbdritt! — Zunächst habe ich nun mit ihm einen etwas näher liegenden Plan verabredet. Wir wollen in den großen Ferien eine große Reise zusammen machen: zunächst nach München, dort in Kunst, Bier und Sonnenhitze uns einige Wochen furchtbar billig herumtreiben, dann zu Fuß in die Alpen gehen und uns allmählich nach Wien hinüberschlängeln. (Entschuldige dies Geschmier; das Papier scheint in der Nähe des Buttertopfes groß geworden zu sein!) Woher die Gelder? wirst du fragen. Woher K. sie hat, ist sein Geheimniß, ich aber werde mir, hoffentlich, einen Theil davon ehrlich erworben haben. Ich habe nämlich den größten Theil dieser Osterferien

gearbeitet dem keuchenden Ackerstier vergleichbar, das brutale Haupt zur Scholle gekehrt und schwitzend den Pflug hinterdrein schleppend. Und zwar über die Quellen des Pollux für den Abschnitt über die Theateralterthümer (Buch 4), ein interessantes Thema, das mich namentlich in den ganzen Concern der Quellenstudien für die Lexica trefflich eingeführt hat, und mir möglicher Weise einen ganz anständigen Preis eintragen wird, der grade vor den Sommerferien vertheilt werden würde. Ich habe mit Vergnügen bemerkt, daß ich zu jenen Quellenstudien nicht nur Lust sondern in der That einiges Geschick habe, und habe doch in diesen interessanten Topf einmal meine Nase gesteckt. Ein klein bischen bringt das mich ja auch dem Kreise Deiner Studien näher. — Aber à propos jene Reise: sollte es ganz undenkbar sein, daß Du dann schon frei kommen könntest: der Plan müßte Dich locken, sollte ich denken: wir holten Dich dann von Naumburg ab, segelten nach Munich, Starenberger See etc., landeten an der gefährlichen Küste von Niederöstreich und erholten uns von dieser Seereise in Wien: idyllenhafter Jedanke, auf Hüfte! (ich muß doch Deinem Militärstande was zu Gute thun!) Indeß kann ich mir denken, daß das nicht möglich sein wird; dann gieb uns wenigstens Deinen Segen auf die Reise. Eigentlich ist es fast boshaft, mit diesen fröhlichen Aussichten Dir das Herz groß zu machen. Dabei fällt mir ein: Du mußt dich, wie Kl. und ich beschlossen, nothwendigerweise noch in Unifom photographiren lassen; aus allerlei Gründen, hauptsächlich aber, damit, wenn man Dir einmal, als

philologischem Haupthahn, ein Reiterstandbild setzen will, man doch zugleich ein angemessnes Costüm habe. — Du siehst, ich komme ins Faseln; aber ich bin müde, es ist schon ziemlich spät. Darum das Übrige kurz. Für Deine Kritik besten Dank; Du schimpfst mir nicht genug: ich hoffe das kommt im nächsten Brief. [— —]

Nun für diesmal ade, mein lieber Freund. Laß mich bald hören, daß Du wieder frei und kräftig bist, Pferde striegelst und Geschütze putzest, Sanskrit ruminirst und noch lange nicht ganz vergessen hast

Deinen Freund

Erwin Rohde.

Nr. 7.

Nietzsche an Rohde.

[Naumburg, etwa 4. Mai 1868].

Mein lieber Freund,

ich antworte bald: daraus entnimm, wie mich Dein Brief erfreut hat; noch mehr, wie sehr mich die darin berührten Dinge beschäftigen. Dazu kommt, daß heute Morgen ein Schreiben von Windisch an mich einlief, ein Schreiben, dem ich eine entschiedene Tragweite für unsre Zukunftspläne zuspreche, obwohl der Schreiber — der Dir übrigens seinen herzlichen Gruß

entbietet — davon nichts ahnt. Bevor ich aber Deine Spannung löse, sei erwähnt, was sonst allzuleicht unerwähnt bliebe, daß meine Genesung nur mit hinkendem Fuße vorwärtsschreitet, daß auch jetzt noch die eiternde Wunde am Brustbein offen ist, und daß mir immer noch die Kraft fehlt, richtig wieder meine militärischen Studien aufzunehmen. Mögen sich Deine theilnehmenden Wünsche, dem Incubus vergleichbar, Nachts auf die Wunde legen: jedenfalls nützen sie mir mehr als Zinksalbe und Pflaster, ja es liegt in ihnen, wie überhaupt in Deinen brieflichen Lebensäußerungen für mich eine stärkende und heilende Magie, eine wirklich medicinische *κάθαρσις τῶν παθημάτων*.

Lieber Freund, unser Ritschl-sacellum ist über Nacht in's Wasser gefallen: weshalb? weil wir zu nah an's Wasser gebaut haben. Unsre Aktiengesellschaft löst sich auf, bevor das Capital zusammen ist, unsre Schlacht ist verloren, bevor sie geliefert ist, da unsre Verbündeten davon laufen. Ich hatte also kürzlich an Windisch geschrieben und ein wenig den Ernst der einmal angenommenen Commissionsmitgliedschaft betont, d. h. ihn um einen Brief mit genaueren Auskünften über unsre Mitarbeiter gebeten, auch unter anderem von dem Einzigen erzählt, der seiner Verpflichtung vor dem angesetzten Termine nachgekommen ist. Heute bekam ich die Antwort auf meine Anfragen, eine Antwort mit so vielen Details, daß ich unser Unternehmen als gescheitert betrachte. Urtheile selbst: Windisch selbst, an dessen Arbeit uns begreiflicher Weise viel liegen muß, schildert seine

Lage als die jenes bekannten auf dem Dache sitzenden Greises: und sie ist auch darnach. Er ist Lehrer, will sich habilitiren, schreibt zwei Sanskritschriften zu diesem Zwecke, erzieht zwei Kinder, ordnet die verwirrten Angelegenheiten seines kürzlich gestorbenen Vaters und hat schließlich noch einen delikaten Grund, sich gegenwärtig nicht an unserm Projekt zu betheiligen. Dem armen Klemm geht es so schlecht mit seinen Augen, daß wir hier billigerweise nur bemitleiden, nicht Forderungen stellen können. Nun kommt X. [— —] Wie mit X., so steht es auch mit Y. [— —]*)

Also, lieber Freund, nochmals: unsre Aussichten sind zu nichte: denn auch Kohl hatte, wie ich ihn sprach, noch gar keine Anstalten getroffen, ist überdies Lehrer in Barmen und arbeitet zu langsam. Von Andresen hört man nichts, aber er ist vergleichweise sicher. Windisch räth schließlich, die ganze Angelegenheit ein paar Jahre ruhen zu lassen: dann würden sich schon mehr Theilnehmer finden. So mag sie denn einschlafen, die gute Sache, für die ich mich sehr interessirt habe, und die ich mit Schmerz fahren lasse. Man rechne nur einmal auf die menschliche Uneigennützigkeit, ja nur auf die simple Klugheit: man verrechnet sich. Das will alles mit Stöcken getrieben sein, selbst zu einer Handlung, die ebensosehr dem eigenen Ruhm als dem des Lehrers zu Statten kommt.

*) [Die näheren Ausführungen über die ganze oder halbe Verhinderung zweier anderen Studiengenossen, die zum Scheitern der Festschrift beitrug, wurden gestrichen.]

Nun also die Folgerungen für uns, lieber Freund!

Zunächst also darf ich Dir wohl den Vorschlag machen, doch noch einmal eine neue Zukunftskarte zu entwerfen. Ich bin jetzt nämlich nicht mehr daran gebunden, die für Ritschl bestimmte Arbeit zu schreiben: wodurch ich Zeit gewinne. Vielleicht, ja hoffentlich bin ich Weihnachten mit Promotion und Museumsindex fertig; und dann können wir ja unsre Fittige aufheben, um noch Neujahr in Paris zu sein. Nach diesem Plane wäre es nun allerdings gerathen, Deine Promotion bis zu diesem Zeitpunkt ebenfalls in's Werk zu setzen: und du kannst ja als Dissertation eben jene Quellenstudie verwerthen, die Du jetzt unter den Händen hast.

Ich selbst fühle mich, was diesen Punkt betrifft, recht unbequem. Im Grunde sind mir sowohl meine Democritea als meine Homerica zu gut zu diesem Zwecke: d. h. ich möchte sie mir aufsparen zu einer recht gemächlichen Darstellung, die ich vielleicht im Quartier latin vollende, nicht aber diese schönen Stoffe dadurch verwüsten, daß ich sie zerreiße. Zu einer Dissertation sind nämlich beide Themata zu langathmig und zu — deutsch. Nun habe ich zwar eine Zeitlang sogar ein philosophisches Projekt gehabt ὡς κωλίζων (nämlich „über den Begriff des Organischen seit Kant" zu schreiben) und hiezu auch genug Stoff gesammelt; im Ganzen aber paßt dies Thema gar nicht für den bewußten Zweck, wenn man nicht leichtsinniger als eine Fliege zu Werke gehen will. Schließlich werde ich also eine enger begrenzte philologische Frage behandeln, nämlich die verschiedenen

Papas, die die griechischen Litterarhistoriker den Dichtern, Philosophen, Rednern u. s. w. zuschreiben, etwas näher beleuchten, nämlich ob sie *γόνῳ* oder *θέσει* Papas sind, ob es fingirte Papas sind 2c. 2c. Wenn Dir übrigens Deine Polluxarbeit ebenfalls zu gut zu jener Komödie ist, so empfehle ich Dir noch ein Thema gleichen Ranges: woher es kommt, daß jene Dichter, Pilosophen 2c. bald dieser, bald jener Heimat entsprossen sein sollen. Man macht Rubriken und langweilt sich und andere — womit ja der Zweck erreicht ist.

Es versteht sich von selbst, daß Deine schöne für Ritschl bestimmte Arbeit unter keinem Preise diesem blödsinnigen Götzen, der Dea Promotio, vorgeworfen werden darf. Wenn Du mir erlaubst, Dir einen Vorschlag zu machen, so sendest Du mir nächstens als Einlage eines Briefes ein paar Zeilen an Ritschl, in denen Du ihm die bewußte Arbeit für das Rhein. Mus. anbietest. Diese Zeilen sammt opus schicke ich dann an Ritschl, mit dem ich nun einmal in „Geschäftsverkehr“ bin. So bleibt es doch immer noch ein Zeichen der Dankbarkeit.

Übrigens, lieber Freund, bitte ich Dich aufrichtig, Deine Augen fest auf eine einmal einzuschlagende akademische Carrière zu richten: worüber Du allerdings einmal einen festen Beschluß fassen mußt. Hier ist eine ängstliche Selbstprüfung gar nicht an der Stelle: wir müssen einfach, weil wir nicht anders können, weil wir keine entsprechendere Lebenslaufbahn vor uns haben, weil wir uns zu anderen, nützlicheren Stellungen einfach den Weg verrannt haben, weil

wir gar kein anderes Mittel haben, unsere Constellation von Kräften und Ansichten unsern Mitmenschen nutzbar zu machen als eben den angedeuteten Weg. Schließlich dürfen wir doch nicht für uns leben. Sorgen wir nach unserm Theil dafür, daß die jungen Philologen mit der nöthigen Skepsis, frei von Pedanterie und Überschätzung ihres Fachs, als wahre Förderer humanistischer Studien sich gebärden. Soyons de notre siècle, wie die Franzen sagen: ein Standpunkt, den niemand leichter vergißt als der zünftige Philolog.

Übrigens sei so gefällig, nicht wieder in Verbindung mit Deinem Namen die Herren Forchhammer, Ritter 2c. zu erwähnen.

Als zukünftige Universitätsritter müssen wir einiges thun *ὥστε γνωρίζεσθαι*, also von Zeit zu Zeit unsere Namen in die Zeitschriften bringen, von Paris aus Anekdota in die Welt setzen u. s. w. Nach $1\frac{1}{2}$—2 Jahren habilitiren wir uns in Berlin oder sonstwo und überstehn die Zeit der „destillirten Hoffnungslosigkeit“, das Privatdocententhum, *σὺν ἐρχομένῳ*. Beiläufig hat mir Ritschl einmal gesagt, daß an philologischen Docenten jetzt immer Mangel sei. Daß es so sein muß, beweisen die schnellen Beförderungen z. B. von Reifferscheid und kürzlich von Riese in Heidelberg.

Jedenfalls aber gehen wir beide dieser akademischen Zukunft ohne übertriebene Hoffnungen entgegen. Aber ich halte es für möglich, daß in der Stellung eines Professors erstens eine anständige Muße zu selbsteignen Studien, zweitens ein nützlicher

Wirkungskreis, endlich eine sowohl politisch als gesellschaftlich leidlich unabhängige Lage gewonnen und behauptet werden kann. Den zuletzt angedeuteten Vortheil haben wir vor jeder Staatscarrière voraus, sei es nun als Jurist oder als Schulmeister.

Wozu übrigens brauchen wir das sogenannte und übel berüchtigte Staatsexamen zu machen? Ich habe einen zähneklappernden Schauder vor dieser Abnutzung des Gedächtnisses, der Produktionskraft, des eigenartigen Entwicklungstriebes, vor dieser Maschine einer veralteten, alles nivellirenden Regierungsmaxime; ja ich bin überzeugt, daß ich dies Examen nicht machen kann, weil ich nie es können will. Also streichen wir dies Ding auch aus dem Programm unsrer Zukunftsmusik: ist es doch zu unsrer akademischen Laufbahn nicht nöthig. — —

Nun habe ich alle Punkte erwähnt, auf die mich der Brief Windisch's (den ich Dir beilege) geführt hat. Hoffentlich nicht zu Deinem Verdruß. Denn ich habe jetzt keinen sehnlicheren Wunsch als die schönen Bilder eines Pariser Zusammenlebens in die Wirklichkeit übersetzt zu sehn. Wie in Leipzig's Einöden unser Naturgefühl wuchs, so in Naumburg mein Bedürfniß zu freundschaftlichem Austausch.

Deshalb, lieber Freund, sage mir recht bald einmal, wie Dir meine Zukunftspläne behagen. Für heute ein herzliches Lebewohl

F. Nietzsche.

Sprich doch Deiner Frau Mutter meine ergebnen Grüße aus.

Nr. 8.

Rohde an Nietzsche.

Kiel, den 11. Mai 68.

Mein lieber Freund,

na ja, da haben wir's! Der ganze schöne Plan ins Wasser gefallen! 's ist schändlich ärgerlich. [— —] So müßten wir schon eine Tetras Lipsiensis bilden, woraus die Welt eben nur schließen würde, daß Vater Ritschls philologische Lendenkraft erloschen sei, da er nicht einmal die Musenzahl zu seiner Verehrung aufbringen könne. [— —]

Nun habe ich Dich und mich so lange mit dem ewigen stupiden Esel gelangweilt und mich noch gar nicht einmal vergewissert, daß deine schändliche alte Philoktetwunde endlich zugeheilt ist. Wenigstens aber entnahm ich aus den viel sichreren Schriftzügen Deines letzten Briefes, daß doch viel Besserung schon eingetreten sein muß. Nun sind ja endlich auch die linden Lüfte erwacht, und da wird's schon bald besser sein. Sonst haben gemeldete linde Lüfte das Nachtheilige, daß sie den Menschen an fortgesetztem Arbeiten hindern; sein Gewissen zerrt ihn zwar am Rockschoß wieder auf den Ochsschemel, aber irgend ein fauler Daemon findet stets die schönsten Entschuldigungen, um ihn zum Bummeln zu bewegen. Wärst nur Du hier, so wollte ich das schon nicht beklagen, denn von jenen schönen faulen Tagen im vorigen Sommer trage ich

noch die seligsten Erinnerungen mit mir, aber in Gesellschaft von Leuten die mir innerlich nicht näher stehen zieht sich mein sehr mimoses Glücksgefühl auch vor der schönsten Aussicht auf Feld und Meerbucht, und in dem fröhlichsten goldig-grünen Frühlingswald zusammen. Die Gegend ist hier stellenweis ganz allerliebst; um so mehr bestätigt sie mir die alte Wahrheit, daß man das schönste Landschaftsbild nur als Rahmen des eignen getragnen Gefühls genießen kann; dann freilich erhöht es die gehobne Stimmung, aber die kehrt bei mir nur ein, wenn ich allein oder in Gesellschaft sehr guter gleichgestimmter Freunde bin. —

Andresen ist hierher zurückgekehrt. [— —] Er ist ein trefflicher Philologe, aber [— —] von jener philosophischen Verwunderung über diese wunderliche Welt ganz frei: ein vollständiges Complement zu Romundt. Sein Beitrag zur Satura Ritscheliana wäre gewiß sehr gut geworden, denn Scharfsinn und sichre Hand fehlt ihm nicht. —

Das Leben hier bietet wenig; um so mehr spinne ich mich in fröhliche Gedanken an Paris und was damit zusammenhängt hinein. Davor aber, o Graus! steht Doctor und dann jener Püsterich des Staatsexamens. Denn so sehr ich auch innerlich zur Universitätslaufbahn inclinire, denke ich doch mein Fleisch mit dieser Geißel zu kasteien; man kann ja doch nicht wissen was geschieht, und je später desto lästiger wird jenes schändliche, ungerechte, weil auf Dutzendwaare berechnete Quälsystem, das der Teufel holen möge. Mit diesem kräftigen Fluch verbleibe ich in treuer Freundschaft Dein E. R.

Nr. 9.

Nietzsche an Rohde.

[Naumburg, 6. Juni 1868.]

Mein lieber Freund,

gerade die eben verlebten Pfingsttage haben mich auf das lebhafteste und angenehmste an Dich erinnert: der Du um dieselbe Zeit im vorigen Jahre Naumburg besuchtest und mit mir jenes berühmte Problem über die geraden Beine u. s. w. auf das eifrigste zu lösen bemüht warst. Wenn ein günstiges Geschick es erlaubt hätte und Du auch dieses Pfingsten in dem stillen Naumburg eingekehrt wärest, so würde ich die Freude gehabt haben, Dir zwei neue und schöne Dinge zeigen zu können: ein gutes Buch und einen neuen Schopenhauerfreund. Außerdem würdest Du auch den vortrefflichen Windisch vorgefunden haben und in ihm eine lebendige Mnemonik unsrer Leipziger Vorzeit. Außerdem brachte letzterer einen direkten Bericht von Fridericus, der sich ebenso lobend über Deinen Aufsatz ausgesprochen hat, wie ich es voraussetzte, und selbigen mit Freuden seinem Museum einverleiben wird, so bald es irgend angeht. Der gute Mann soll sich recht wohl befinden: und sein letztes litterarisches Stück, ein plautinisches Glaubensbekenntniß, das die Vorrede zum zweiten Opuskelbande bildet und mir in diesen Tagen von ihm zugeschickt wurde, ist in einem sieghaften und sicheren Tone geschrieben. Unser

4*

Windisch selbst hat mir in diesen Tagen sehr gefallen; es ist eine von den Naturen, die sich voll und breit entwickeln, deren Streben merkwürdig ganz und unangenagt ist und die anzusehn dasselbe Vergnügen macht wie ein kräftig wachsender Baum. Michaeli wird er sich habilitiren und mit einer Vorlesung über Sanskritgrammatik anfangen, da Brockhaus ihm dies Colleg freundlicher Weise abgetreten hat. Wie aber diese Studien in Leipzig getrieben werden, das beweist am besten das Faktum, daß augenblicklich 66 Studenten dies Colleg hören. Seine Heliandschrift ist allseitig sehr gut beurtheilt worden: seine Stellung in Leipzig muß eine sehr angenehme sein. Uebrigens hat er mir viel Lust gemacht, mich ebenfalls einmal in Leipzig zu habilitiren; und ich gebe zu, daß die Existenz in der Nähe Ritschl's und an der Stätte unsrer besten Erinnerungen mir sehr gefallen will.

In Leipzig sind auch zu meinem Erstaunen zwei Naturen wieder aufgetaucht, die sich früher gerade dort durchaus nicht wohl fühlten, nämlich Wisser und Romundt, ersterer augenscheinlich sehr niedergeschlagen. Ich hoffe bald von beiden Näheres zu erfahren. Der Verein besteht noch und zählt zehn Mitglieder, wird aber auch von Nichtmitgliedern stark besucht. Roscher und Dreßler (über den ich völlig Deine Meinung theile) leiten ihn; mein Namensvetter hat kürzlich einen Vortrag über Eudokia gehalten. Hervorgehoben wird ein gewisser Stürenburg. Uebrigens ist der Verein mehrere Mal bei öffentlichen Gelegenheiten als Vertreter der philologischen Studentenschaft anerkannt worden. Ein akademisches Lesezimmer steht auch zu

erwarten. Der Religionseid ist Dank den Bemühungen Windisch' und Comp. beseitigt. Auch eine studentische Kranken- und Darlehnkasse wird angestrebt. Die Angelegenheit der Universitätsgerichte hat zu großen studentischen Aufzügen, Prügeleien und Demonstrationen Anlaß gegeben. Alles in Allem: der Gesammtgeist der Leipziger Studentenschaft hebt sich. Der frühere, auch uns noch hinreichend bemerkbar gewordene Mikrokosmos kleinstaatlichen Denkens und Treibens scheint auch in den Universitäten abzusterben.

Der Zustand Leipzig's führt mich begreiflicher Weise auf den Zustand Bonn's, über den ich soeben einige interessante Einzelheiten durch Dr. Stedtefeld, einen jungen Pförtner Lehrer und ehemaligen Verbindungsbruder, gehört habe. Die Philologie soll arg darniederliegen: die Studentenschaft bekommt einen provinziell rheinischen Charakter. [— —] Bernays verdirbt alles durch seine maßlose und inepte Eitelkeit; er betrachtet sich als ein Schulhaupt und quält alles, was in seine Nähe kommt, sodaß er auf dem besten Wege ist, nie einen Schüler zu haben. Dabei ist er im Vortrag unerträglich weitschweifig. Müller erregt die Freude und das Gelächter der jüngeren Studierenden. Das Seminar ist vollständig herabgesunken. Philosophie lebt nicht in Bonn's Mauern.

Aber beim Himmel, lieber Freund, es wird mir lästig einen Aermel voll Notizen auszuschütten, gleich als ob ich an irgend jemand Anderes und nicht an Dich schriebe. Darum will ich auch nicht länger mit

dem angekündigten Buche hinter dem Berge halten und ebensowenig mit dem neuen Gesinnungsgenossen. Dann, wenn ich Dir diese beiden angenehmen Dinge vorgesetzt habe, muß ich ein ernstes, fast trauriges Lied anstimmen. Aber alle diese Sachen, die ich noch erwähnen will, haben doch einen gemeinsamen Horizont und dürfen Dich an manche Minuten erinnern, wo uns selbst ein Staunen über den gleichen Mollakkord überkam, der aus unsern Seelen zu Einer Zeit ertönte. Das Buch erstens heißt „Die drei Pfade" und ist von einem Engländer Herbert Grey geschrieben. Der neue Schopenhauerfreund ist der auch Dir bekannt gewordene Oberpfarrer Wenkel. Ich freue mich erstaunlich über diese Um- und Einkehr und erlebe in der Begeisterungsflamme dieses Mannes von neuem den ersten Rausch der „jungen Liebe", jene Leipziger Herbsttage, in denen zum ersten Male jene wundersame Schopenhauersche Musik mir das Herz im Tiefsten löste. Wenkel selbst gestand mir, daß er jetzt erst erfahren habe, was Philosophie sei, daß jetzt erst das Leben sich ihm zu erschließen anfange und daß er früher wie im Traume gewandelt sei. Was außer Kant und Schopenhauer die Philosophen geleistet hätten, das schätze er jetzt keinen Deut. Selbst Schleiermacher und seine geliebten Tübinger erscheinen ihm jetzt matt und farblos. Auch er hat jetzt das Bild Schopenhauer's in seiner Studierstube aufgehängt. Seine Gespräche haben gar kein anderes und lieberes Objekt als ethische Probleme; wärst Du in Naumburg, so hättest Du das Vergnügen, Schopenhauer von der Kanzel herab

zu hören. Was mir noch besonders werth ist: Wenkel hat einen mächtigen Respekt vor der Persönlichkeit, auch vor der moralischen, Schopenhauer's. Dieser Zuwachs zu unsrer Gemeine ist wirklich ein bedeutender, besonders da Wenkel die Fähigkeit hat, Begeisterung zu wecken und überall jetzt mit dem Eifer eines Neubekehrten die Leute auf jenen Mann hinweist, dessen Name ihm selbst, als er noch ein Saulus war, gründlich und innerlich mißfiel.

Um nun zum Schluß auch von mir zu reden, d. h. zunächst von meinem Befinden, so ist es mir selbst in trauriger Weise klar geworden, wie arg man lange Zeit in Selbsttäuschung leben kann. Nicht daß meine Krankheit vorüber ist, kann ich Dir melden, sondern daß der schlimmste Stoß wahrscheinlich noch zu erwarten ist. Die Eiterung dauert fort, der Brustbeinknochen ist angegriffen, und heute hat mir sogar der Arzt eine Operation in kaum zweifelhafte Nähe gestellt. Es handelt sich nämlich um die Abstoßung eines ganzen Knochenstücks; dazu wird man die Weichtheile aufschneiden müssen und dann den angegriffnen Knochen, nämlich das Brustbein „reduziren“, wie sich der Arzt ausdrückte, scilicet „absägen“. Ist man aber erst unter dem Messer und der Säge der Operateure, so weißt Du auch, an wie einem dünnen Faden das Ding hängt, so man Leben nennt. Da kommt ein Eiterfieberchen — verloschen ist das kleine Licht. Wunderlich war meine Empfindung, als das erste Knöchlein meines Gebeines plötzlich aus einem Eiterkanal hervorgeschwommen kam, und mir

allmählich klar wurde, daß die Pläne der Pariser Reise und der Habilitation möglicherweise unmögliche Dinge sind. Nie wird einem die Hinfälligkeit des Daseins so ad oculos demonstrirt, als wenn man so ein Stückchen aus seinem Skelett zu sehen bekommt.

Uebrigens arbeite ich „so lange es Tag ist" eifrig an philologicis, habe z. B. kürzlich Ritschl einen Aufsatz über das Danaelied überschickt und bereite jetzt eben eine Dissertation über quaestiones pinacographicae vor. Ueberhaupt habe ich die unfreiwillige Muße zu einer größeren Concentration und Aufräumung meiner Studien verwendet; bestimmte Absichten sind in eine bestimmtere Form gegossen worden, überall sprießt es von halb gefühlten Erkenntnissen. Nein, lieber Freund, man rottet mich so schnell noch nicht aus; sollte es aber wider Erwarten geschehn, so schicke ich Dir meine Dissertation „über den Acheron" direkt aus dem Hades, mit Briefmarken des norddeutschen Bundes. Ja, wie der persische Dichter singt

Hast Du gerade Beine? —
So hab ich bald keine? —

F. N.

Nr. 10.

Rohde an Nietzsche.

Kiel Mittwoch 17. Juni 68.

Mein lieber Freund!

Strophe:

Den besten Dank für Danaë:
Thut Krieger'n noch sein Knochen weh?

Antistrophe:

Brennt Junisonne noch so heiß,
Der „cand. phil." ochst in seinem Schweiß,

Epodos:

Und flucht auf das Examen.

Du siehst, daß nicht Du und Simonides allein „erzumnagelte Verse" machen könnt; wenn ich meinen Pegasus ordentlich trete, so bockt er trotz Einem. Zugleich können obige Verse als Inhaltsangabe beifolgender Epistel dienen. Gestern hatte ich einen Brief an Dich angefangen und ihn seltsamer Weise und ganz gegen meine Gewohnheit nicht vollendet: jetzt erst erkenne ich, à la Stilling, die geheimen Absichten der Vorsehung: ich sollte erst bis heute Morgen warten, als wo mir jene Vorsehung dann Deinen Aufsatz zustecken und mich dadurch denn freilich beträchtlich umstimmen wollte. Bis gestern, resp. bis heute Morgen hatte ich mich nämlich stets, in

Folge Deines letzten Briefes, mit traurigen und bangen Gedanken wegen der Dir bevorstehenden Operation getragen, und so war naturgemäß auch jener gestrige Brief eine Art consolatio geworden. Nun aber hoffe ich, was ich freilich, nur in ein wenig schwächerem Grade, immer that, daß Deine Lebensflamme noch recht kräftig flackert und leuchtet und noch lange nicht ins Wackeln geräth. Daß es Dir aber gut, oder doch erträglich ergeht, schließe ich vornehmlich aus dem frischen Ton dieses, doch wohl in jüngster Zeit verfaßten Aufsatzes und dann auch aus den vorangesetzten Votivversen: denn trotz der ächt lyrischen, commune Détails vermeidenden Ausdrücke, scheint doch der zweite Vers:

Der Krieger seine Wunden spritzt,

anzudeuten, daß Du in einer Art Nachkur begriffen bist. Sollte die Operation vorüber sein? oder besser noch, gar nicht nöthig geworden sein? [— —]

Für Deinen Aufsatz besten Dank, ich habe ihn mit wirklichem Genuß durchstudirt, und namentlich die heitre Sicherheit des Ganzen hat mich erquickt. Natürlich bleibt, wie bei solchen Fragmenten stets, manches Einzelne unsicher. So finde ich namentlich das *ἐμάνη*, so schön es sonst ist, und so gewiß auch für mich mit *δείματι ἤριπεν* der Nachsatz beginnt, doch darum bedenklich, weil nun auch das unschuldige *ἀλέγεις* in *ἀλεγίζεις* verändert werden muß. Zu erwarten wäre also für jenes *τε μήν* ein trochäisches Verbum; dann *πνέων*, und zwar ohne Position vor *πν*, was wenigstens bei Pindar nicht ohne Beispiel ist (Westphal II 2 p. 297). Beson-

ders gefällt mir v. 13. 14 das *λάμπεις*, und so das Meiste. —

Mein *Ὄνος* ist schon nach Bonn abgeschickt; indeß scheint es mir zweifelhaft, ob er noch in diesem Jahre seine Aufwartung vor einem verehrten Publicum wird machen können, da offenbar noch eine Anzahl edler Zuchthengste und Schulpferde, vielleicht auch manches Öchslein und eine gute Anzahl von Miscellen-Pudeln vorher vorgeführt zu werden verlangen: vielleicht wird sich auch der neuengagirte Clown Lucien mit seinem bekannten bissigen Mops produciren: zum Glück irrt jener Monsieur Mullère augenblicklich in den Einöden der christlichen Poesie umher, wo nur wenig Spaziergänger sind, die er in die Waden beißen kann.

Nach diesem philologisch-kynologischen Streifzug kehre ich in weniger graue Gefilde zurück. Zu Pfingsten, während Du mit Großvater Windisch dem alten Lypzck Rauch- und Brandopfer brachtest, bin ich in Kopenhagen gewesen, allwo es mir sehr behagt hat. Die ganze Stadt und ihre Umgebung macht einen fröhlich hellen Eindruck, wozu nun wohl das ausnehmend liebenswürdige Pfingstwetter viel beitrug. Vorzugsweise natürlich betete ich Thorwaldsens unvergleichlichen Genius an: die Empfindung von der unerreichbaren Größe dieses Mannes ist mir ein wichtiger Zuwachs in dem Pantheon von wenigen Genien, die über aller Kritik in meinen Augen erhaben sind, die man zu verstehen, nicht zu beurtheilen hat. Sodann aber habe ich auch die ganze Art der Stadt und des Volkes recht objectiv

auf mich wirken lassen. Man faßt freilich so uns ganz Heterogenes stets mit besonders andächtigen Empfindungen auf, aber doch glaube ich richtig gesehen zu haben, daß der Charakter des ganzen Volkes eine gewisse unbefangne, phäakenartige Leichtigkeit des Daseins ist, den Franzosen verwandter als uns Deutschen. —

Die Antistrophe und der Epodos meines oben abgeschriebnen Festgedichts sollen Folgendes besagen. [— —] Da auch Du mich schnöder Weise zum cand. phil. machst, so erblicke ich darin einen entschiednen Wink der Vorsehung, die mich auf diese, allen Kennern der göttlichen Schleichwege längst bekannte Manier, höflich aber entschieden, auf das Examen aufmerksam machen will. Morgen also soll das Einpauken beginnen, zunächst freilich erst „loje" wie man hier sagt, d. h. gemüthlich. Jedenfalls werde ich diese Thätigkeit mit einem kräftigen Fluch eröffnen.

Du merkst wohl daß ich Stillings Selbstbiographie lese: im Anfang, soweit Goethes Einfluß reicht, von kindlicher Lieblichkeit, nachher gradezu tödtend langweilig, im Grunde furchtbar arrogant, und unchristlich 'mal ganz entschieden, weil von äußerst egoistischem Optimismus ganz imprägniert. Dazu spießbürgerlich; kurz in meinen Augen gräulich; hin und wieder, fürchte ich, auch verlogen. — [— —]

Daß Herr Wenkel ein Schopenhauerfreund geworden ist, ist ganz gewiß ein Zuwachs wie wenige; der Mann macht einen ungewöhnlich bedeutenden

Eindruck. Das übrigens wird das Schicksal der meisten Schopenhauerianer sein, daß sie für die Person des Meisters eine parteiische Vorliebe sich aneignen: mir ist es wenigstens so gegangen. So wird es wohl bei allen wirklich bedeutenden Männern gehen; denn das Beste, durch keine Definition Lösliche, nur dem anschauenden Verständniß Zugängliche ist eben was ihnen Leben, ihrer ganzen Anschauung, trotz der von Schulmeistern demonstrirten Widersprüche und Sprünge, Einheit und Ganzheit, ihrem Wirken das Dämonische giebt; grade dieser einheitliche, vom Verfasser gar nicht selbst auszusprechende, gemeinsame Grundton all seiner Äußerungen, die Persönlichkeit, ist das Begeisterungweckende. — Damit ade für heute, lieber Freund, halte Dich kräftig und froh und laß mich bald Gutes hören!

Dein Erw. Rohde.

Nr. 11.

Nietzsche an Rohde.

[Naumburg, 6. August 1868.]

Mein lieber Freund,

heute darf ich Dir und mir gratuliren, Dir als dem glücklichen und vielbewunderten Sieger im aka-

demischen Wettkampfe, mir als dem endlich Genesenen, von dem die Engel singen:

> Gerettet ist das edle Glied,
> Das Brustbein, nun vom Bösen,
> Das immer strebend sich bemüht
> Sich eiternd abzulösen.

In Leipzig war das Gerücht Deiner Krönung allseitig verbreitet, zugleich mit einem stereotypen Refrain, daß Du Dich in Kiel habilitiren würdest, und daß dies der spezielle Wunsch Ribbeck's sei. Vielleicht ist der Ursprung dieses Gerüchtes in dem bekannten Plauderstübchen (Lehmann's Garten Nr. 2 Mittags 12—1) zu suchen: wo ich wenigstens einem ähnlichen Gerede auf die Spur kam, das mich als den zukünftigen und erwarteten Leipziger Privatdocenten bezeichnet. Trösten wir uns mit einander; man traut's uns doch wenigstens zu. Aber nichts darf uns abhalten, erst noch ein Jahr in Paris zusammen zu verleben: nachher sei es jedem von uns gestattet, auf einer beliebigen Universität beliebige Irrlehren in beliebige „milchsaugende" Seelen zu streuen. Vorher aber lernen wir noch die göttliche Kraft des Cancan und üben uns „gelbes Gift" zu trinken, um später würdig an der Spitze der Civilisation marschiren zu können.

Beiläufig die Nachricht, daß der Lucianische *ὄνος* schon einen zweiten Reiter gefunden hat. Da kommt mir ein Schreiben zu von dem kleinen Doktor Roscher, der mir eine Nachricht „von der höchsten Wichtigkeit" ankündigt, sodaß ich sofort (nach meiner neuen

leidigen Gewohnheit) blaß werde und mir den Angstschweiß von der Stirne wische. Man höre: es circulirt eine Dissertation eines gewissen Knaut in der philologischen Sektion für Doktorexamina in Leipzig, die den von Dir occupirten Stoff ebenfalls behandelt und von Klotz und Ritschl glänzend beurtheilt ist! — Roscher stößt einen Hülfsschrei aus, als ob irgend jemand im Begriffe stände in's Wasser zu fallen und zu ertrinken und als ob alle guten Freunde und getreuen Nachbarn heranstürzen müßten, um zu retten. — Glücklicher Mensch, Du hast einen Concurrenten, einen leibhaftigen Concurrenten von Fleisch und Bein, während mir kürzlich das Vergnügen zu Theil wurde, Bergk's Colleg über Theognis zu hören und dabei todtgeschwiegen zu werden, obschon ich mit gezückten Ohren lauschte und Deinem verehrten *ὄνος* sehr ähnlich ausgesehn haben muß.

Was Du an dem simonideischen Eiapopeia aussetzest, ist aus meiner Seele geschrieben: thue mir nun noch den Gefallen und mache die entsprechende Conjektur (— ⏑), die ich, obwohl ich schon seit Jahren danach suche, nicht auftreiben kann. Sobald sie da ist, werfe ich das *ἐμάνη* zum Fenster hinaus und schreibe ein Zusätzchen an das Rheinische Museum. Etwa

> *ὅτε λάρνακα δαιδαλέαν*
> *ἄνεμός ϑ' ἧκε πνέων,* oder *τεῖρε πνέων* oder
> *τέμνε πνέων?*

Ich merke eben, daß mein Brief bereits außer Rand und Band ist; aber es wäre wirklich ein

Kunststück, wenn ich alles das in eine logische Folge bringen wollte, was ich mir vorgenommen habe heute noch zu erwähnen. Gestatte mir, mich der Ziffern zu bedienen.

1) ein neuer, aber echter Schopenhauerfreund.
2) Romundt ὁ τραγῳδός.
3) Klemm in Gießen besuchte mich
4) und zwar in Wittekind
5) wohin mich der große Operateur Prof. Volkmann schickte
6) und das ich seit 3 Tagen gesund verlassen habe.
7) Frau Ritschl meine intime „Freundin".
8) Tonkünstlerversammlung in Altenburg, von mir besucht.
   Excurs über Wagner's Meistersinger.
9) ich habe wieder componirt: weibliche Einflüsse.
10) Wittekinder Badecur und -cour.
11) Ich erwarte täglich Deinen Besuch.

Zu 1): Mein Freund Gersdorff, (Leutnant a. D., eifriger Nationalökonom) berichtet mir Folgendes. In Plaue an der Havel, unweit Brandenburg, lebt ein Rittergutsbesitzer Wiesike, ein wirklicher Freund Schopenhauer's, der Einzige, der ein wohlgelungenes Porträt in Oel von dem großen Manne besitzt. Ein echter Schüler, ein vielgebildeter Mann, ein genialer Landwirth, der eine elende Sandscholle in fruchtbares Land umgewandelt hat (Gersdorff berichtet ausführlich über die Methode: Kavalleriemist aus den Ver-

liner Ställen spielt dabei die Hauptrolle) ist er jetzt reich und seines Reichthums würdig; für seine Armen hält er einen eignen Arzt mit 800 Thlr. Gehalt zc. Er hat ein gastfreies Haus, einen vorzüglichen Weinkeller, dessen feinste Weine immer nur in einem Pokale kreisen, der dem Manne gehört hat, dessen Genius in diesem Hause waltet. Jeder Besucher empfängt zum Abschiede ein Porträt Schopenhauer's und ein Bild von seinem Wohnhause in Frankfurt, wohin Herr Wiesike alljährlich eine Wallfahrt angetreten hat. Seine Charakterschilderungen Schopenhauer's entsprechen im Ganzen wenig denen seiner unbedeutenden Freunde, zu denen Wiesike namentlich Frauenstädt, „den flachen, wässerigen Kopf“, rechnet.

Zu 2): Der vortreffliche, anziehend organisirte Romundt tauchte wieder in Leipzig auf und zwar mit einer Tragödie „Mariamne und Herodes“, als in welcher ein echauffirtes Frauenzimmer diverse Malheurs anrichtet, ohne unsre affection dabei zu lukriren. Der poetische Funke in unserem Freunde ist nicht stark genug um Ochsen zu tödten, aber zur Betäubung eines Menschen ausreichend, sodaß ich ihn inständig gebeten habe, seine gefährliche Feuerwerkerei einzustellen. Er ist also zunächst wieder Philologe, schwimmt, so viel ich weiß, in den Gewässern Demokrit's (um hier einen Fisch zum Doktorschmause zu fangen) und schwelgt in der Hoffnung, einmal die Regie eines Theaters zu übernehmen.

Zu 3): Eines Morgens, als ich in Wittekind eine Stunde in Salzlake gesessen hatte und mit der Munterkeit eines neueingesalznen Härings an das

Tageslicht sprang, kam mir in der Höhe meines halben Leibes ein freundliches Gesicht entgegen, das dem liebenswerthen Klemm aus Gießen angehörte. Er trägt sein mißliches Geschick und seinen Fuß mit einer rührenden Sanftmuth. Eine lobende Recension seiner Habilitationsschrift wirst Du im Centralblatt gelesen haben. Sie rührt von Georg Curtius her.

Ich springe gleich zu 11). Ich erinnre mich, daß Du im August eine größere Reise machen wolltest, die Dich auch über Naumburg führt. Rechne ein paar Tage auf Naumburg; ich wäre sonst im Stande Dich hier mit Hülfe meiner braven Kanoniere festzuhalten. Hier an Ort und Stelle sollst Du die weiteren Ausführungen der übersprungnen Paragraphen hören. Und was haben wir alles miteinander abzumachen, zu verabreden, zu hoffen ꝛc.

Heute folgt eine Photographie, die mich in einer etwas gewagten Situation darstellt. Im Grunde ist es eine Unhöflichkeit, mit gezogenem Säbel vor seine Freunde zu treten, und dazu mit einem so saueren bitterbösen Gesicht. Es ist etwas Rohes um so einen Krieger. Aber warum ärgert uns der schlechte Photograph, warum ärgert uns der ganze Lebensplunder so, daß wir nicht mehr aussehen wie frische neugewaschne junge Mädchen? Warum müssen wir immer mit dem Säbel bereit stehen? Und wenn wir nun energisch dem schlechten Photographen zu Leibe wollen, was macht er? Er kriecht hinter seine Kappe und ruft „Jetzt!“

Adieu, lieber Freund! Sage Deiner verehrten

Frau Mutter meinen besten Gruß und besuche mich so bald als möglich!

In alter Treue

Friedrich Nietzsche.

Naumburg, 6. August 1868.

Auch meine Angehörigen lassen Dich grüßen und freuen sich auf Deinen Besuch.

Nr. 12.

Rohde an Nietzsche.

Hamburg 15. Aug. 68.

Mein lieber Freund,

wundre Dich nicht wenn Du heut' nur wenige Zeilen zu lesen kriegst, denn ich habe dazu die wichtigsten Gründe: 1. (da Du numerirst, so thu' ich's auch; es kostet ja nichts) geht die Post bald ab, und wenn der Brief nicht mit der nächsten Post geht, so kommt er vielleicht später nach Naumburg als der Briefsteller; denn

2. Deiner Einladung, mit wie großem Vergnügen! Folge leistend werde ich auf meiner Durchreise nach München in allernächster Zeit Dich besuchen. Dann

5*

können wir uns recht ausplaudern, so daß ich heute desto kürzer sein kann, da

3. die Sonne hier so betäubend brennt, daß es mir Mühe macht nur orthographisch zu schreiben.

Brahma sei gedankt, daß Du endlich wieder dem Leben und der Heiterkeit ganz zurückgegeben bist, und dieses Fest der Auferstehung wollen wir nächstens zusammen aus Herzensgrunde feiern. Ich kann Dir kaum sagen, wie ich mich auf die Zeit freue, da ich endlich, nach langer Öde, Dir die Hand schütteln kann, cuius vultus amicalis hilarabat oculum, sagt der Vagant. Wenn die Götter, als da sind Buddha, der große Sramana, mein Leibheiliger, ferner Schuster, Gamaschenmacher und sonstige Proleten es fügen, so reise ich morgen zu irgend einer Zeit, da die Sonne nichts davon sehen kann, ab und komme jedenfalls am Montag in Naumburg an. [— —] Wenn ich aber da bin, so soll eitel lieblich Wesen und Fröhlichkeit floriren! Dann spielst Du mir auch Deine neuen Compositionen vor, als welche nicht nur ein sichres Testimonium Deiner Heilung, sondern sogar noch eines ganz supernumeraren Glückszustandes sind, wenn ich Deine Andeutungen sub § 9 und 10 richtig verstehe.

Mit meiner Reise geht's mir wunderlich: Kleinpaulius hat mich im Stich gelassen. [— —]

Mit meinem Preisruhm ists nicht weit her; in aller Welt wird ja eine Preisaufgabe allemal gekrönt. In Kiel hat solch ein Ereigniß nur das Angenehme, daß es baare 96 Thlr. mit sich führt.

Einen wahren Freundesdienst mußt Du mir leisten. Ich werde meine Preisarbeit als Doctordissertation verwenden, habe sie auch in diesen Tagen sauber copiret, auch hie und da melioriret. Da nun viele einzelne Puncte mehr eigentlich in Dein als in mein Jagdgebiet fallen, so thätest Du mir einen großen Gefallen, wenn Du mir, da das Scheusal schwerlich dem Schicksal des Gedrucktwerdens entgehn wird, Deine Meinung namentlich über jene Puncte, aber überhaupt über das Ganze sagen wolltest. Es ist nicht allzu lang und kann Dir höchstens einen Vormittag rauben. Ich werde also das opus, Deine Gewährung voraussetzend, mitbringen.

Nun ade, ich kann wahrlich vor Hitze nicht mehr schreiben; daher denn auch die krackligen Züge. In wenig Tagen können wir uns ja Alles besser sagen. Also leb wohl bis dahin!

Dein Erwin Rohde.

Deiner lieben Mutter und Schwester meinen besten Gruß und Dir einen von meiner Mutter.

Nr. 13.

Nietzsche an Rohde.

[Naumburg, 8. Oktober 1868.]

Mein lieber Freund,

jetzt wo ich über ein sehr wechselvolles Jahr zu recapituliren habe, über ein Jahr voll gemüthlicher und ungemüthlicher Emotionen, voll asketischer und eudämonistischer Erfahrungen, ein Jahr begonnen im Pferdestall, fortgesetzt im Krankenbett, beendet in indicifikatorischer Sclavenarbeit: jetzt wo ich zusammenrechne, was dies Jahr an guten Momenten, an schönen Hoffnungen, an stillen Gedenkstunden gebracht hat, da käue ich auch mit innigstem Behagen die Empfindung jener erquicklichen Tage wieder, die uns im August zusammenführten, und wie eine beglückte Kuh wälze ich mich im Sonnenschein dieser Erinnerungen.

Seitdem wir uns damals über Himmel und Erde ausgesprochen haben, ist mir kaum etwas Wichtiges passirt; ich schrieb auf der Veranda an meinem index: „dort saß ich unter falben Blättern ein frommer Mann". Der freundliche Spätsommer mit halbverkühltem Sonnenschein und Müßiggang läuft nun ab, in Leipzig erwartet man mich, und ein Inserat im Tageblatt sucht ein „feines" Garçonlogis für einen unverheiratheten Gelehrten. Unsre guten dortigen Bekannten haben alle schon Staffeln des Ruhms erklommen: ich armer homo litteratus muß

auch nächstens dran denken, einen akademischen Grad zu erwerben, um nicht zum pecus der „Literaten“ gerechnet zu werden. Im Übrigen nehme ich mir vor, etwas mehr Gesellschaftsmensch zu werden; insbesondre habe ich eine Frau auf's Korn genommen, von der mir Wunderdinge erzählt sind, die Frau des Professor Brockhaus, Schwester Richard Wagner's; über deren Capacitäten Freund Windisch (der mich besucht hat) eine erstaunliche Meinung hat. Mir gefällt dabei die Bestätigung der Schopenhauerschen Erblichkeitstheorie; auch die andre Schwester Wagner's (in Dresden ehemals Schauspielerin) soll ein bedeutendes Weib sein. Ritschls gehn fast nur mit Familie Brockhaus um.

Kürzlich las ich auch (und zwar primum) die Jahn'schen Aufsätze über Musik, auch die über Wagner. Es gehört etwas Enthusiasmus dazu, um einem solchen Menschen gerecht zu werden: während Jahn einen instinktiven Widerwillen hat und nur mit halbverklebten Ohren hört. Ich gebe ihm trotzdem vielfach Recht, insbesondre darin, daß er Wagner für den Repräsentanten eines modernen, alle Kunstinteressen in sich aufsaugenden und verdauenden Dilettantismus hält: aber gerade von diesem Standpunkte aus kann man nicht genug staunen, wie bedeutend jede einzelne Kunstanlage in diesem Menschen ist, welche unverwüstliche Energie hier mit vielseitigen künstlerischen Talenten gepaart ist: während die „Bildung“, je bunter und umfassender sie zu sein pflegt, gewöhnlich mit mattem Blicke, schwachen Beinen und entnervten Lenden auftritt.

Außerdem aber hat Wagner eine Gefühlssphäre, die O. Jahn ganz verborgen bleibt: Jahn bleibt eben ein Grenzbotenheld, ein Gesunder, dem Tannhäusersage und Lohengrinatmosphäre eine verschlossene Welt sind. Mir behagt an Wagner, was mir an Schopenhauer behagt, die ethische Luft, der faustische Duft, Kreuz, Tod und Gruft ꝛc.

Der einzige Mensch, den ich hier in Naumburg mit immer neuem Genuß aufgesucht habe, ist Wenkel, unser unermüdlicher Forscher in Kant und Schopenhauer, der in dieser Ausschließlichkeit seines Studiums eine bedeutende Willenskraft zeigt. Die stete Beschäftigung mit philosophischen Gedanken macht ihn zu einem bösen Kritiker unsrer Philologie: ich habe ihm öfter etwas hingebracht, um eine Meinung von ihm zu hören, z. B. Bernaysische und Ritschl'sche Aufsätze. An Ritschl anerkannte er einen gewissen genialen Zug, lachte aber über das Pathos bei solchen Kleinigkeiten; Bernays behagte ihm gar nicht. Er denkt auch im Stillen an eine spätere akademische Thätigkeit und will auch nächstens den Doktorhut haben.

Denke Dir, daß ich durchaus noch nicht endgültig mit dem Militärdienst abgeschlossen habe, ja daß sich sichre Aussicht auf spätere artilleristische Thätigkeit eröffnet. Mein Hauptmann hat mir freundlicher Weise in meinem Zeugniß die Qualifikation zum Landwehrlieutenant ausgesprochen: falls ich einen Monat im Frühjahr Dienst thue, um mir die nöthigen Kenntnisse zum Gespannexerciren zu erwerben. Da ein Krieg über kurz oder lang doch

eine Unvermeidlichkeit ist, und sich keine Aussicht bietet, ganz aus den militärischen Fesseln erlöst zu werden, so ist ein Avancement zum Landwehrlieutenant von äußerstem Werthe.

Schließlich, lieber Freund, habe ich noch einiges über Deine sehr gelungene Polluxarbeit zu sagen. Durchgelesen habe ich sie; der ganze Complex von Combinationen hat für mich etwas sehr Einleuchtendes, obwohl ich damit durchaus kein „Urtheil" gesprochen haben will, zu dem ich ganz incompetent bin, auch aus Büchermangel nicht competenter werden kann. Das erste Capitel hat einen recht propädeutischen Werth, insofern es eine Anzahl von Einzelergebnissen zu einem Gesammtbilde vereinigt, dabei nirgends allzu spezielle Kenntnisse voraussetzt, sondern hübsch ex ovo erzählt. Die akademische Fragstellung ist übrigens ungeschickt. (Das erste stemma stimmt nicht völlig mit dem Texte; z. B. benutzt nach ihm Eustathius des Diogenian *Περιεργοπένητες*, während im Text er den Hesych benutzt. Dann fehlt im stemma die Bezeichnung, daß Photius direkt die *Περιεργοπένητες* benutzt hat: dies steht für mich übrigens nicht fest. Dionys hat sowohl die Epitome Pamphilea, als die *Περιεργοπένητες* verwerthet.) Ist Dir die Auseinandersetzung von M. Schmidt über die Quellen des Suidas (Fleckeisens Jahrbücher 1855) bekannt? — Westphal, Geschichte der alten Musik p. 167, nennt übrigens Tryphon als Hauptquelle für den musikalischen Abschnitt des vierten Polluxbuches.

Die zwei ersten Capitel meiner Laertiana sind in dem letzten Hefte des Rhein. Mus. gedruckt und wer-

den Dir in einem Einzelabzug nächstens zugehn. Ach wie widerwärtig mich diese ganze Arbeit berührt! Nonum prematur in annum! Sonst ist's nichts! Diese eben ausgeheckte Weisheit gleich drucken zu lassen ist allzu thöricht, und ich habe nichts als Ärger davon. So vielerlei ist geradezu falsch, noch mehr verwegne Stammelei, und das Ganze unmündig ausgedrückt. Zu meiner Entschuldigung dient nur, daß ich erst am 15. Oktober d. Jahres mündig werde: an welchem Tage ich auch den militärischen Rock ausziehe.

Was ich zunächst noch für Laertianische Eier ausbrüte, das hebe ich mir auf, bis ein anständiges Körbchen damit voll ist. Meine Dissertation will ich über Homer und Hesiod als coaetanei machen. Kürzlich habe ich Val. Rose's Anacreonteen für's Centralblatt angezeigt — mit einigen Bemerkungen über Rose's Unarten und Stachelschweinstil.

Doch was habe ich schon unnützer Weise geplaudert! Wer wird aber auch gleich nach Tische Briefe schreiben, Briefe an solche Freunde, Briefe, an denen man wenig Gedanken und viel Verdauung merkt. O Hund, du Hund, du bist nicht gesund, solche Briefe zu schreiben!

Mit diesem pensionsmädchenhaften Knix
verbleibe ich Dein Freund
Friedrich Nietzsche
preußischer Kanonier.

Meine Angehörigen grüßen bestens.

Nr. 14.

Nietzsche an Rohde.

[Leipzig, 28. Oktober 1868.]

Mein lieber Freund,

daß ich lebe, wird Dir wohl das kürzlich zugesandte Laertianum angedeutet haben; daß ich gut lebe, wird Deine Combinationsgabe wahrscheinlich aus der Ort- und Wohnungsanzeige am untern Ende des Widmungsblattes eruirt haben.

Ich bin nach Leipzig übergesiedelt, mit total veränderten Ansprüchen, und gänzlicher Ausziehung der Studentenhose und auch des damit verbundenen Lebens. Ein freundlicher Dämon, unter Vermittlung des vortrefflichen Windisch, hat mich eine Behausung finden lassen, die bis jetzt jenen Ansprüchen genügt und das Zurückfallen in die studentische inquies, sammt Restaurations- und Theaterfieber, unmöglich macht.

Meine Wohnung liegt am Eingang der Lessingstraße, in einem Garten, hat eine wirklich anmuthige und mannichfaltige Aussicht und erlaubt es mir, mit Vergnügen in meinen vier Pfählen zu sitzen, Abende zu durchschwitzen und mich an Philologie zu erhitzen: das ist etwas für Fritzen, der früher die Neigung hatte, alle Abende in's Theater zu flitzen. Nun bin ich freilich genöthigt, mich etwas näher mit der Familie des Professor Biedermann einzulassen, z. B. Mittag und Abend mit ihnen zu essen, überhaupt

mich zu gebärden wie ein Jüngferchen, das in die Pension kommt. Das kann, was die Götter nicht wollen, mir aber die Frau Ritschl, meine erfahrene Freundin, prophezeit hat, entsetzlich langweilig werden, ist es aber noch nicht: und schließlich kann ein Biedermann, wie ich, der schon Pferde gestriegelt hat, im schlimmsten Falle Askese üben. Lieber Gott, was erträgt nicht ein Philolog, dessen Existenz auf geistigem und körperlichem Hungerleiden beruht!

Übrigens ist der alte Biedermann der Mann seines Namens, ein guter Hausvater, Ehegatte, kurz alles, was man in einem Nekrolog zu rühmen pflegt: seine Gattin ist die Biederfrau: womit wiederum alles gesagt ist. Und so fort, bis zu Biederfräulein I und II. Nun hat die Familie viel erlebt und steckt immer noch mitten drin, im Getreibe politischer Interessen: zu meinem Troste aber wird von Politik fast nicht gesprochen, da ich kein *ζῶον πολιτικόν* bin, und gegen derartige Dinge eine Stachelschweinnatur habe. Im Übrigen ist Biedermann der natürliche Bruder von Beust: dessen Charakter mir jetzt recht klar geworden ist, durch Anwendung der Schopenhauerischen Erblichkeitstheorie. Die Frau ist die Schwester vom Bürgermeister Koch. Unser Tisch- und Hausgenosse ist sodann noch ein Franzose Mr. Flaxland (größte Musikverlagshandlung in Paris), ein possierliches Kerlchen, der für Gelächter wie ein Bajazzo sorgt, und von dem ich etwas Französisch lerne, resp. lernen werde. Gelegentlich gehe ich jetzt als Vertreter der Deutschen Allgemeinen in Conzerte

und Vorlesungen; ja sogar die Kritik der Oper ist mir offerirt — nego ac pernego.

Natürlich muß ich auch mit den etwaigen Gästen des Hauses fürlieb nehmen; und mitunter braucht man nicht einmal fürlieb zu nehmen; z. B. wenn unsre Freundin und häufige Gästin *Γλαυκίδιον* bei uns ist, als welche neulich nach Hause zu begleiten eine angenehme Pflicht war. Hoffentlich ist Dir noch in Erinnerung, w e n wir also getauft haben: wenn nicht, so schreibe es, und ich werde auf photographischem Wege Dein Gedächtniß auffrischen.

In den nächsten Tagen wird Laube bei uns eintreffen, als definitiver Übernehmer des théâtres: und ich werde mich freuen, ihn kennen zu lernen. Heute Abend war ich in der Euterpe, die ihre Winterconzerte begann und mich sowohl mit der Einleitung zu Tristan und Isolde, als auch mit der Ouverture zu den Meistersingern erquickte. Ich bringe es nicht über's Herz, mich dieser Musik gegenüber kritisch kühl zu verhalten; jede Faser, jeder Nerv zuckt an mir, und ich habe lange nicht ein solches andauerndes Gefühl der Entrücktheit gehabt als bei letztgenannter Ouverture. Sonst ist mein Abonnementsplatz umlagert von kritischen Geistern: unmittelbar vor mir sitzt Bernsdorf, jenes signalisirte Scheusal, links neben mir Dr. Paul, jetzt Tageblattheld, zwei Plätze rechts mein Freund Stade, der für die Brendel'sche Musikzeitung kritische Gefühle produzirt; es ist eine scharfe Ecke: und wenn wir Vier einmüthig mit dem Kopfe schütteln, so bedeutet es ein Unglück.

Lieber Freund, Vater Ritschl fragt, ob Du nicht einen kleinen Nachtrag über die Knaut'sche Dissertation einschicken willst; selbige wird Dir durch Ribbeck zugekommen sein. Deine Arbeit (deren Vorzüge vor der Knaut'schen Abhandlung sogar den Maulwürfen einleuchten müssen) kommt bald zum Abdruck.

Und so nimm einen freundlichen Leipziger gemüthlichen biedermännischen Händedruck von

Deinem treuen Freunde

F. N.

Privatgel. zu Leipzig, Lessingstr. 22, 2 Tr.

Nr. 15.

Rohde an Nietzsche.

[Wasserheilanstalt] Reinbeck den
4. November 68.

Mein lieber Freund!

Es scheint, daß das Schicksal, in einem sehr unpassenden Anfall von Laune, unsre beiderseitigen Erlebnisse in eine Art Parallelismus zu bringen beabsichtigt. [— —] Kaum nämlich war ich, nachdem ich vieler Menschen Städte und Sinn geprüft, glücklich daheim wieder angelangt, so ergriff mich ein schleichendes Fieber. [— —]

Tantum. Nun wirst Du begreifen, warum ich

auf Deine zwei Briefe so hartnäckig geschwiegen habe: ich konnte nicht mal recht ohne Anstrengung schreiben, und vor Allem war ich nicht in der Stimmung, mit einem so theuren Freunde zu plaudern. Jene Briefe aber waren rechte Lichtpuncte in jener trüben grauen Zeit, wie der freundliche Abendstern, nach Wagner, in drückender Dämmerung. (NB. Die elementare Kraft jenes Abendsternliedes wurde mir auf der Reise einmal seltsam anschaulich, als ich in der That, im Abenddunkel, in einem engen Waldthal allein wanderte und plötzlich am bleiernen Himmel jenes freundliche Licht aufleuchtete.) [— —]

In Musik wirst Du diesen Winter nun wohl schwimmen; soweit ich's kann, will ich's in unserm Abdera auch versuchen; denn wenn ich auch nichts davon verstehe, so dient's doch stets zur Reinwaschung der Seele vom Staub der Wochen und aufs Eigentlichste zum Quietiv des ungeberdigen Willens. Freilich von Wagnerschem Zaubertrank wird in Hamburg gewiß nicht viel kredenzt werden. Dieser Musik zuzustimmen wage ich, als gänzlichster Laie, nur im bescheidenen Kämmerchen meiner Privatmeinung: auch auf mich macht sie den Eindruck, als ob ich im Mondenlicht in einem duftenden Zaubergarten ginge; kein Laut der banausischen „Wirklichkeit“ dringt hinein, und so kümmert es mich gar nicht, ob die wohlweisen Herrn Schaul etc. demonstriren, diese Musik sei ungesund, lüstern und was Alles! mich „entrückt“ sie, wie Du ganz treffend sagst, und das genügt mir. Überhaupt komme ich immer zur Erkenntniß, wie weise jener Sophist war, der trotz alles

Gegenredens der „Gesunden“ seiner Zeit behauptete, daß der Mensch das Maaß der Dinge sei. Nicht wenig hat mich darin das Langesche Buch (das Du allernächstens wiederbekommst) bestärkt, das mich auf der Reise stets in einem erhöhten Gedankenkreis erhalten hat. Ganz gewiß hat er Recht, mit Kants Entdeckung von der Subjectivität der Anschauungsformen so bitter Ernst zu machen, und wenn er Recht hat, ist es dann nicht ganz in der Ordnung, daß ein Jeder sich eine Weltanschauung wähle, die ihm, d. h. seinem ethischen Bedürfniß, als seinem eigentlichen Wesen, genüge? Nun sagt mir eine Anschauung, die den tiefen, herben Ernst jenes gänzlich Unbekannten stark betont, innerlichst zu, und so ist mir auch durch die wachsende Überzeugung von der subjectiven Phantastik aller Speculation die Schopenhauersche Lehre durchaus nicht im Werthe gesunken: ein Factum, das gegentheils wieder bestätigt, daß der Wille, das ἦθος, stärker, primärer ist als der kühl erwägende Intellect. — Auch in diesen wichtigen Puncten stimmen wir Beide, lieber Freund, ja wohl von Herzen zusammen. So sehr nun aber jene Schopenhauersche Dichtung Einen über die gewöhnliche verständige Lebensauffassung erhöht, so sehr muß man, da man doch kein Genius ist, dem es Genuß und Beruf ist, im Reich der Idee zu wohnen und zu bauen, festen Boden und kleineren Kräften zugängliches Ackerland zu gewinnen suchen; denn uns Kleinen giebt die zur Existenz nöthige Behaglichkeit nichts als ein pflichtgemäßes Arbeiten in einem selbstgewählten Kreise des Philisteriums. Wer

zu wenig vom Philister in sich hat, wie Romundt ὁ σκοτεινός, wird zum Problematiker. Und so ist es trefflich daß es ein Ackerfeld giebt, genannt Philologia, das auch Bauern im Geiste mit Erfolg bearbeiten können. [— —]

Es ist aber wirklich wahr, wenn auch Dein Wenkel über die Philisterbegeisterung lachen mag, womit wir jeden Erdkloß auf unserm Acker zerklopfen. —

Deine Laertiusarbeit habe ich mit großem Interesse gelesen, theils aus Interesse an der Sache und um was zu lernen, zum größern Theil aber, weil sie, in der dunkeln Zeit der Krankheit, mir Trost brachte und wie eine Gewähr Deiner Freundschaft erschien. Denn durch die feierlichen lateinischen Worte hörte ich oft genug bekannte Lieblingsausdrücke und so wurde die Lectüre fast zum persönlichen Verkehr. „Verwegenheit“, wie Du meinst, finde ich wenig genug darin, falls man nämlich, wie billig, die für solche Quellenuntersuchungen nöthige eigne Methode zugiebt. [— —] Nur das Verhältniß Sopaters zu Favorinus p. 648 ff. hat mich nicht überzeugt. Warum sagte denn Photius nicht einfach: — καὶ καθεξῆς μέχρι τοῦ Σ? Dafür müßte entschieden ein Grund angegeben werden. Da nun, nach Deiner Darstellung, die παντοδαπὴ ἱστορία (NB. omnigena scheint mir falsch: omnigenus ist indeclinabel, näml. nichts weiter als = omne genus: s. Lachmann zu Lucrez irgendwo; das i wie in antistare, benivolus etc. nach Ritschls Regel) nach Materien geordnet war, so konnte ja ganz wohl in Buch XIX (*T*) ein Gegenstand be-

handelt sein, der S. nicht interessirte. So excerpirte derselbe von Juba's Θεατρικὴ ἱστορία nur das 17. Buch, offenbar weil ihn der Gegenstand der andern nicht interessirte, in seine ἐκλογαί nicht paßte. Übrigens stand jene Notiz bei Julius Val. I 13 im 4. Buch des Favorinus, wie die armenische Übersetzung des Pseudokallisthenes besagt: ich erinnere mich, dies in Zachers Buch über Ps.kall. gelesen zu haben. Einigermaaßen kühn scheint mir der Schluß auf Philostephanus und Nikias von Nikaia als Quellen des F. zu sein, d. h. als einzige Quellen ganzer Bücher. — Jedenfalls erwecken jene zwei Capitel bei jedem Leser regen Appetit auf die folgenden Gänge; die Art wie Du zum Schluß auf weitere Erschließungen spannst, ist förmlich romanhaft und feuilletonkünstlerisch. [— —]*)

Nun aber habe ich genug geplaudert und mir einmal förmlich das Herz ausgesprochen. Zur Vergeltung, vielleicht aus Rache, erwarte ich nun, sobald Deine Zeit es erlaubt, einige Zeilen der Antwort von Dir, mein lieber Freund. Denn Briefe von Dir sind mir heilkräftiger als alles Wasser, und erquickender als Waldluft. Laß mich also bald hören, daß Du in Deinem Leipziger Epicureerthum noch jener schönen Zeit gedenkst, da wir Beide uns dort fanden und liebgewannen, und sei herzlichst gegrüßt von Deinem treuen Freund Erwin Rohde.

*) [Das hier ausgelassene bezieht sich zum Theil und ein folgender Brief vom 5. Nov. 68 ganz auf die Knautsche Dissertation und die von Ritschl gewünschte Berücksichtigung in Rohdes Arbeit.]

Nr. 16.

Nietzsche an Rohde.

[Leipzig, 9. November 1868.]

Mein lieber Freund,

heute habe ich die Absicht, Dir eine Reihe von heiteren Dingen zu erzählen, lustig in die Zukunft zu blicken und mich so idyllisch-behaglich zu gebärden, daß Dein böser Gast, jenes katzenartige Fieber, einen krummen Buckel macht und sich ärgerlich von dannen trollt. Und damit jeder Mißton vermieden werde, will ich die bekannte res severa, die Deinen zweiten Brief veranlaßte, auf einem besondern Blatt besprechen, das Du dann in besondrer Stimmung und auf besondrem Orte lesen magst.

Die Akte meiner Komödie heißen: 1) Ein Vereinsabend oder der Unterprofessor, 2) der herausgeworfene Schneider, 3) ein Rendezvous mit †. Einige alte Weiber spielen mit.

Am Donnerstag Abend verführte mich Romundt zum Theater, für das meine Gefühle sehr erkalten: wir wollten ein Stück von unserm Zukunftsdirektor Heinrich Laube sehn und saßen wie thronende Götter im Olymp zu Gericht über ein Machwerk, genannt „Graf Essex“. Natürlich schimpfte ich auf meinen Verführer, der sich auf die Empfindungen seiner zehnjährigen Kindheit berief, und war glücklich einen Raum verlassen zu können, in dem sich nicht einmal *ΓΛΑΥΚΙΔΙΟΝ* vorfand: wie sich bei mikroskopischer Durchsuchung aller Winkel des Theaters erwies.

6*

Zu Hause fand ich zwei Briefe, den Deinigen und eine Einladung von Curtius, den jetzt näher zu kennen mir Vergnügen macht. Wenn sich zwei Freunde unsrer Art Briefe schreiben, da freuen sich bekanntlich die Engelchen; und so freuten sie sich auch, als ich Deinen Brief las, ja sie kicherten sogar.

Am andern Morgen zog ich festlich aus, um mich bei der Curtia für die Einladung zu bedanken, da ich sie leider nicht annehmen konnte. Ich weiß nicht, ob Du diese Dame kennst; mir hat sie sehr gefallen, und es entstand zwischen dem Ehepaar und mir eine unverwüstliche Heiterkeit. In dieser Stimmung gieng ich zu meinem Redacteur en chef Zarncke, fand herzliche Aufnahme, ordnete mit ihm unsre Verhältnisse — meine Recensionsprovinz ist jetzt unter anderm fast die gesammte griechische Philosophie, mit Ausnahme von Aristoteles, den Torstrik inne hat, und eines andern Theiles, in dem mein ehemaliger Lehrer Heinze (Hofrath und Prinzenerzieher in Oldenburg) thätig ist. Hast Du beiläufig meine Anzeige von Rose's Symposiaca Anacreontea gelesen? Nächstens kommt auch mein Namensvetter dran, der an der Eudokia zum Ritter geworden ist, — langweilige Dame, langweiliger Ritter!

Zu Hause angelangt, fand ich Deinen zweiten Brief, entrüstete mich und beschloß ein Attentat.

Am Abend war der erste Vortrag unsres philologischen Vereins für dies Semester angesetzt: und man hatte mich sehr höflich ersucht, diesen zu übernehmen. Ich, der ich Gelegenheiten brauche, mich auf akademische Waffen einzupauken, war auch gleich

bereit und hatte das Vergnügen, bei meinem Eintritt bei Zaspel eine schwarze Masse von 40 Zuhörern vorzufinden. Romundt war von mir beauftragt, recht persönlich aufzupassen, damit er mir sagen könne, wie die theatralische Seite, also Vortrag, Stimme, Stil, Disposition beschaffen sei und gewirkt habe. Ich habe ganz frei gesprochen, bloß mit Zuhülfenahme eines Deminutivzettels, und zwar über die Varronischen Satiren und den Cyniker Menippus: und siehe, es war alles *καλὰ λίαν*. Es wird schon gehn mit dieser akademischen Laufbahn!

Hier nun ist zu erwähnen, daß ich beabsichtige, bis Ostern mich hier aller Habilitationsscherereien zu entledigen und zugleich bei dieser Gelegenheit zu promovieren. Dies ist erlaubt: einen speziellen Dispens brauche ich nur, insofern ich noch nicht das übliche quinquennium hinter mir habe. Nun ist sich habilitieren und lesen zweierlei: aber recht passend scheint es mir, nachdem ich mir die Hände frei gemacht habe, dann hinauszureisen in die Welt, zum letzten Male in nichtamtlicher Stellung! Ach lieber Freund, es wird die Empfindung eines Bräutigams sein, Freude und Aerger gemischt, Humor, *γένος σπουδογέλοιον*, Menippus!

Im Bewußtsein eines guten Tagewerkes gieng ich zu Bett und überlegte mir die bewußte bei Ritschl aufzuführende Scene: als welche auch am andern Mittag aufgeführt wurde.

Als ich nach Hause kam, fand ich einen Zettel, an mich adressirt, mit der kurzen Notiz: „Willst Du

Richard Wagner kennen lernen, so komme um 3/4 4 in das Café Théâtre. Windisch."

Diese Neuigkeit verwirrte mir etwas den Kopf, verzeih mir!, sodaß ich die eben gehabte Scene ganz vergaß und in einen ziemlichen Wirbel gerieth.

Ich lief natürlich hin, fand unsern Biederfreund, der mir neue Aufschlüsse gab. Wagner war im strengsten incognito in Leipzig bei seinen Verwandten: die Presse hatte keinen Wind, und alle Dienstboten Brockhausens waren stumm gemacht, wie Gräber in Livrée. Nun hatte die Schwester Wagner's, die Prof. Brockhaus, jene bewußte gescheute Frau, auch ihre gute Freundin, die Ritschelin, ihrem Bruder vorgeführt: wobei sie den Stolz hatte, vor dem Bruder mit der Freundin und vor der Freundin mit dem Bruder zu renommieren, das glückliche Wesen! Wagner spielt in Gegenwart der Frau Ritschl das Meisterlied, das ja auch Dir bekannt ist: und die gute Frau sagt ihm, daß ihr dies Lied schon wohl bekannt sei, mea opera. Freude und Verwunderung Wagner's: giebt allerhöchsten Willen kund, mich incognito kennen zu lernen. Ich sollte für Freitag Abend eingeladen werden: Windisch aber setzt auseinander, daß ich verhindert sei durch Amt, Pflicht, Versprechen: also schlägt man Sonnabend Nachmittag vor. Windisch und ich liefen also hin, fanden die Familie des Professors, aber Richard nicht, der mit einem ungeheuren Hute auf dem großen Schädel ausgegangen war. Hier lernte ich also besagte vortreffliche Familie kennen und bekam eine liebenswürdige Einladung für Sonntag Abend.

Meine Stimmung war wirklich an diesen Tagen etwas romanhaft; gieb mir zu, daß die Einleitung dieser Bekanntschaft, bei der großen Unnahbarkeit des Sonderlings, etwas an das Mährchen streifte.

In der Meinung, daß eine große Gesellschaft geladen sei, beschloß ich große Toilette zu machen und war froh, daß gerade für den Sonntag mein Schneider mir einen fertigen Ballanzug versprochen hatte. Es war ein schrecklicher Regen- und Schneetag, man schauderte, in's Freie zu gehn, und so war ich denn zufrieden, daß mich Nachmittags Roscherchen besuchte, mir etwas von den Eleaten erzählte und von dem Gott in der Philosophie — denn er behandelt als candidandus den von Ahrens gegebnen Stoff „Entwicklung des Gottesbegriffs bis Aristoteles", während Romundt die Preisaufgabe der Universität „über den Willen" zu lösen trachtet. — Es dämmerte, der Schneider kam nicht und Roscher gieng. Ich begleitete ihn, suchte den Schneider persönlich auf und fand seine Sclaven heftig mit meinem Anzuge beschäftigt: man versprach, in ³/₄ Stunden ihn zu schicken.

Ich gieng vergnügter Dinge weg, streifte Kintschy, las den Kladderadatsch und fand mit Behagen die Zeitungsnotiz, daß Wagner in der Schweiz sei, daß man aber in München ein schönes Haus für ihn baue: während ich wußte, daß ich ihn heute Abend sehen würde und daß gestern ein Brief vom kleinen König an ihn angekommen sei, mit der Adresse: „an den großen deutschen Tondichter Richard Wagner".

Zu Hause fand ich zwar keinen Schneider, las

in aller Gemächlichkeit noch die Dissertation über die Eudokia und wurde nur von Zeit zu Zeit durch gellendes, aber aus der Ferne kommendes Läuten beunruhigt. Endlich wurde mir zur Gewißheit, daß an dem altväterlichen eisernen Gitterthor jemand warte: es war verschlossen, ebenso wie die Hausthür. Ich schrie über den Garten weg dem Manne zu, er solle in das Naundörfchen kommen: unmöglich, sich bei dem Geplätscher des Regens verständlich zu machen. Das Haus gerieth in Aufregung, endlich wurde aufgeschlossen, und ein altes Männchen mit einem Packet kam zu mir. Es war halb 7 Uhr; es war Zeit meine Sachen anzuziehen und Toilette zu machen, da ich sehr weit ab wohne. Richtig, der Mann hat meine Sachen, ich probiere sie an, sie passen. Verdächtige Wendung! Er präsentiert die Rechnung. Ich acceptiere höflich; er will bezahlt sein, gleich, bei Empfang der Sachen. Ich bin erstaunt, setze ihm auseinander, daß ich gar nichts mit ihm als einem Arbeiter für meinen Schneider zu thun habe, sondern nur mit dem Schneider selbst, dem ich den Auftrag gegeben habe. Der Mann wird dringender, die Zeit wird dringender; ich ergreife die Sachen und beginne sie anzuziehn, der Mann ergreift die Sachen und hindert mich sie anzuziehn: Gewalt meiner Seite, Gewalt seiner Seite! Scene. Ich kämpfe im Hemde: denn ich will die neuen Hosen anziehn.

Endlich Aufwand von Würde, feierliche Drohung, Verwünschung meines Schneiders und seines Helfershelfers, Racheschwur: während dem entfernt sich das

Männchen mit meinen Sachen. Ende des 2. Aktes: ich brüte im Hemde auf dem Sopha und betrachte einen schwarzen Rock, ob er für Richard gut genug ist.

— Draußen gießt der Regen. —

Ein Viertel auf acht: um halb acht, habe ich mit Windisch verabredet, wollen wir uns im Theatercafé treffen. Ich stürme in die finstre regnerische Nacht hinaus, auch ein schwarzes Männchen, ohne Frack, doch in gesteigerter Romanstimmung: das Glück ist günstig, selbst die Schneiderscene hat etwas Ungeheuerlich-Unalltägliches.

Wir kommen in dem sehr behaglichen Salon Brockhaus an: es ist niemand weiter vorhanden, als die engste Familie, Richard und wir beide. Ich werde Richard vorgestellt und rede zu ihm einige Worte der Verehrung: er erkundigt sich sehr genau, wie ich mit seiner Musik vertraut geworden sei, schimpft entsetzlich auf alle Aufführungen seiner Opern, mit Ausnahme der berühmten Münchener, und macht sich über die Kapellmeister lustig, welche ihrem Orchester im gemüthlichen Tone zurufen: „Meine Herren, jetzt wird's leidenschaftlich!“ „Meine Gutsten, noch ein bischen leidenschaftlicher!“ W. imitiert sehr gern den Leipziger Dialekt. —

Nun will ich Dir in Kürze erzählen, was uns dieser Abend bot, wahrlich Genüsse so eigenthümlich pikanter Art, daß ich auch heute noch nicht im alten Gleise bin, sondern eben nichts Besseres thun kann, als mit Dir, mein theurer Freund, zu reden und „wundersame Mär“ zu künden. Vor und nach Tisch spielte Wagner und zwar alle wichtigen Stellen der

Meistersinger, indem er alle Stimmen imitierte und dabei sehr ausgelassen war. Es ist nämlich ein fabelhaft lebhafter und feuriger Mann, der sehr schnell spricht, sehr witzig ist und eine Gesellschaft dieser privatesten Art ganz heiter macht. Inzwischen hatte ich ein längeres Gespräch mit ihm über Schopenhauer: ach, und Du begreifst es, welcher Genuß es für mich war, ihn mit ganz unbeschreiblicher Wärme von ihm reden zu hören, was er ihm verdanke, wie er der einzige Philosoph sei, der das Wesen der Musik erkannt habe! Dann erkundigte er sich, wie sich jetzt die Professoren zu ihm verhalten, lachte sehr über den Philosophencongreß in Prag und sprach von den „philosophischen Dienstmännern". Nachher las er ein Stück aus seiner Biographie vor, die er jetzt schreibt, eine überaus ergötzliche Scene aus seinem Leipziger Studienleben, an die ich jetzt noch nicht ohne Gelächter denken kann; er schreibt übrigens außerordentlich gewandt und geistreich. — Am Schluß, als wir beide uns zum Fortgehen anschickten, drückte er mir sehr warm die Hand und lud mich sehr freundlich ein, ihn zu besuchen, um Musik und Philosophie zu treiben, auch übertrug er mir, seine Schwester und seine Anverwandten mit seiner Musik bekannt zu machen: was ich denn feierlich übernommen habe. — Mehr sollst Du hören, wenn ich diesem Abende etwas objektiver und ferner gegenüberstehe. Heute ein herzliches Lebewohl und beste Wünsche für Deine Gesundheit.

F. N.

Res severa! Res severa! Res severa!

Mein lieber Freund, ich bitte Dich, direkt an Dr. Klette nach Bonn zu schreiben und (ohne weitere Formen und Gründe) das Manuscript zurückzufordern. Wenigstens würde ich so handeln.

Die Ritschl'sche Ungerechtigkeit ist zu stark: und in der stattgehabten Unterredung trat sie deutlich hervor: sodaß ich etwas kühl mit ihm gesprochen habe, was ihn stark choquirte.

Das ist allerdings Wahrheit, daß das Rhein. Mus. jetzt überhäuft ist: und das wird Dir das letzte Heft dieses Jahres bezeugen, das mit 4 Bogen über die gewöhnliche Seitenzahl hinausschießt.

Daß ich persönlich noch besonders über die Geschichte ärgerlich bin, liegt nahe. War ich es doch, der in bester Absicht und freundschaftlichster Meinung Dir den Vorschlag machte, Dein Mscpt. dem Rhein. Mus. anzuvertrauen: dem ich damit etwas recht Angenehmes zu erweisen glaubte. Besonders wurmt es mich, wenn ich daran denke, zu welchem Zweck die schöne Abhandlung zunächst bestimmt war.

Willst Du Dich rächen, so schicke die Schrift an den „Hermes"; doch bin ich selbst kein Freund einer derartigen Rache. Vom „Philologus" darf unter diesen Verhältnissen keine Rede sein: und mit Fleckeisens Jahrb. steht es ähnlich wie mit dem Rhein. Mus.

Also lieber Freund, muß ein Verleger gesucht werden (und wenn ich Dir rathen darf, gieb zugleich mit den Ὄνος heraus, nach dem von Dir erkannten Handschriftenverhältniß). Natürlich wirst Du

einen Verleger am liebsten in Deinem Hamburg suchen: sonst vertraue, daß ich mich mit Eifer nach einem noblen Buchhändler umsehen werde, falls Du mich dazu beauftragst. Jedenfalls muß die Sache schnell gehn, ja in Monatsfrist muß das 3—4 Bogen starke Schriftchen gedruckt sein. —

Liegt Dir nichts an dieser Eile, so läßt sich vielleicht unter uns beiden ein kleiner Plan arrangieren: wir machen ein Buch mitsammen, genannt „Beiträge zur griechischen Litteraturgeschichte“, in dem wir einige größere Aufsätze vereinigen (von mir z. B. über Demokrit's Schriftstellerei, über den homerisch-hesiodischen *ἀγών*, über den Cyniker Menipp) und auch eine Anzahl Miscellen beigeben.

Was denkst Du dazu?

In treuester Freundschaft und Theilnahme
in rebus secundis et adversis
der Leipziger Eidylliker.

Nr. 17.

Rohde an Nietzsche.

Hamburg, 14. Nov. 68.

Mein lieber Freund!

aus bewegtem Herzen sage ich Dir Dank für die Treue, mit der Du mich in dieser fatalen Affaire

vertreten und unterstützt hast. Selten hat mich etwas so gewurmt, und richtig hat der Ärger mir einen kleinen, zum Glück bald überwundnen Fieberrückfall verursacht. [— —]

Natürlich habe ich Deinen, der Sachlage allein angemessnen Rath sogleich befolgt. [— —] Ohnehin schon kostet es mich Überwindung, mir selbst einen genügenden Dunst über meinen Werth vorzumachen — und ein einziger derartiger choc wirft mich dann in die äußerste Muthlosigkeit zurück. Wenn ich mich dann auch hüte, Fremden den Gefallen zu thun, daß ich ihnen mein geringes Selbstvertrauen zeige, so bin ich doch in mir in solchen Zeiten ganz haltlos und gegen allen Erfolg mißtrauisch. [— —] Natürlich muß ich mich ins Detail der Frage selbst erst wieder etwas hineinlesen: in 8 Tagen aber denke ich mit Allem fertig zu sein. Denn gewiß hast Du Recht, daß Eile nöthig ist. Deshalb auch stimme ich dafür, daß jener lockende Plan eines gemeinsamen Büchleins vor der Hand aufgeschoben bleibe; aber ja nicht aufgegeben. Etwa als Frucht unsrer Pariser *κοινωνία* könnte solch ein opusculum Wirkung thun. Ach, jene Pariser Pläne waren schier der einzige lichte Punkt an dem grauumwölkten Horizont meiner Gedanken in dieser Woche, und in banger Angst besorge ich stets, daß ein neidischer Wind auch diese letzte Lichtung mir Unglückspilz zuwehen könnte! Absit omen! —

[— —]

Somit ade, lieber Freund; laß Dir noch einmal

die Hand drücken für all Deine Treue und glaube mir, daß Niemand Dich wärmer liebt als Dein

Erwin Rohde.

Nr. 18.

Nietzsche an Rohde.

Leipzig, am Bußtage [20. Nov. 1868.]

Mein lieber Freund,

jetzt wo ich wieder das wimmelnde Philologengezücht unserer Tage aus der Nähe sehe, wo ich das ganze Maulwurfstreiben, die vollen Backentaschen und die blinden Augen, die Freude ob des erbeuteten Wurms und die Gleichgültigkeit gegen die wahren, ja aufdringlichen Probleme des Lebens täglich beobachten muß, und nicht nur an der jungen Brut, sondern an den ausgewachsenen Alten: da kommt es mir immer begreiflicher vor, daß wir beide, falls wir nur sonst unserm Genius treu bleiben, nicht ohne mannichfache Anstöße und Quertreibereien unsern Lebensweg gehen werden. Wenn sich Philologe und Mensch nicht völlig decken, so staunt das erwähnte Gezücht erst das Mirakel an, dann ärgert es sich und endlich kratzt, bellt und beißt es: als wovon Du eben ein Beispiel erlebt hast. Denn das ist mir ganz ersichtlich, daß der Dir gespielte Streich durchaus nicht gegen Deine spezielle Leistung gerichtet ist, sondern

gegen das Persönliche; und ich lebe der sicheren Hoffnung, bald auch einmal so einen Vorgeschmack von dem zu bekommen, was meiner noch in dieser höllischen Atmosphäre wartet. Aber, lieber Freund, was hat das mit Deinen und meinen Leistungen zu thun, was Andere über unsre Persönlichkeiten urtheilen? Denken wir an Schopenhauer und Richard Wagner, an die unverwüstliche Energie, mit der sie den Glauben an sich unter dem Halloh der ganzen „gebildeten" Welt aufrecht erhielten; und wenn es nicht erlaubt ist, sich auf deos maximos zu berufen, so bleibt uns immer noch der Trost, daß den Käuzen das Recht zu existieren nicht versagt werden darf (auch dem Käuzchen nicht: cf. beifolgende Photographie) und daß zwei sich verstehende und herzenseinige Käuze ein fröhliches Schauspiel für die Himmlischen sind.

Schließlich ist nichts bedauerlicher, als daß gerade jetzt, wo wir anfangen, unsere Lebensanschauung praktisch zu bewähren und der Reihe nach alle Dinge und Verhältnisse, Menschen, Staaten, Studien, Weltgeschichten, Kirchen, Schulen u. s. w. mit unsern Fühlhörnern betasten — daß gerade jetzt so viele Meilen zwischen uns liegen, und daß jeder von uns die halb vergnügliche, halb schmerzliche Empfindung, seine Weltanschauung zu verdauen, für sich allein haben muß: eigentlich wäre nichts erquicklicher, als so, wie wir damals bei Kintschy unsre leiblichen Mahlzeiten gemeinsam verdauten, so jetzt zusammen symbolisch einen Nachmittagskaffee zu trinken und von der Mitte unsres Lebenstages aus rückwärts und vorwärts zu schauen.

Nun, es wird dazu auch in Paris noch nicht zu spät sein: wo die große ἀναγνώρισις unsrer Komödie stattfindet und zwar auf der schönsten Scene der Welt, zwischen den buntesten Coulissen und einer Unzahl glänzender Statisten.

Ach wie schön ist diese Luftspiegelung! —

Darum bleibe fern commune Wirklichkeit, schändlich gemeine Empirie, Soll und Haben, Grenzbotennüchternheit — nein, dieser ganze Brief sei nun mit ganzer Seele

als festlich hoher Gruß
dem Freunde dargebracht!

(Er trinkt das Tintefaß aus.)

Chor der Asketen:
Selig der Liebende,
Der die betrübende,
Heilsam' und übende
Prüfung bestanden!

Nr. 19.

Rohde an Nietzsche.

Hamburg Nov. 24. 68.

Mein lieber Freund,
tausend Dank für Deinen „festlich hohen Gruß“; als der mich ungemein erfrischt hat. Es ist wahr,

auch die Käuze müssen leben, und sind mehr Schafe als Käuze, wenn sie ihren Widersachern den Gefallen thun, in unnöthiger Verzagtheit ihre Flügel hängen zu lassen. Mit diesem Gedanken habe ich mich denn auch dran gemacht, meinem Esel den finishing touch zu geben: le voilà! Ich schicke ihn Dir nämlich zu, da ich, der alten Regel nach, daß qui tacet consentit, annehme, daß Du bereit bist, in Lyptzck einen Verleger zu suchen. Findest Du keinen, so kannst Du ihn ja immer noch zurückschicken. Außer wenigen kleinen Zusätzen — p. 40 konnte ich mir das Vergnügen nicht versagen, Vater Schopenhauer als philologum leuchten zu lassen, obwohl das was er an jener Stelle der Parerga sagt ziemlicher Kohl ist, — außerdem also habe ich Herrn Knaut abgeschlachtet und einen leider zu breit gerathenen Anhang über die Handschriften angeflickt. [— —]

Und damit genug der Eselei. —

Für das Portrait des Käuzchens vielen Dank; entweder ist es geschmeichelt oder das Original hat sich sehr verhübscht. Wir könnten einen Eulenclubb bilden; schon die Alten deuteten das Eulenartige eines ächten und gerechten philologus durch die ihnen zum Idol bestimmte Eule der Athene an; Dein Bild vom Maulwurf ist freilich noch passender. Hin und wieder beschleicht mich wirklich eine Reue, daß auch wir Beide uns zum Eulengeschlecht geschlagen haben. Könnte man nicht, statt in den alten staubigen Flicken immer wieder herumzukramen und alte abgetragne Röcke neu zu wenden, seine Kräfte, soviel ihrer denn sein mögen, darauf verwenden, durch Erforschung der

Natur viel wichtigere Probleme, und deren ethische Bedeutsamkeit wahrlich riesenhaft ist gegen die durch unsre kleinliche Geschäftigkeit zu erreichenden, zu fördern. Selig der ächte, vom Demiurgos ausdrücklich dazu fabricirte Urphilologe, die ἰδέα des φιλόλογος, trunken vom schaalen Trunk schulmeisterlicher Begeisterungsphrasen — wie er z. B. in den abscheulich platten, aber eben darum vom Chorus laut gepriesenen akademischen Pauken von E. Curtius kredenzt wird —, ganz voll von der „ungeheuren Wichtigkeit" einer Conjectur, die γέ statt καί setzt: wahrhaftig dieser Armen im Geiste ist das Himmelreich. Wenn man nun aber die begabtesten Leute ebenso begeistert ihre mikrologischen Fündchen besingen hört, so sollte man allerdings wohl meinen, daß im Staate Philologia etwas faul sei; aufrichtig gesagt, ist dieser Staat das rechte receptaculum wissenschaftlicher Phrasendrescherei geworden, die sich in andern Wissenschaften doch nur in den populären Außenwerken breit macht, damit publicus, der's ohne Plattheit nicht thut, zulaufe. Dem Arzt, dem Naturforscher scheint durch den Schleier der Maja tagtäglich dunkel und fragend mit großem Auge das geheimnißvolle Antlitz der wirklichen Wesenheit entgegen und blickt ihm tiefen, sinnenden Ernst in die Seele: daher man denn bei den Begabten aus diesem Stande eine gewisse resignirte Sinnigkeit und Ernsthaftigkeit findet, wo ebenso begabte Philologen richtigen Schlages nur gedunsene akademische Feierlichkeit zeigen.

Und bei all dieser ärgerlichen Erkenntniß von der kindischen Art unsrer philologischen Kleinkrämerei ge-

währt Einem doch diese selbe Kleinkrämerei Ruhe und Behaglichkeit. Das kommt denn z. Th. vom Segen jeder Arbeit quelleconque, z. Th. gewiß auch daher, daß man ganz unbewußter Weise in dem innerlichen Zusammenhang steht, wo im Grunde klein und groß gar keine Begriffe sind. Indeß ist's doch ein starker Unterschied, womit man schließlich seinen Charakter großzieht und ob man die grand air des Lebens oder grammatischen Staub einathmet. Drum eben ist's ein so namenlos erfreulicher Gedanke, vor dem definitiven Einspannen ins Joch noch einmal ordentlich die Glieder zu regen; noch einmal selbander alle Poesie der Freundschaft und des tiefen Einklangs in allen hohen und guten Gedanken im Licht der Jugend, im Glanz der Welt zu genießen, noch einmal ganz frei zu sein und ohne ängstliche Bedenken; sich zu überreden, man wäre so kühn gewesen, sich des Philisteriums zu erwehren und ein selbstgewähltes Dasein zu führen, wie die Cicade, *θέρεος γλυκὺς προφήτης*. Das wird der wahre Rosensommer unseres Lebens sein, und sein Duft soll uns nachher die Arbeit und die Dumpfheit der Stubenluft würzen.

Erst kommt aber dieser schmutzige Winter, der mir wenigstens, in Doctor- und Staatsexamen, nichts als graue lederne Wolken oben und Dreck unten zu bringen hat. —

Dieser Tage las ich La Rochefoucaulds Réflexions et maximes; auch ein Pessimist, aber kein ethisch anregender; er kitzelt nur den Witz mit den tausend, stets pikant garnirten Wendungen der Einen Behauptung, daß der Egoismus Alles bestimme.

Auch das Mitleid sogar: und hier faßt man den schwachen Punct des Mannes. Wie die im jüdischen Theismus aufgenährte und befangne Mehrzahl, kennt auch er zwischen den Individuen keinen andern Zusammenhang, als den die Dräthe der Puppen in der Hand des Alten da oben finden, der sich zum Scherz dieses klägliche Schauspiel der Welt und der Menschengeschichte aufführt. Da ist denn freilich die Möglichkeit jeder auf die Einheit des Alls basirten Empfindung unerklärlich: denn allerdings können wir nur Homogenes lieben, und diesem Standpunkt ist eben jede Puppe absolut nur sich homogen. — So machte das opus einen widerlichen Eindruck auf mich.

Für heute genug des Geschwätzes, lieber Freund; laß mich bald wieder von Dir hören, denn Du weißt, daß mit Dir mich eins zu wissen und das immer neu zu erfahren den besten meiner Gedanken macht. In treuer Freundschaft Dein

Erwin Rohde.

Nr. 20.

Nietzsche an Rohde.

[Leipzig, 25. November 1868.]

Mein lieber Freund,

heute nur zwei kurze Notizen: erstens hat sich nämlich bereits ein Verleger für Deine Abhandlung ge-

funden und zwar der ausgezeichnete und wahrhaft dem Wohl der Wissenschaften dienende Dr. Engelmann: sodaß Du, resp. Dein Jüngstgebornes sich in guten Händen befindet.

Wenn Du darüber einige Freude empfindest und diese etwa äußern willst, so geh zu Deinem Buchhändler und laß Dir Richard Wagner's eben erschienene 2. Ausgabe von „Oper und Drama" geben; dann setze Dich behaglich an den Ofen und denke, wenn Du schöne Stellen findest — und sie sind unzählig —, daß ein guter Freund in Leipzig sich über genau dieselben Stellen ganz kindisch freut.

In steter Treue und Liebe

Dein nach dem bewußten Manuscripte

täglich verlangender

Freund.

Näheres später: heute wenig, aber schnell und gut.

Nr. 21.

Rohde an Nietzsche.

[Hamburg den 2. December 68.]

Mein lieber Freund!

[— —] Nachdem die Eselgeschichte ihr erwünschtes Ende erreicht, habe ich mir noch auf eine kurze Frist

eine Art litterarischer Henkersmahlzeit gestattet, indem ich, eben vor dem Eintritt in das graue Einerlei der Examenpräparation, mir noch ein wenig litterarischen „Schwalges" erlaubt habe. Mit Entsetzen sehe ich dann das graue, wie Gummi langzuziehende Ungethüm dieser nur der kopfverderbenden Auswendiglernerei zu widmenden Wochen herankriechen. Dann ist's mit der epicureischen, nur in litterarischer Gourmandise nach Behagen verschwelgten Ruhe vorbei! Zeter! Zeter! wie Vater Schopenhauer so schön sagt. [— —]

Einstweilen habe ich mich zur Abwechslung ein wenig in die Romantiker vertieft, wobei ich denn namentlich observirt habe, daß in Schopenhauers Lehren eigentlich eine reine, von pfäffischen Quarzen gereinigte Kristallisation der Bestrebungen dieser seiner Jugendzeit zu erkennen ist. Somit habe ich eine gewisse Sympathie mit diesen Leuten, die in unsrer „gesunden" Periode blindlings zu schmähen zum guten Ton gehört. Ich verkenne gar nicht all ihre Krankhaftigkeiten, ihr nur „passives Talent", ihre Unfähigkeit, von musikalischem, verschwimmenden Reiz zur Bildung frei wandelnder Gestalten zu gelangen. Aber was mir sympathisch entgegenschlug, ist ihre starke Aversion vor allem Trivialen. Mag die schöne bunte Bilderwelt doch nur Hirngespinnst sein; die so sicher geglaubte Realität von Hinz und Kunz und ihren plebejischen Geschäften ist für den Einsichtigen auch nicht garantirt, und sogar erst recht nicht. Das aber gerade, das durchzitternde Gefühl von der tiefen, traumartigen Räthselhaftigkeit

alles Daseins ist's, was jene Dichter zum Grundton ihrer Schöpfungen machen. Wir bestehen aus zwei Wesen: das Eine erkennt, intuitiv und mit vollster Gewißheit, die Unerkennbarkeit des wirklich Realen und die Gebundenheit unsres Wollens in seiner eignen unabänderlichen Eigengestaltung und der nothwendigen Bedingtheit des uns zum Stoff gegebenen „Weltlaufes"; und doch ist in praxi, in jedem einzelnen Falle diese Erkenntniß, daß wir nur „bestimmt" sind „Erleuchtetes zu schauen, nicht das Licht", daß wir freie Wahl in einzelnen Handlungen gar nicht haben — absolut verwischt: wir wandeln, als ob wir auf sicher bekanntem Boden ständen und als ob unser Gang, dahin und dorthin, schnell und bequem, ganz in unser kleines Belieben gestellt wäre. Hat nun die Dichtung die Aufgabe, uns in diesem oberflächlichen Wahn zu erhalten? mit der ekelhaften, blasirtfertigen Zuversicht der „Gesunden" auf die Realität des Vorliegenden ohne Weitres zu bauen? nichts als die gewöhnlichen Gestalten des Lebensschattenspieles durcheinanderhüpfen zu lassen? So macht die bewunderte Dichtung unsrer so herrlich weitgekommenen Zeit es; natürlich jauchzt plebecula, und anstatt an die kleine Gemeine der tiefer Sehenden zu appelliren, möchten die Herren am Liebsten über Poesie und Philosophie abstimmen lassen! So leben wir in der Zeit der Trivialität: ich weiß, daß, im Ganzen genommen, das auch sein Gutes hat; aber mir, wie ich nun bin, gefällt eine Dichtung mehr, die jenes durchaus Geheimnißvolle im Drang des Tages uns ernsthaft ins Bewußtsein ruft. Naiv

zu sein, im Schillerschen Sinne, hat eben nur der größte Künstler, das Genie, ein Recht, als der in seinen Werken die ganze schaffende Natur selbst ist; bloße Talente werden nur in „sentimentaler“ Dichtung etwas Würdiges hervorbringen, denn vor der „Naivetät“ der Herrn Freytag und Consorten „behüt uns unser Heiland Jesus Christ“ — obwohl jene Art von Hunden, im Gegensatz zu jenen in Ewigkeit vermaledeiten grade recht gesund zu sein behaupten. Eine gewisse Art von Flachheit kann eben nicht einmal krank werden.

Wir aber wollen uns in dieser Zeit der Politik und der grenzbotenhaften Werkeltagsstimmung an die Reste einer Leben gebenden, von der trivia ins ewig richtige Reich des Schönen erhebenden Poesie halten, mag sie in Metaphysik, Musik oder wo sonst sich aussprechen. Darum ist denn die Möglichkeit einer 2. Auflage jenes Wagnerschen Buches als ein gewiß erfreuliches Zeichen zu begrüßen. Ich habe mich erst bis in die Mitte gelesen, aber auch die Hälfte schon macht den glücklichsten Eindruck. Hier ist ein glühender Zug einer ganzen, ungebrochen schaffenden Künstlernatur zu fühlen: wahrlich schon der Gedanke einer, gleichsam die ganze Welt, Willen und Intellect, im reineren Bilde darstellenden Kunst ist eine ganz großartige Conception, und dazu doch kein reines, unerreichbares Hirngespinnst.

Leb wohl, lieber Bruder in arte poetica, und laß mich bald Erfreuliches hören aus Deiner schönen Leipziger Existenz. In alter treuer Waffengemeinschaft Dein E. R.

Nr. 22.

Nietzsche an Rohde.

[Leipzig, 9. Dezember 1868.]

Mein lieber Freund,

immer noch kann ich Dir nichts Näheres über die Bedingungen Engelmann's schreiben, weil besagter Krieger nach Berlin verreist ist. Jedenfalls hat er sich bereit erklärt, das Manuscript anzunehmen: und damit ist ja die Hauptsache erledigt. Wie lange (d. h. wie kurz) der Druck dauert, wie viel Freiexemplare er Dir zugesteht, berichte ich, sobald ich es weiß. Übrigens verdiene ich in dieser Sache kein Atömchen von Dank; denn Derjenige, der den Gang zu Engelmann gemacht hat, weil er mehr persönliche Autorität hat, als ich *ἀνώνυμος*, ist unser vortrefflicher Windisch. Wenn dieser Gang übrigens fehlgeschlagen wäre, so waren die Aussichten für den *ὌΝΟΣ* sehr böse: denn mit solchen Brochuren von 3—4 Bogen macht man kein Geschäftchen, und deshalb nehmen Teubner und Gesinnungsgenossen derartige Sachen principiell nicht an. Also Ehre dem Engelmann und Dank dem Papa Windisch.

Beim nochmaligen Durchblick Deiner Arbeit habe ich mich nochmalig über die blöden Augen Derer geärgert, die sie bis jetzt in den Klauen hatten. Insbesondere auch darüber, daß dieselben Augen an der Knautischen Eselei Wunder etwas Verdienstliches sahen. Aber aus diesen Augen sah der schlechte

Wille; es war eben der böse Blick, der Deiner Arbeit und Dir so feindlich entgegenarbeitete.

Beiläufig: willst Du, daß ich Deine Arbeit im Centralblatt zur Anzeige bringe, oder liegt Dir mehr daran, daß ein Dritter (wahrscheinlich Bursian) oculis integris sich darüber äußert? — Come voi volete. —

Nach diesem geschäftlichen Vorspiel darf ich Dir ja wohl Einiges von meinem jetzigen Treiben erzählen und zwar zunächst — a bove principium — von meinem philologischen. Seitdem ich wieder hier bin, habe ich sträflich hin und her geschwankt zwischen denen Arbeiten, die irgendwann einmal fertig werden sollen, die aber in einer bestimmten Folge, nicht aber durcheinander vorgenommen werden müssen. Daß ich das kleine Schriftchen *περὶ Ἡσιόδου καὶ Ὁμήρου καὶ τοῦ γένους καὶ ἀγῶνος αὐτῶν* neu herausgeben will, weißt Du; ebenfalls daß sich daran eine Erörterung homerischer Traditionsfragen anschließen soll. Im Punkte der letzteren hatte ich das Malheur, an einer gewissen sehr wichtigen Stelle mich selbst nicht mehr überzeugen zu können: mein guter Sänger Homer, den ich mit allen fünf Fingern fest zu halten glaubte, zerrann mir eines schönen Morgens wie ein Gespenst; jetzt ist er wieder ein mythisches Scheusal, das die seltsamste Transformation durchgemacht hat: welche darzustellen eine Aufgabe für Strauß und ähnliche Talente wäre. — Dies hat mir die Sache jetzt etwas verleidet, und ich habe sie darum zurückgelegt: immerhin kommt übrigens bei meiner Betrachtungsart genug heraus, um mir diese ganze

Region stets interessant und werth zu machen. Von der Leidener Bibliothek bekam ich auf meine Bitte von Herrn Du Rieu die Handschrift, die das Apographum Henrici Stephani enthält; von Florenz erwarte ich eine neue Collation.

Im Anfang November habe ich über den sonderbaren Kauz Menippus im Verein gesprochen: seine Zeit ist, von 4—6 Ausgangspunkten aus, von mir auf c. 280 a. C. n. fixirt worden und Probus, in dem vielberedeten Zeugniß über die Varronischen Satiren, hat wieder Recht. Varro's Jugend fällt also nicht, wie Oehler, Roeper, Bernhardy, Riese 2c. meinen, in das Alter des Menipp. Der Lucianische Menipp ist der um 280 lebende; die Scholien machen allerdings einmal eine Dummheit, aus Reminiscenzen an den Philostrateischen Menipp, mit dem Apollonius in Korinth zusammentrifft.

Jetzt nun mache ich wieder Abderitenstreiche und verwerthe dabei meine allmählich etwas abgelagerten Laertiusansichten. Hierbei ist mir Mancherlei geglückt, ja ich komme zu der Meinung, daß bei solchen Arbeiten viel mehr ein gewisser philologischer Witz, eine sprunghafte Vergleichung versteckter Analogien und die Fähigkeit, paradoxe Fragen zu thun, vorwärts hilft, als die strenge Methodik, die überall erst am Platze ist, wo die geistige Hauptarbeit bereits abgethan ist.

Also diese Democritea sollen den index des Thrasyll seiner Form und Intention nach herstellen: und zugleich für eine spätere Sammlung der Demokritischen Fragmente (Mullach ist ein nachlässiges

Hornvieh) durch Untersuchungen über Unechtheiten, ältere pinakographische Anordnungen, durch Zerlegung der Laertianischen vita des Demokrit u. s. w. die Grundlage geben. Mir persönlich gefällt die Gestalt des Demokrit gewaltig; freilich habe ich sie mir ganz neu construirt, da unsre Philosophie-Historiker weder ihm noch Epikur je gerecht werden können, weil sie frumb sind und rechte Juden vor dem Herrn; am allerwenigsten aber der weibische, geistreichelnde, unwahre und unklare Schleiermacher, den man überall bis zum Ekel lobt oder tadelt, beides mit möglichster Bornirtheit; die Wahrheit liegt eben nicht in der Mitte, sondern ganz wo anders. — Am 22. Februar 1888 feiern auch wir ein hundertjähriges Jubiläum: wir wissen auch warum.

Da fällt mir zufällig ein, daß ich gar nicht weiß, wann Dein Geburtstag ist. Doch möchte ich es gerne wissen.

Nun noch einige Lipsiensia. Hier ist endlich auch Laube eingetroffen, mit einer Bullenbeißerphysiognomie, aber wie es scheint mit viel praktischem Talent und gehöriger Energie. Übrigens auch mit seiner Frau, die ein ganz unmenschlich verdienstvolles Weib sein soll. Laube hat sich bei dem Gartenlauben-Keil eingemiethet und scheint ein großes Haus machen zu wollen. Seine Thätigkeit ist schon jetzt eine ganz ungewöhnliche, jede Zeitung berichtet von neuen Engagements, den Schauspielern droht er mit schrecklich viel Proben, die Studenten kirrt er durch billigere Preise; zugleich wird das alte Theater zugerichtet zu Lustspiel und Posse. Übrigens hat er aus Hamburg

eine Primadonna engagirt, ein Fräulein Schneider: wer, was und wie ist sie? — *Γλαυκίδιον* hat bereits von ihm 100 Thlr. Zulage bekommen (sodaß sie jetzt 500 Thlr. Gage hat) und auch im Übrigen laudes und Hoffnungen. Vorigen Sonntag war besagtes Wesen sammt ihrer hübschen Schwester bei uns zu Tisch: und im Laufe des Nachmittags waren ich und meine Stube so glücklich, diese Weiblein, welche emsig mit Weihnachtsarbeiten beschäftigt waren, eine Stunde zu beherbergen. Und es war eitel *γέλως* und *γλυκύτης*.

Jeder Deiner Briefe beweist mir, daß es eigentlich jammerschade ist um all die schöne Zeit, die wir nicht zusammen verleben, also z. B. um den gegenwärtigen Winter, der mir zwar alle möglichen Anregungen und Vergnügungen im Leipziger Stile bietet, der mir aber den direkten und täglichen Umgang mit einem Weltanschauungsbruder versagt hat; ich müßte denn den guten Romundt nennen, der Dir gewiß auch gefallen würde, im Gegensatz zu manchen sehr alltäglichen aber gelehrten Köpfen, die mit Selbstgefühl auf jene seltsame Complexion von Einsicht, Wollen und Nichtkönnen herabsehn, die sich Romundt nennen läßt. — Wie sehr wir beide dieselbe Straße ziehen, ist mir wieder an einem wirklich amüsanten Synchronismus klar geworden; wir trieben nämlich genau zur selben Zeit Romantik und sogen mit gieriger Nase anheimelnde und verwandte Düfte, ohne daß der Eine von des Andern immerhin abnormer Beschäftigung wußte. So etwas Zufall zu nennen, wäre Sünde wider den heiligen Geist

Schopenhauer's. Nach diesem Vorfalle und überhaupt nach den ganz erstaunlichen Ähnlichkeiten Deiner von mir immer mit dankbarem Herzen und üppigem Behagen genossenen Briefe und meiner derzeitigen Gedankengänge habe ich auch die feste Zuversicht, daß wir uns über einen Genius ganz verstehn werden, der mir wie ein unlösliches Problem erschien und zu dessen Verständniß ich Jahr aus Jahr ein neue Anläufe machte: dieser Genius ist Richard Wagner. Dies ist nun das zweite Beispiel, wo wir, fast unbekümmert um die herrschende und gerade unter Gebildeten gültige Meinung, uns unsre eignen Götzen aufstellen; und man thut schon das zweite Mal diesen Schritt mit mehr Sicherheit und Selbstvertraun.

Wagner, wie ich ihn jetzt kenne, aus seiner Musik, seinen Dichtungen, seiner Ästhetik, zum nicht geringsten Theile aus jenem glücklichen Zusammensein mit ihm, ist die leibhaftigste Illustration dessen, was Schopenhauer ein Genie nennt: ja die Ähnlichkeit all der einzelnen Züge ist in die Augen springend. Ach ich wollte, ich könnte Dir in behaglicher Abendstunde die vielen kleinen Einzelheiten erzählen, die ich über ihn, meistens durch seine Schwester, weiß; ich wollte, wir könnten die Dichtungen mit einander lesen (die Romundt so hoch schätzt, daß er R. W. für den bei Weitem ersten Dichter der Generation hält, und über die auch Schopenhauer, wie Wagner mir erzählte, sehr gut gedacht hat), wir könnten zusammen den kühnen, ja schwindelnden Gang seiner umstürzenden und aufbauenden Ästhetik gehen, wir könnten endlich uns von dem Gefühlsschwunge seiner

Musik wegreißen lassen, von diesem Schopenhauerschen Tonmeere, dessen geheimsten Wellenschlag ich mit empfinde, so daß mein Anhören Wagner'scher Musik eine jubelnde Intuition, ja ein staunendes Sichselbstfinden ist.

Das alles aber mit einem Freunde wie Du bist zu genießen ist mir wirklich ein glühendes Bedürfniß, sodaß ich mit Begierde der Zeit gedenke, die uns wieder zusammenführt. Bleibe sie nicht zu fern!

In treuer Freundschaft

Dein Friedrich Nietzsche.

Leipzig, Lessingstraße 22, 2 Treppen.

Nr. 23.

Rohde an Nietzsche.

[Hamburg,] den 23. [Dec. 68.]

Lieber Freund! Du siehst, daß ich unterbrochen worden bin.*) Am andern Tag bekam ich denn jenes erwartete Buch: und nun begann theils thierisches Ochsen, theils, wie unser Geschichtslehrer zu

*) [Der erste Theil des Briefes (von Sonntag d. 20. Dec.) enthält Bemerkungen Rohdes über seine Polluxarbeit und über das Certamen Homeri et Hesiodi, in den letzteren die Keime zu dem, was später von ihm darüber ausgeführt wurde.]

sagen pflegte „ein grauses Morden“, nämlich unter dem vielen Unnützen meiner Arbeit, von der ich nun eine kürzere Ausgabe fertig habe, die, erst nach erfolgter Annahme derselben bei der Facultät, durch Streichen und Umschreiben, zum Zweck des Drucks, mit Glorie eingeführt werden wird. Darüber schwanden mir alle menschlichen Gedanken; denn in der That giebt es nichts Gräßlicheres als den Philologen in seinem Wahn — Schiller irrt sich in diesem Puncte —; als welcher Wahn darin besteht, er thue etwas Vernünftiges, indem er „Staub schluckt, und mit Lust“; dieser Wahn hält, ob zum Glück oder Unglück ist nicht zu entscheiden, bei mir immer nur „in währendem Ochsen“ an; bei wem er chronisch, oder gar habituell wird, der wird zu einem so entsetzlichen, selbst in der Erinnerung Gedanken fürchterlichster Öde erweckenden Wesen wie z. B. jener gute * * *. Ich kann Dir nicht sagen, wie niederschlagend oft der Gedanke auf mich wirkt, daß man, mit redlicher Mühe, schließlich Dinge zu Stande bringt, die noch lange nicht so viel Werth haben als etwa ein solides Paar Stiefel. Man hält aber nicht immer den Standpunct fest, daß schließlich der innere Werth einer Sache für uns Mysterium sei, auch gar nicht danach zu grübeln räthlich. Denn allerdings ist es wahr, daß wir in allen Dingen im Unbegreiflichen wandeln; mir wenigstens wird immer gewisser und klarer, daß, von Dichtungen abgesehen, die nur subjective Existenzberechtigung haben, wir absolut gar keinem Ding auf den Grund zu sehen vermögen. Sehr deutlich wird das an höchst ein-

fachen Fragen: Z. B. Man frage: worin liegt der Grund, daß, einen Menschen zu erschlagen, eine ganz unbezweifelbare, vom Thäter unfehlbar als solche empfundne Sünde ist? Als Antwort wird man in jedem Falle nichts andres bekommen als eine, mehr oder weniger sinnreich, wenn man will sophistisch, gewendete Definition des Begriffes des Mordes. Damit meint man denn den Grund angegeben zu haben. In der That aber können wir zum Höchsten unbezweifelbare Thatsachen des Bewußtseins exact definiren; den Grund einer Sache können wir nie aufgraben. Somit hat der alte Goethe wieder mal recht: das Höchste, wenigstens das Letzte, wozu ein Einsichtiger es bringt, ist das Erstaunen. Das haben freilich die mit dem Muth der Blindheit drauf zu tappenden Gesunden nie verstehen können! Sie haben für stumpfen Quietismus verschrien, was ganz gewiß nichts weiter war, als Resignation eines nach innerlichster Nöthigung zu tieferem Schauen strebenden Sinnes. Eine Fähigkeit nur haben wir, die uns dem Urgrund der Dinge näher bringen mag, das ist jene dunkelste Empfindungskraft, der Instinct, die Ahnung; wie man will; kurz dasjenige, was vom Kunstwerk ergriffen wird; vom sog. dichterischen und von dem, was man meist als metaphysische Wissenschaft versteht. Darum ist es dem, der nicht auf lange in Dumpfheit leben kann, so tiefes, sehnliches Bedürfniß, dann und wann von der Kunst, der Kunst, die eben seiner Eigenart gemäß ist, sein innerstes Wesen freudig erregen zu lassen. Mir wenigstens geht es so; ich lechze nach Schönheit,

nach der Hülfe des Genius, der uns von uns selbst befreit. Und schon, daß solche Genien existiren, unter uns wandeln oder gewandelt haben, giebt dem Leben Halt. Bloß der Gedanke an die Existenz, das innere Leben eines Goethe, Beethoven, Schopenhauer erquickt und stärkt. Darum begrüße auch ich mit Jauchzen den neu erkannten Göttersohn, der hienieden R. Wagner heißt. So reines und ganzes Streben, von der Kleinlichkeit jener elenden Feinde und Freunde gleich frei, ist wie ein leuchtender Stern am finstern Himmel. Was mich an seinem Buche besonders erfreute, ist jene ächte ingenuitas, die Niemand schöner bezeichnet hat, als Goethe in jenem unsterblichen Nachruf an Schiller: Und hinter ihm in wesenlosem Scheine liegt, was uns alle bändigt, das Gemeine. Diese innerliche, unbefangne, nur zum Großen strebende Reinheit ist es, die der gebildete Pöbel am wenigsten verstehen und, wenn er sie versteht, vertragen kann. Wenn der Heros dann todt ist, dann kommt allmählich das Pack und baut ihm Monumente. — Was mich nun sehr ärgert, ist die Unmöglichkeit, hier Wagnersche Musik zu hören; da ich natürlich, mit den eignen Gedanken des Meisters bekannt geworden, viel tiefer in das geheime Leben jener wundersamen Tonwelt blicken würde. So erinnere ich noch eine Aufführung des Tannhäuser in Leipzig, die ich, mit ganz frischen Eindrücken von Schopenhauers Asketik und Musiklehre, anhörte und die für mich ein wahrer innerlicher Durchgang durch Sansara zu seligster Nirwana wurde. —

Dieser Brief ist nun, durch die Verzögerung, zu

einem echten Weihnachtbrief geworden. Am Weihnachttage möge er Dir, mein lieber Freund, ein Unterpfand sein für die unveränderte Liebe, mit der ich Deiner stets gedenke. Dir allein verdanke ich die besten Stunden meines Lebens; ich wollte, Du könntest in meinem Herzen lesen, wie innig dankbar ich Dir bin für Alles was Du ihm geschenkt; der Du mir das selige Land reinster Freundschaft erschlossen hast, in das ich, mit liebedurstigem Herzen, früher wie ein armes Kind in reiche Gärten geblickt hatte. Der ich von jeher einsam war, ich fühle mich jetzt vereint mit der Besten Einem, und Du kannst schwerlich verstehen, wie das mein inneres Leben verändert hat; bei meinem tiefen Bewußtsein meiner Härten und Schwächen erquickt mich Liebe und Milde wie etwas Unverdientes unsäglich. Ich wünschte nur, wir wären zusammen; ich werde für den Umgang mit philologischen und unphilologischen Maulwürfen immer ungeeigneter und sehne mich täglich nach Dir, lieber Freund, und jenem tiefsten Einklang, der unsern Verkehr so beglückend machte. Mit Menschen geht es, wie mit der Musik: die Meisten leben frivole, unmotivirt selbstverständliche Rossini-melodien, die Mehrzahl sogar Abt oder Kücken; glücklich wer Mozart lebt, der, nach Wagners schönem Ausspruch, gar nicht anders als richtig sprechen konnte. Nun giebt es Menschen, die nicht in flachem Singsang, sondern in ringenden Harmonien leben; plebecula wundert sich über das „ungesunde“ Wogen; wenn aber zwei solche Harmonienströme zusammenfließen, dann giebt es desto tiefern Wohllaut. So gebe der

8*

Dämon, daß auch wir bald wieder zusammenkommen; ich komme mir so vereinzelt wie ein unbenutztes Clavier vor, in dem alle Töne schlummern und die Saiten sich mit Staub bedecken. Nun, wenn kein feindseliger Gott uns hindert — praefiscine dixerim — so soll im Frühjahr in Paris ein neues Leben beginnen, eine wahre *συμφωνία*. — —

Zum Schluß muß ich nun, verkehrter Weise, einige philologica nachholen. [— —] Zur Philologie gehört gewissermaaßen auch mein Geburtstag, als der eines berühmten Philologen: ich muß mich sehr wundern, daß Dir nicht längst bekannt ist, der bekannte E. R. sei am 9. October 1845 zu Hamburg geboren. Deinen eignen Geburtstag habe ich zwar auch nie erfahren, aber mit philologischem acumen aus verschiedenen Indicien auf den 15. October 1844 berechnet. Habe ich nicht wieder mal Recht?

Soviel von der Gelehrtengeschichte. Ich wende mich zur Weihnacht zurück, und wünsche Dir, als Weihnacht- zugleich und Neujahrssegen, frischen Muth, glückliches Gelingen aller akademischen plania, und vor Allem Dir und mir zusammen die Erfüllung unsrer goldigen Pariser Träume. Glück auf! alter

Freund! Dein Erwin Rohde.

Deiner Mutter und Schwester sage meinen freundlichen Gruß und beste Wünsche zum fröhlichen Feste.

Nr. 24.

Nietzsche an Rohde.

[Leipzig, 22. Dezember 1868.]

Mein lieber Freund,

ich denke Dir mit den wenigen nachfolgenden Zeilen eine kleine Weihnachtsfreude machen zu können: und deshalb beeile mich und bin etwas kurzathmig.

Eben war ich bei dem guten Windisch, um mir Auskunft zu erbitten über die Schicksale Deines Schriftchens, das ich ganz in Windisch' Hände gegeben hatte. Und siehe: ich fand bereits einen Druckbogen vor, der sehnlich auf die Correktur wartete. Und siehe: kaum war ich eine halbe Stunde bei W. heimisch geworden, als ein frecher Buchdruckerjunge kam und den zweiten Bogen brachte. Betreffendem Buben habe ich schleunig meine Adresse gegeben, da ich die Correktur — unter den obwaltenden Umständen — zu übernehmen bereit war. Dies that ich freilich ohne die Autorisation des Autors; indeß was war zu machen bei dieser engelmännischen Behendigkeit? So bitte ich denn um Deine nachträgliche Genehmigung: sorgsam werde ich übrigens sein. — So ist denn zu hoffen, daß noch im Laufe des alten Jahres die Drucklegung beendet ist.

Folgt genauere Beschreibung der Bogen.

Format das der Ritschl'schen opuscula, lateinische Buchstaben: 35 Zeilen auf der Seite: somit ein

sehr anständiges Äußere. Bogen I umfaßt die Seiten 1—34 Deiner Arbeit, Bogen II 35—70. Somit werden es ungefähr 4 Bogen werden.

Engelmann wünscht Dich persönlich kennen zu lernen und bittet Dich, wenn Du durch Leipzig kommst, ihn zu besuchen. Du wirst an ihm einen nobeln Verleger haben. Übrigens weiß ich gar nichts von Bedingungen, die er gemacht hätte; und Du kannst ihm schließlich vertrauen, daß er Dir die nöthige Anzahl Freiexemplare zustellt.

Ach wie bin ich selbst froh, daß diese Sache so geglückt ist, da sich niemand mehr — Du nicht ausgenommen — über das Mißlingen geärgert haben würde als ich: habe ich doch die Verantwortung dafür zu tragen, daß ich Dir zu dem Rhein. Museum rieth, und daß dieser Rath so übele und verdrießliche Früchte trug. —

Weihnachten, liebster Freund, ist vor der Thür: einsam leb' ich für und für: schreib mir bald, das dank ich Dir, doch so kurz nicht als ich hier.

Am 22. Dezember.

In treuster Treue

Dein

Friedr. Nietzsche.

Nr. 25.

Rohde an Nietzsche.

Hamburg, den 3. Januar 1869.

Mein lieber Freund!

Da wären wir glücklich im neuen Jahr. Es soll für uns Beide verhängnißreich werden und möge es! Die goldnen Hesperidenäpfel locken, möge das neue Jahr sie uns in den Schooß werfen, den Drachen der Examina, Habilitationes, Promotiones, Dissertationes, Editiones etc. erschlagen helfen, daß wir glücklich und frei nach Westen ziehen. Möge sein Thronfolger uns in Lutetien überraschen. Das soll unser nächster Wunsch sein, und damit wären wir eine ganze Strecke jenem fabelhaften Land der Fee Morgana, genannt das Glück, entgegengerückt. Fassen und festhalten werden das Zauberwesen auch in diesem Jahre Wenige genug; es geht uns armen Menschen mit ihr wie den Helden des Ariost im Zauberschloß des Atlas: überall lockt die liebste Stimme und stets läuft der Bethörte blind und wüthig ihr nach und tappt stets in's Leere. Ich vermuthe fast, daß die hohe Göttin schließlich nichts als ein bescheidnes, stilles, anschmiegendes Mädchen ist; wenigstens haben schon Manche sie in dieser Gestalt gesehn. Mir ist sie bis jetzt nicht vorgestellt; wer weiß, vielleicht wohnt sie in Paris. Auf alle Fälle wollen wir sie selbander dort suchen. Binde

Du Dich nur in Leipzig nicht zu fest, damit Du in der großen Stunde marschbereit bist! Vor einem zu frühen Definitivum sollte man sich überhaupt hüten, da es selten besser ist als das Provisorium; das rechte Definitivum ist das Land der Philister, der Gesunden, der Freytag'schen Musterprofessoren, der nationalliberalen Allerweltskerle. Wir andern, schwachen Seelen können nur im Provisorium existiren, wie der Fisch nur im fließenden Wasser, da doch dem Frosch so wohlig im Sumpfe ist. Kein Sumpf aber ist geeigneter selbst den verwegensten Hecht zum geblähten, fertigen, gesunden Frosch zu machen, als der höhere akademische Pfuhl. Wohl präparirtes Skelett eines Musterfrosches: der gräuliche Professor in der Verlorenen Handschrift. — [— —]

In alter Treue   Dein Erwin Rohde.

Nr. 26.

Nietzsche an Rohde.

[Naumburg und Leipzig, Anfang Januar 1869.]

Mein lieber Freund,

bevor ich heute auf alle unsre gemeinsamen Herzensdinge kommen kann, will Bileams Eselein einige Worte verlauten lassen. Selbiges Gethier wun-

derte sich nämlich sehr über jenen nach Hamburg geschickten Druckbogen; jetzt aber ist es durch den Obersten der Drugulin'schen Druckerei aufgeklärt und denkt fürderhin wie ein aufgeklärter Setzer. Die erste Correktur nämlich habe ich besorgt: da es aber Träumerei ist, durch einen einzigen Angriff dem Setzer seine Liebhabereien für verrückte Worte und barbarisches Griechisch zu verleiden, so wurde Dir — dem als Autor natürlich eine ganz andre Autorität zur Seite steht (um mit R. Wagner zu reden) — die zweite Correktur übertragen und mir nun hinwiederum die dritte: welche auch bereits besorgt ist. Hoffen wir denn also, daß das neu gebackne Geschöpfchen bald munter und guter Dinge umherspringe, *Γλαυκίδιον* in Backfischrollen vergleichbar. Der Himmel schenke Dir und mir immer so gute Hebammen wie den Dr. Engelmann: dem Du vielleicht schon ein paar Zeilen geschrieben hast, zumal er den Wunsch hat, Dich kennen zu lernen. — Und damit verstummt das Eselein, und die Menschen dürfen wieder reden.

Ach lieber Freund, was für einen schönen Weihnachtsgruß hast Du mir nach Naumburg geschickt. Am ersten Festmorgen war es, und Festglocken läuteten. Die ganze Welt ist an diesem Morgen beschenkt und deshalb ein wenig besser als im ganzen andern Jahr. Ich selbst zog mit geblähter Nase die warme Temperatur der Heimat ein: siehe, da kam NB. der Briefträger und machte meine Freude voll. Wer sich als Einsiedler zu fühlen gewöhnt hat, wer mit kalten Blicken durch alle die gesellschaftlichen und

kameradschaftlichen Verbindungen hindurchsieht und die winzigen und zwirnfädigen Bändchen merkt, die Menschen an Menschen knüpfen, Bändchen so fest, daß ein Windhäuchchen sie zerbläst: wer dazu die Einsicht hat, daß nicht die Flamme des Genie's ihn zum Einsiedler macht, jene Flamme, aus deren Lichtkreis alles flieht, weil es, von ihr beleuchtet, so todtentanzmäßig, so narrenhaft, spindeldürr und eitel erscheint: nein wer einsam ist vermöge einer Naturmarotte, vermöge einer seltsam gebrauten Mischung von Wünschen, Talenten und Willensstrebungen, der weiß, welch „ein unbegreiflich hohes Wunder" ein Freund ist; und wenn er ein Götzendiener ist, so muß er vor allem „dem unbekannten Gotte, der den Freund schuf", einen Altar errichten. Ich habe hier Gelegenheit, mir die Ingredienzen eines glücklichen Familienlebens in der Nähe anzusehn: hier ist kein Vergleich mit der Höhe, mit der Singularität der Freundschaft. Das Gefühl im Hausrock, das Alltäglichste und Trivialste überschimmert von diesem behaglich sich dehnenden Gefühl — das ist Familienglück, das viel zu häufig ist, um viel werth sein zu können. Aber Freundschaften? — es giebt Menschen, die an ihrer Existenz zweifeln. Ja, es ist eine ausgesuchte Gourmandise, die nur Wenigen zu Theil wird, jenen ermatteten Wanderern, „denen der Lebensweg ein Weg durch die Wüste ist": sie tröstet ein freundlicher Dämon, wenn sie im Sande liegen, ihnen netzt er die verdorrten Lippen mit dem Götternektar der Freundschaft. Diese Wenigen aber singen in den Klüften und Höhlen, wo sie ungestört vom

Weltlärm ihren Göttern opfern, schöne Hymnen auf die Freundschaft, und der alte Oberpriester Schopenhauer schwenkt dazu den Weihkessel seiner Philosophie.

An der mit NB. bezeichneten Stelle kam eine Nachricht, die mich in die Stadt rief, sobald der Bogen vollgeschrieben war: jetzt zurückgekommen, zittre ich in allen Gliedern und kann mich nicht einmal dadurch befreien, daß ich Dir mein Herz ausschütte. Absit diabolus! Adsit amicissimus Erwinus!

Nr. 27.

Nietzsche an Rohde.

[Leipzig, 16. Januar 1869.]

Mein lieber Freund,

ich hatte neulich allen Grund, an den Gliedern zu zittern und den Brief jäh abzubrechen; denn es ist ein großer Streich auf mein Haupt gefallen, und die gemeinsamen Pariser Pläne flattern in alle Lüfte. Und mit ihnen flattern meine schönsten Hoffnungen. Ich hatte es noch einmal recht wohl haben wollen, bevor ich an die Berufskette gelegt würde, ich hatte sehnlich begehrt, den tiefen Ernst und den zauberhaften Reiz eines Wanderlebens auszukosten, noch einmal das unbeschreibliche Glück, Zuschauer und nicht Mitspieler zu sein, mit dem treusten und ver-

ständnißreichsten Freunde zu schlürfen. Ich dachte mir uns beide, wie wir, mit ernstem Auge und lächelnder Lippe, mitten durch den Pariser Strom hindurchschreiten, ein paar philosophische Flaneurs, die man überall zusammen zu sehen sich gewöhnen würde, in den Museen und Bibliotheken, in den Closeries des Lilas und der Notre-Dame, überallhin den Ernst ihres Denkens und das zarte Verständniß ihrer Zusammengehörigkeit tragend. Und was soll ich eintauschen gegen eine solche Wanderschaft, gegen solche Freundesnähe! Ach, liebster Freund, ich glaube, so ist es dem Bräutigam zu Muthe wie mir: nie erschien mir unsre holde Ungezwungenheit, unsre ideale Sommerbummelei so beneidenswerth wie jetzt.

Bevor ich nun das Folgende ausspreche, bitte ich Dich darum, eine Sache, die noch nicht ausgetragen ist, als ein strenges freundschaftliches Geheimniß zu betrachten, an dem fremde Nasen noch gar nicht zu schnüffeln haben.

Lieber Freund, ich habe die wahrscheinliche, ja sichere Aussicht, allernächster Zeit an die Universität Basel berufen zu werden: ich habe mich darauf einzurichten, von Ostern an akademischer Lehrer zu sein. Mein Titel wird zunächst der eines Profess. extraord. sein, mein Gehalt 3000 Fr. betragen und meine Stellung es mit sich bringen, an der obersten Klasse des dortigen Pädagogiums wöchentlich sechs Stunden zu geben. Nachdem diese ganze Berufung erst in Scene gesetzt ist, würde es eine unverzeihliche Laune sein, wieder sich auf die Hinterfüße zu stellen.

Der Ursprung aber dieser mährchenhaften Geschichte ist dieser. Der dortige Erziehungsrath, von Kießling benachrichtigt, daß er nächstens Basel verlassen würde — mit was für vortheilhaften Aussichten, kann Dir gleich sein — jener Erziehungsrath also, der sehr vortreffliche Vischer, fragt bei Ritschl, seinem alten Rathgeber in solchen Fällen, an und erkundigt sich bei dieser Gelegenheit nach einem Menschen meines Namens, von dem man den Eindruck habe, daß er aus guter Schule sei.

Das Folgende kannst Du Dir denken: wie Ritschl mich kommen läßt, wie ich in eine glückliche Bestürzung gerathe, in der ich einen ganzen Nachmittag, spazierengehend, Tannhäusermelodien sang, wie Ritschl über mich Bericht erstattet und wie nun schließlich Vischer wieder schreibt u. s. w. Wozu Dich noch behelligen mit dem, was noch mitten durch schwimmt, mit den eifrigen, ja gierigen Bewerbungen Anderer u. s. w.

Nun kann ja noch ein kleiner Dämon alles wieder über den Haufen werfen; und geschieht dies, so bin ich der Letzte, der den Kopf hängen läßt. Ich habe von Anfang an mich daran gewöhnt, in dieser Geschichte eine großartige Zufälligkeit zu sehen. Sollte sie sich plötzlich in jenes lächerliche Mäuslein verwandeln, von dem der Dichter singt — immerhin! Wir sind nicht so leicht todt zu machen! (Pluralis maiestatis!) Viel schmerzlicher wird mir sein — oder würde mir sein —, wenn unsre Pariser Zukunftsträume spurlos in den Lüften zerflattern sollten.

Lieber Freund, ich halte meinen Finger an meinen

Mund und gebe Dir einen recht kräftigen Händedruck. Wir sind doch recht die Narren des Schicksals: noch vorige Woche wollte ich Dir einmal schreiben und vorschlagen, gemeinsam Chemie zu studiren und die Philologie dorthin zu werfen, wohin sie gehört, zum Urväter-Hausrath. Jetzt lockt der Teufel „Schicksal“ mit einer philologischen Professur.

Übrigens sind zunächst die Aussichten dieser Professur vortrefflich. Steigerungen des Ranges und des Gehaltes sind schon nach kurzen Terminen vorgesehen; und alles, was ich höre oder erhorche, spricht dafür, daß ich mit frei denkenden und nobeln Behörden — unerhört! auf preußische Taille! — zu thun habe.

In der nächsten Zeit muß ich nun schnell promoviren; wärest Du vielleicht so gefällig, eine Correktur der sehr kurzen Dissertation (Corollarium disput. de font. Laert.) zu übernehmen? Meine Zeit ist mir sehr theuer geworden. Gott weiß, was ich alles in den nächsten Monaten zu thun habe! Schopenhauer lächelt ob dieses Stoßseufzers: denn was bringen wir Schächer mit unsrer πολυπραγμοσύνη zu Stande?

Und so lebe wohl und verzeih, wenn Du kannst, die Treulosigkeit Deines treusten Freundes. ’s giebt halt keine Treue auf der Welt. Das Leben ist mir recht schwül, ich spüre so etwas wie das Herannahen des Sommers. —

Noch eine Notiz. Kürzlich hat mich Richard Wagner, zu meiner größten Freude, brieflich grüßen lassen. Luzern ist mir nun nicht mehr unerreichbar. Am Ende dieses Monates reise ich nach Dresden,

um die Meistersinger zu hören. Schließlich freue ich mich darauf mehr als auf alles, ausgenommen unsre Pariser Reise.

Es lebe die Kunst und die Freundschaft!

F. N.

Nr. 28.

Rohde an Nietzsche.

Hamburg, 17. Januar 69.

Mein lieber Freund!

Das sind ja merkwürdige Nachrichten; die auch mich in eine kleine Anwandlung von Gliederzittern versetzt haben und erst mühsam und nach langer Rumination gehörig verdaut und in Lebensblut verwandelt werden können! Ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, daß meine Empfindungen darüber nur freudige seien; es ist wahrlich keine Kleinigkeit so lange und liebevoll erbaute Luftpalläste, auf einen Wink mit dem Zauberstabe, in flatternde Wolken sich auflösen zu sehen. Zwar ich hatte mir stets die Möglichkeit, ja die große Wahrscheinlichkeit vorgehalten, daß aus unsern kostbaren Plänen nichts werden würde; denn ich glaube, wenigstens was mein eignes Schicksal betrifft, ganz ernsthaft an den Neid der Götter. Nun aber, wo das lange gefürchtete Scheusal, *ἀμάχανον ὄρπετον*, leibhaftig mir

gegenübertritt, bin ich doch innerlich ungerüstet. Denn mit diesen köstlichen Pariser Aussichten ist mir in der That nichts Geringeres geraubt als die letzte voraussichtliche längere Gemeinschaft mit Dir, ein Stück schönster Jugend, und das auf spätere Zeiten einen Rosenschein geworfen haben würde, die letzte Zeit wonnigen Schauens ohne Kampf und Schweiß und Sorgen. Allein in der großen Stadt herumzuwanken will mir nun fast wie eine Strafe erscheinen; ach lieber Freund, nie habe ich so tief gefühlt, wie fest die Liebe zu Dir mit dem besten Theil meines Lebens verwachsen ist.

Ich glaube es ist menschlich, daß ich zuerst diese egoistischen — und doch nur halb egoistischen — Schmerzen empfinde. Dann bedenke ich aber, daß für Dich dies unerwartete Schicksal freilich auch eine augenblickliche Enttäuschung, ein Strich durch liebe Pläne, ist, aber im Ganzen und auf die Dauer doch ein ungemeines Glück bedeutet; und das ist denn ein Trost in der Bitterniß. Tragen wir also die Trümmer der zerschlagnen lockend-schönen Welt gefaßt ins Nichts hinüber, ohne „um die verlorne Schöne" vergebens zu trauern. Wer überhaupt so weit wäre, die Erkenntniß von der Verkehrtheit der Reue und der nachträglichen Trauer praktisch zu machen, der wäre so viel glücklicher! Vernünftig betrachtet ist die Angelegenheit für Dich ein ganz beispielloses Glück, mit beiden Händen festzuhalten. Wie ich von Ribbeck, Kießlings Vorgänger, weiß, ist die Stellung nach allen Seiten angenehm und belohnend. Auch der Gehalt von 800 Thl. ist doch für Einen, der

nicht gleich sich ein liebendes Weib und ein Schock Kinder ans Bein hängen will, ein sehr hinreichender. Da Kießling schon zu Ostern antritt, so beginnt also dann Dein Amt ebenfalls; bis dahin hast Du jedenfalls eine Menge zu thun, und kann ich Dir irgend etwas abnehmen oder erleichtern, so thust Du mir einen Gefallen, wenn Du mich damit beauftragst. Jene Doctorcorrectur übernehme ich mit Vergnügen; sag nur Deinem Verleger meine Adresse.

Und so beginnt also für Dich, wie Du selbst sagst, der Sommer; ein wenig früh, aber wenn man in sich den Frühling trägt und den Zaubertrank kennt, der ewig im Innern frisch und elastisch erhält, so wird man auch in der Erntegluth nicht zum stumpfen Ackersclaven. Ach Gott, ich kann's nicht helfen, daß mir augenblicklich noch der Schmerz um die offne Wunde überwiegt; und doch sollte ich zufrieden sein, auch nur die Zeit der Hoffnung auf jene Rosentage genossen zu haben. Alas! it is delusion all! sagt Byron; ruck, ein anderes Bild und alle herrlichen Aussichten steckt der Guckkastenmann Schicksal in seinen Sack, um Einem den Einblick in eine philologische Arbeitsboutique zu vermitteln! Der Geist Schopenhauers möge und wird mit Dir sein auf allen fernern Lebenswegen; und wenn die Zeit unsrer gemeinsamen Pilgerfahrt auch wohl vorüber ist, im tiefsten Herzen bleiben wir treu verbündet, nicht wahr, alter Freund! —

Dieser Tage habe ich einen für mich wesentlichen Entschluß gefaßt, nämlich jenes infame Staatsexamen aufzugeben. Da ich doch zur Universität tendire und

eine Schulstellung höchstens als „Kohlenstation" betrachtete, so wäre eine scheußliche Halbheit herausgekommen. Nun ich jene widerliche, peinliche Befragung abgeworfen habe, ist mir wohler. —

Mein 'Ovος muß nächstens fertig sein; Vater Engelmann hat sich als ein unbegreiflich nobler Verleger entpuppt; ich denke, daß ich ihm auch meine Polluxarbeit übergebe. — Noch Eins: soll ich Ritschl ein Exemplar des 'Ovος schicken? Ich denke eigentlich, denn „ich grolle nicht"; ich weiß nur nicht, ob er's nicht für Hohn hält. — Ade für heute; laß mich bald von Deinem Schicksal Weitres hören und behalte mich lieb. Dein Erwin Rohde.

Nr. 29.

(Visitenkarte.)

Nietzsche an Rohde.

[Leipzig, 12. Februar 1869.]

(Rückseite.)

Lieber Freund, der Sprung in's Unvermeidliche ist geschehn: heute, an jenem festlichen Tage, an dem Dein 'Ovος reichgeschmückt in's Leben tritt, ist der unterzeichnete 'Ovος in den Stand des heiligen Professorenthums getreten. Es lebe die freie Schweiz, Richard Wagner und unsre Freundschaft!

(Vorderseite.)

Friedrich Nietzsche
Professor extraord. der klass. Philologie zu Basel.

Nr. 30.

Rohde an Nietzsche.

Hamburg, 15. Febr. 69.

Mein lieber Freund und Professor!

Noch nie in meinem Leben habe ich das Vergnügen und die Ehre gehabt, einen Professor meinen Freund zu nennen, und gar einen so treuen und lieben ohnehin nicht. Ich würde daraus schließen — nämlich daraus, daß ich jetzt jene Ehre habe —, daß ich alt werde, wenn's nicht so ein ganz junges Professorlein wäre, dem ich heute die Hand schüttle, um ihm von Herzen Glück und ferneres Glück zu wünschen. Mehr eigentlich noch als Dir wünsche ich der Basler Professoren- und Studentenschaft Glück, die bald genug merken sollen, wie klug sie diesmal gewesen sind. Erlaube, daß ich an der dies festa Dich ein wenig ins Gesicht lobe, aber aufrichtiger kann Niemandes Überzeugung sein als meine, daß Du Deinen neuen Posten in einer Weise ausfüllen wirst, daß universitas Basileensis ihr gutes Glück segnen wird. Weiß ich nicht aus eigenster Erfahrung, daß Deine Nähe Segen und Glück bringend ist? Und so wirst Du in B. und überall nicht nur philologische Vernunft und Behendigkeit der Jugend beibringen, sondern durch Deine ganze Art einen „Stachel in ihrer Seele“ lassen. Das macht, daß der Mensch bei Dir noch viel mehr werth ist als der Philologe, daß jener Schopenhauersche

Ernst in Dir wohnt, der zugleich eifrig und zu milder, weil freier Auffassung geneigt macht. Eins aber, hoffe ich, wirst Du trotzdem nicht thun, nämlich viele unschuldige Seelen in die Hände der Philologia verlocken, wie es einflußreichen Lehrern so leicht begegnet. Denn das bleibt gewiß auch Deine Überzeugung, daß gute Capacitäten viel besser auf andre Wissenschaften, oder auf das Leben selbst, kurz auf Thätigkeiten gelenkt werden, die zu unmittelbarem Anschauen den von Mutter Natur mit Sinn und Gehirn Begabten lenken, nicht auf Kramen in dem Wust vergangner Zeiten, jedenfalls nur in Worten, d. i. Begriffen, d. i. dünnem Aufguß der Dinge. Was das eigentlich Bildende am Alterthum ist, geht auch dem nicht Zünftigen nicht verloren; an der Philologie bewundre ich nur zweierlei: die Achtung, in der sich dies Staubschlucken noch immer im Publicum hält, und mehr noch die Naivetät, mit der man seine eignen Gedanken an würdigeres Thun vergißt, sobald man wieder zwischen dem alten Gerümpel steckt.

All das sollte man nun freilich einem neugebornen Mitglied der verehrten Zunft nicht vorhalten, — wenn man nicht wüßte, daß jenes Neugeborne ganz dasselbe meinte. Und in diesem und andern Puncten laß uns nie auseinander kommen, lieber Freund! Ich beneide nicht Dir die Basler, aber Dich den Baslern; denn was mir das gemeinsame Leben mit Dir gewesen ist — und gewesen sein würde, das kann ich mehr fühlen, als ausdrücken. Das Reinste und auf alle Dauer Erquickendste, ein

Wohlgefühl, für das ich Dir zu tiefstem Danke verpflichtet bin. An diesem trivium unserer Lebenspfade laß mich's Dir noch einmal sagen, daß niemand im Leben mir wohler und lieber gethan hat, als Du, und daß ich das empfinde mit allen Fibern meines Wesens. Eins mußt Du mir versprechen: daß unser Briefwechsel, soweit es Deine Geschäfte erlauben werden, nicht abreiße; unsre Interessen werden vielfach verschieden werden; aber in all unserm Besten, unserm eigentlichen Wesen wollen wir uns eins wissen wie bisher!

Und so fahre hin, und predige — wenn nicht allen, so doch mehreren Völkern, und taufe sie auf die Namen Goethe, Schopenhauer und Byron! Sela. —

Meinen *'Ονος* hast Du bekommen: der Vers darin meint nicht, daß Du Dich in Deinen jetzt gewiß an Zeit knappen Umständen zu einem Brief nöthigen sollst, da ja Dein kleiner Zettel mir genügende Entscheidung brachte. Aber der Hohn! „Stubengelehrtem"!*) Ach, wenn's doch nicht wahr wäre! So aber sitze ich, ein Nichts, im Schatten und sehe Dich fröhlich hinausziehen und wirken; was aber jedenfalls viel schöner ist, als wenn wir Beide im Schatten säßen und durch staubige Fenster hinausguckten.

Für heute nicht mehr; Doctorexamen rückt heran und dazu Theaterproben, Diner und aller mögliche

*) [Die Visitenkarte war adressirt: Herrn Erwin Rohde, Stubengelehrtem in Hamburg.]

Trubel diese Woche. Also für heute ade und gute Nacht, lieber, treuer Freund.

Dein E. R.

Auf Roschers Plan bin ich eigentlich ganz geneigt einzugehen. Was soll ich allein in Paris? Ich würde unfehlbar melancholisch. Das Leben ist nie bittrer, als einsam in einer endlosen Menschenmasse. — Ich kann mir die Freude Deiner Mutter denken. Grüße sie von mir, wie Dir die meinige einen herzlichen Glückwunsch sagen läßt.

Nr. 31.

Nietzsche an Rohde.

[Leipzig, 22. und 28. Februar 1869.]

Mein lieber Freund,

heute am Geburtstage Schopenhauer's habe ich niemanden, mit dem ich so vertraut reden könnte als mit Dir. Ich lebe nämlich hier in der aschgrauen Wolke der Einsamkeit, und dies um so mehr, als ich von vielen Seiten mit geselligen Armen aufgenommen werde und fast Abend für Abend dem traurigen Zwange der Einladungen Folge leiste. In diesen Gesellschaften höre ich so viele Stimmen und komme gar nicht zu mir selber; wie ist es nur möglich,

dieses summende Geräusch auszuhalten? Oder verletzt es mich bloß, weil ich die Ohren der Kalliope habe. Aber es erinnert an die Mücke, jenes Geräusch, und Du weißt, daß die Mücke das musikalische Untier κατ' ἐξοχήν ist, weil zwei Mücken zusammen immer in der kleinen Sekunde singen. Menschen, mit denen man auf den Einklang gestimmt ist oder deren Reden wie schöne Terzen neben den meinigen auf und nieder steigen, habe ich gar nicht an Ort und Stelle; und selbst der vortreffliche * * *, der, wie ich merke, den herzlichen Wunsch hat, mir etwas mehr zu sein, als ein guter Bekannter, bleibt meinem Gefühle, ich weiß nicht warum, doch recht fern. Also Einsamkeit habe ich nicht erst in Basel zu lernen. —

Es sind wieder ein paar Tage in's Land gegangen, und mein Brief an Dich ist nicht fertig geworden. Heute aber werde ich lebhaft wieder an jene Stimmung erinnert, in der ich ihn begann, heute, wo ich als Erinnerung an den Geburtstag Schopenhauer's eine Photographie unsers Meisters durch die Liebenswürdigkeit Wiesike's zugeschickt bekommen — zugleich mit der Einladung, einmal persönlich in Plane (in der Nähe von Brandenburg) zu erscheinen. Da hat nämlich dieser alte Hahn zur Feier des 22. Februars sich eine Anzahl Schopenhauerfreunde aus Berlin zusammengeladen, darunter meinen Freund Gersdorff; alle haben sich gefreut, daß einer ihrer Leute Professor geworden ist und haben dessen Wohl in Steinberger 57ger getrunken. Erinnert das nicht an die ersten Christengemeinden

und ihre Trunkenheit in süßem Weine? Als Motto für jenen Tag hatte sich jene Gesellschaft folgenden Spruch gewählt: „Wie sollte es thöricht sein, stets dafür zu sorgen, daß man die allein sichere Gegenwart möglichst genieße, da ja das ganze Leben nur ein größeres Stück Gegenwart und als solches ganz vergänglich ist?“ Bei Tisch ist der bewußte Silberpokal mit Glanz aufgetreten, der „Onkel“ hat eine kleine Rede geredet, und nach dem Braten ist ein Capitel aus Schopenhauer's Nachlaß vorgelesen worden.

Auch der heutige Tag soll zu Ehren eines Meisters gefeiert werden. Ich bin nämlich zu einem Privatsouper im Hôtel de Pologne eingeladen, um dort Franz Lißt's Bekanntschaft zu machen. Neuerdings bin ich mit meinen Ansichten über Zukunftsmusik u. s. w. etwas hervorgetreten und werde jetzt von den Anhängern derselben stark angebohrt. Sie wünschen nämlich, daß ich mich litterarisch in ihrem Interesse betheilige, ich aber für mein Theil habe nicht die geringste Lust, wie eine Henne gleich öffentlich zu gackern; und es kommt hinzu, daß meine Herren Brüder in Wagnero meistens doch gar zu dumm sind und ekelhaft schreiben. Das macht, sie sind im Grunde mit jenem Genius schlechterdings nicht verwandt und haben keinen Blick für die Tiefe, sondern nur für die Oberfläche. Daher die Schmach, daß die Schule sich einbildet, der Fortschritt in der Musik bestünde gerade in den Dingen, die Wagner's höchst eigenartige Natur wie Blasen hier und da aufwirft Für das Buch „Oper und Drama“ ist keiner der Kerle reif. — Ich habe Dir noch nichts erzählt von

der ersten Meistersinger-Aufführung in Dresden, von dieser größten künstlerischen Schwelgerei, die mir dieser Winter gebracht hat. Weiß Gott, ich muß doch ein tüchtiges Stück von Musiker im Leibe haben; denn in jener ganzen Zeit hatte ich die stärkste Empfindung, plötzlich zu Hause und heimisch zu sein, und mein sonstiges Treiben erschien wie ein ferner Nebel, aus dem ich erlöst war. Jetzt nun steht mir so ein tiefer, schwerer Nebel wieder bevor. Ich habe für das Sommersemester zwei Vorlesungen angekündigt: priv. Geschichte der griechischen Lyrik mit Interpretation auserwählter Proben, publ. Methodik und Quellenkunde der griechischen Litteraturgeschichte. Sodann habe ich den ganzen griechischen Unterricht in der dortigen Prima zu geben, und auch das philologische Seminar wird seine Zeit und Mühe beanspruchen. Und vor allem die Einsamkeit, die Einsamkeit *ἄφιλος ἄλυρος*! Augenblicklich lebe ich zerstreut, ja genußsüchtig ein verzweifeltes Carnevale vor dem großen Aschermittwoch des Berufs, der Philisterei. Es geht mir nahe, — aber keiner meiner hiesigen Bekannten merkt etwas davon. Die lassen sich blenden durch den Titel Professor und glauben, ich sei der glücklichste Mensch unter der Sonne.

Liebster Freund, ich empfinde es immer mit dem tiefsten Mißmuth, daß wir nicht zusammen leben können. Wir beide sind Virtuosen auf einem Instrument, das andre Menschen nicht anhören mögen und können, das uns aber tiefstes Entzücken bringt; und nun setzen wir uns jeder an eine einsame Küste, Du im Norden, ich im Süden, und sind beide un-

glücklich, weil wir den Zusammenklang unsrer Instrumente vermissen und uns darnach sehnen. —

Nach diesem Adagio sollte billigerweise ein Scherzo folgen; hier hast Du eins. Vater Ritschl hat sich neulich ausführlich über Deinen Ὄνος ausgesprochen: natürlich hat er ihn im Manuscript gar nicht gelesen. „Das ist ein Academicus!" sagte er und war ganz glücklich. Offenbar war seine Stimmung völlig umgeschlagen; er rühmte nicht nur die schöne μέθοδος und die ausgesuchte Gelehrsamkeit, sondern auch den geistreichen, weltmännischen Ton, mit dem sich jener Esel vernehmen läßt. Engelmann übrigens, jener ausgezeichnete Verleger und höchst achtbare Mensch, hat sich mehrfach angeboten, ja mir einen Besuch gemacht, sodaß auch ich für meine Zukunftsschriften nicht erst nach Verlegern zu suchen habe. Hier, lieber Freund, haben wir beide einen guten Fang gethan.

Du hast übrigens einen Menschen glücklich gemacht, der heißt Wilhelm Roscher. Er sprang und jubelte und kam zu mir gelaufen, als er Deinen Brief bekam.

Zum Schluß noch ein guter Rath vom alten Ritschl. Hast Du nicht Lust, Dich in Göttingen (statt in Kiel) zu habilitiren? R. hält dies für sehr angethan, aus vielen Gründen.

Und so lebe wohl und verzeih dem Freunde, der sehr viel an Dich denkt und doch so selten schreibt. Ich bleibe noch bis zum 15. März in Leipzig.

F. N.

Nr. 32.

Rohde an Nietzsche.

Hamburg, den 16. März 69.

Mein lieber Freund!

Heute nur ein kurzes Briefchen, damit Du wenigstens erfährst, daß ich viel und mit meinen besten Gedanken an Dich denke. Es giebt so Zeiten, wo man vor lauter Vorbereitung zu künftigem Leben, (eigentlich „Leben“ mit Anführungszeichen, nämlich einem solchen, welches *μετὰ τὰ φυσικά* kommt) zu gar keinem gegenwärtigen Inhalt kommt, und so an seine liebsten Freunde um so weniger zu schreiben sich bestimmen kann, je mehr man ihnen den Inhalt seiner Existenz aussprechen möchte. Im Grunde läuft man sein ganzes Leben hinter dem Phantom her, das man selbst für ein begehrenswürdiges Dasein ansieht; aber man ist sich nicht immer dieser Hatz bewußt.

Du hast in der letzten Zeit glühende Kohlen auf mein Haupt gesammelt, durch Brief, Telegramm und endlich den zweiten Theil Deiner Laertiusarbeit (den Du ja wohl als Doctordissertation benutzt hast?). Für alles meinen herzlichsten Dank, vornehmlich aber für den Brief, der mir ein neues Symbol unsrer Sinnesgemeinschaft war; denn ein Andrer hätte, davon bin ich überzeugt, Deine gegenwärtige Stimmung gar nicht verstanden. Wenn man dagegen so einig, wie wir Beide, in den tiefsten Grundstimmungen des

Daseins ist, so empfindet man, wie tief die Kluft ist, die unsern Standpunkt von andern trefflichen und guten Lebensansichten scheidet: χάσμα μέγα ἐστήρικται zwischen so ganz divergirenden Ufern des Lebens. Und das wird in Basel schwerlich anders sein als in Leipzig. Jetzt, da ich in Kiel acht Tage auf meine Promotion verschwenden mußte, habe ich mit den dortigen Professoren auf das Freundschaftlichste, und naturgemäß offner verkehrt, als während meiner Lehrzeit möglich war: aber ich fand, daß zwischen diesen trefflichen Männern und mir im tiefsten Grunde eine so totale Differenz in allem Letzten und Bestimmenden bestand, daß man im Grunde mit fast allen weiten Begriffsbezeichnungen ganz verschiedenartige Dinge meinte. Es ist ja auch in der That Etwas, ob man die Relativität, das ganz Bedenkliche, ewig neu zu stetem Staunen und Nachdenken bewegende aller Existenz stets, mehr oder weniger klar, empfindet, oder wie in etwas ganz Durchsichtigem, und zwar vom trivialsten Sinne Erfüllten, durch ein „fabula docet" zu Resümirenden im Leben herumbummelt, ganz ungepeinigt von jenem „blight of life", „Mehlthau des Lebens", der Frage: wozu? und wohin? Man schweigt von allem Besten in solchen Umständen am Richtigsten, denn, redet man, so ist der, wenn auch nur stumme Vorwurf der Frivolität ganz unvermeidlich, obwohl Frivolität gerade keiner Anschauung ferner liegt als der unsern. Aber was nennt man denn Frivolität? Und verstehen die Andern wohl unter Frömmigkeit etwas mit unserm Begriff davon Commensurables! Und so geht es in

allen Puncten. Daher ich mit Fremden möglichst selten über solche Dinge rede. Daß man nun dergestalt in der freundlichsten Umgebung auf das Schmerzlichste einsam stehen kann, ist sicher. Desto tröstlicher ist der Gedanke, daß, in weiter Ferne freilich, ein Mensch lebt, der mit uns Einen Pulsschlag hat, und diese seltsame Welt durch das gleichgeschliffene Prisma sich brechen sieht; denn wie wäre es, wenn der Dämon dieses hohe Glück Einem versagt hätte. Daß aber freilich das Schicksal uns in unsern schönsten, wärmsten Jahren so weit auseinander geschleudert hat, das empfinde ich stets mit neuem Mißvergnügen, wenn ich bedenke, wie schöne Tage dadurch zu nichts werden als unterschiedlose Wellen im grauen Lebensfluß, nur Mittel, da sie Selbstzweck sein könnten. —

Roscher drängt mich zu möglichst baldiger Reise; und, obwohl ich am liebsten bis in den October gewartet hätte, so denke ich nun doch Anfang nächsten Monats abzureisen. Unsre Pariser Träume werden mir nicht ersetzt, aber ich hoffe doch mannigfachen Genuß und Förderung. Ich habe Goethes Italienische Reise wieder gelesen und daran gemessen, daß ich doch seit dem letzten Mal, da ich sie las, um Haupteslänge gewachsen bin. Es ist freilich, wie er von einem Herderschen Buch sagt, keine Speise, sondern ein köstlich Gefäß, in das ein jeder legen mag, was er selbst mitbringt. Und nun empfand ich das Göttergleiche des Mannes in seiner Fähigkeit nur zu s c h a u e n, ohne Begriffsgrauheit, wie ein stärkendes Bad. Man kann eben nichts genießen, wonach man

sich nicht vorher gesehnt hat. — Dein Laertius hat mich sehr erfreut und vielfach belehrt; in puncto Suidae sehe ich noch nicht, wie weit Du die Benutzung von Demetrius-Argesiphon ausdehnen willst. Für diesmal ade, lieber Freund; je weiter das Geschick uns auseinander ruft, desto fester laß uns das Band treuer Freundschaft und Seeleneinigkeit schlingen.

Dein E. R.

Nr. 33.

Nietzsche an Rohde.

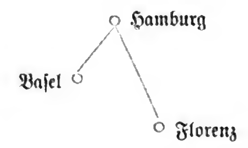
[Anfang Juni 1869,] Basel, Spalenthorweg 2.

Mein lieber Freund.

Heute endlich habe ich mir überlegt, daß es doch eine Art giebt, Dich brieflich zu erreichen, ohne Deinen Aufenthalt durch einen Steckbrief der königlich italienischen Regierung ermitteln zu lassen: obwohl ich auch schon an diesen Gewaltakt gedacht habe. Ein Brief, den ich nach Florenz richtete (libreria Loescher) und an die Adresse des Dr. Wilmans, ist ohne Antwort geblieben: besagter Dr. sollte mir nämlich Deine Existenz sicherstellen und überhaupt etwas von Dir erzählen; was er aber, frevelhafter Weise, nicht gethan hat. Also schreibe ich heute an Deine Frau Mutter und schicke diesen Brief mit, der nun allerdings eine

Reise fast so weit wie Amerika machen muß: was ich durch folgendes Stemma verdeutlichen kann

• Amerika



Wir hätten uns mit Leichtigkeit noch vor unsrer gemeinsamen Abreise in Leipzig treffen können: wenn das Glück uns holder war. Denn wir sind thatsächlich an jenem Morgen, als Du von Leipzig fortfuhrst, an einander vorbeigefahren, da ich denselbigen Morgen nach Leipzig reiste.

Hier nun in Basel, um Vergangnes vergangen sein zu lassen, ist alles im besten Zuge. Collegien alle Morgen um 7 Uhr (über Aeschylus Choephoren und Geschichte der griechischen Lyrik), alle Montag Seminar, alle Tage ein oder zwei Schulstunden. Ich lese am Pädagogium mit einer verständigen Klasse Plato und führe die glücklichen Bengels an milder Hand auf die philosophischen Fragen hin: d. h. nur, um ihnen Appetit zu machen. Auch habe ich zu meiner Beschwerde, doch zum erheblichen Nutzen der grammatischen Kenntnisse das griechische Extemporale eingeführt. Gestern hielt ich vor ganz gefüllter Aula meine Antrittsrede, und zwar „über die Persönlichkeit Homer's“ mit einer Menge von philosophisch-aesthetischen Gesichtspunkten, die einen lebhaften Eindruck

hervorgebracht zu haben scheinen. Mein Umgang zählt jetzt eigentlich nur nach Namen, nicht nach Personen: jeder Tag führt mir eine Masse neuer Visagen zu, die ich merken soll und muß — pro dolor. Nähere Beziehungen habe ich von vornherein zu dem geistvollen Sonderling Jacob Burckhardt bekommen; worüber ich mich aufrichtig freue, da wir eine wunderbare Congruenz unsrer aesthetischen Paradoxien entdecken.

Sehr glücklich bin ich aber vornehmlich darüber, daß ich mit Richard Wagner auf das Allerbeste bekannt geworden bin und am zweiten Pfingsttage einen Mittag und Nachmittag auf seine Einladung in seinem allerliebsten Landhause zugebracht habe, zusammen auch mit der gescheuten Frau v. Bülow (Lißt's Tochter). Letztere lud mich neulich auch zu Wagner's Geburtstag ein, um ihm eine Überraschung zu machen: leider mußte ich 'nein' sagen, als Docent, nach dem Standpunkte der Tugend. Wagner ist wirklich alles, was wir von ihm gehofft haben: ein verschwenderisch reicher und großer Geist, ein energischer Charakter und ein bezaubernd liebenswürdiger Mensch, von dem stärksten Wissenstriebe u. s. w. Ich muß ein Ende machen: sonst singe ich einen Päan.

Alles, was ich Dir heute schreibe, ist eigentlich nur äußerliches statistisches Material: aber wie viel durchlebt man innerlich, wenn man so in das Leben hineingeworfen wird, wie es mein Schicksal will. — Ich habe neulich einmal den verwegenen Wunsch gehabt, Du möchtest Dich hier habilitiren: verlangt wird von Dir eine Antrittsrede und Einreichung

Deiner Arbeiten. (Hast Du meine 'Ονος anzeige im Centralblatt gelesen?) Adieu, theuerster Freund.

F. N.

Nr. 34.

Rohde an Nietzsche.

Rom, den 27. Mai 69.

Mein lieber Freund!

Hier sitze ich, im capo di mondo, aber in Hemdsärmeln, um trotz der gräulichen Hitze endlich einmal wieder mit meinem liebsten Freunde eine Zwiesprach zu halten. Zwar, verwunderlicher Weise, habe ich Dir auch heute nicht viel Andres zu sagen, als daß ich täglich und stündlich Dich, liebster Freund, herbei wünsche, um mit Dir zusammen voll zu genießen, was ein vom Halben entwöhntes Geschlecht uns Epigonen aus ihrem reichen Schatz hinterlassen haben. Das Leben geht hier nicht in den großartigen Wogen wie in jenem Meer zu Paris, in dessen Tiefen und sonnenreichen Höhen wir uns schaukeln lassen wollten, aber in ruhigerem Flusse führt es Einen beschaulich an den schönsten Gestaden vorüber. Anfangs macht diese Welt ewiger Kunstwerke auf den Fremdling fast einen feindlichen Eindruck; aber allmählich, wenn man mit den göttlichen Gestalten nähere Freundschaft geschlossen hat, ist es ein erquicklicher Gedanke, so oft man will die Dürre der Tagesexistenz in An-

schauen wenigstens auf kurze Zeit unterbrechen zu können. Nur kommt man sich fast wie ein Unrechtthuender vor, wenn denn doch auch hier jene kleine Tagesexistenz einen so breiten Raum einnimmt, und ich wenigstens empfinde es hier schmerzlicher als je, von Dir, alter Freund und der πανάκεια Deines Umgangs getrennt zu sein. [— —] So geht mirs denn hier wie anderswo, daß ich, anfangs innerlich zornig rebellirend, allmählich resignire und im Sande fortbummle wie die Andern. Aber die Seele ist durstig, und darum, lieber Freund, erquicke mich recht bald mit einem Brief, der mir sagt, daß wir vor wie nach „Fühlung halten". Vater Schopenhauer bleibt auch hier Hausgötze und Hauspostille; im Grunde freilich ein Zeichen, daß ich kein rechter homo plasticus bin: als welches ich zerknirscht des öfteren empfinde und zu verbessern bestrebt bin. — Hier unsre Reiseskizze: Ende März war ich in Lyptzck, ließ Roscher vorangehen und brachte meinerseits meinen in Zürich etwas abgeschwiffenen Bruder auf den Weg der Tugend und des Polytechnikums in Hannover. Dann ging ich endlich nach München, über den Brenner nach Verona, wo zum ersten Mal das italienische Leben in seiner fröhlichen Buntheit und dies italienische Sonnenlicht, das auch Trümmer und Lumpen golden verklärt, den erstaunten Blicken sich aufthaten. Weiter mit der Eisenbahn nach Florenz, wo ich Roscher traf und vierzehn Tage mit dem Genuß der zahllosen Bildwerke zubrachte, namentlich an der jungfräulichen Reinheit des Fra Angelico da Fiesole mich erquickend. Bei den Bildern dieses Meisters

hat man mehr noch als sonst wohl die Empfindung von der Richtigkeit und Tiefe des Schopenhauerschen Theorems vom Schaffen des Genies, in der seligen Ruhe des Schauens, in jenen Momenten, wo einmal die Hast und Unruhe des Willens schweigt. Wir waren eines Nachmittags draußen in Fiesole: das Kloster liegt auf einem weit die Gegend beherrschenden Berge: und wenn man in dem Garten saß, nach der Florenz abgekehrten Seite in die stillen Thäler blickend, so kam wohl ein Moment ähnlicher Willenserlösung über Einen. Solche Momente vollständiger Befriedigung sind die spärlichen Sterne am Nachthimmel unsrer bedürftigen Existenz. Freilich ein kleiner Thrankrüsel schützt vor dem Bewußtsein, daß es überhaupt dunkel sei, und das just ist mir das Peinliche beim Umgang mit den meisten Menschen [— —], daß sie durchaus gar nicht dieselben Bedürfnisse haben wie ich, und vor denselben vedute ganz gewiß völlig heterogene Gedanken. — In Rom sind wir seit dem 18. April, zunächst natürlich mit angestrengter Abarbeitung des geradezu endlosen Materials der Besichtigung beschäftigt; seit einiger Zeit aber collationire ich regelmäßig, und genieße Schönheiten nur mit Genuß und nach Bedürfniß. Kürzlich haben Roscher und ich mit Helbig eine sehr genußreiche Reise in Etrurien (Corneto, Piansano, Montefiascone, Viterbo 2c.) gemacht. Ende Juni gehts *Νεαπολινδε*. — In all diesem Genießen aber, theurer Freund, sehe ich täglich aus nach einer gleichgestimmten Seele: darum schreib' mir recht bald und recht ausführlich über all Deine Verhältnisse. Und

10*

sei gewiß, daß Du keinen treueren Freund hast und keinen dankbareren als Deinen F. N. [— —]

Nr. 35.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 16. Juni 1869.]

Theuerster Freund,

vielleicht hast Du meinen Brief, allerdings erst nach ungeheuren ambagibus, schon erhalten: trotzdem fühle ich das stärkste Bedürfniß, Dir schnell noch ein zweites Lebens- und Liebeszeichen zu geben, zugleich als Dank für Deinen mich so heimatlich und vertraut berührenden Brief. Es tritt allmählich das ein, was ich von Anfang an sicher erwartete: ich fühle mich unter der Masse meiner geehrtesten Collegen so recht fremd und gleichgültig, daß ich bereits mit Wollust Einladungen und Aufforderungen aller Art, wie sie täglich einlaufen, zurückweise. Selbst die Genüsse von Berg, Wald und See werden mir gelegentlich verdorben durch die plebecula meiner Amtsgenossen. Darin stimmen wir also wieder einmal überein: wir können die Einsamkeit vertragen, ja wir lieben sie. Und wenn wir beide zusammen sind, so ist dies ja eigentlich keine Zweiheit, sondern die wahre und echte Monade: dann sind wir erst recht einsam und abgeschnitten von aller zudringlichen Welt. — Ich sinne immer über Möglichkeiten nach, wie ich's nur mache,

Dich in die Nähe Basels zu bringen. Wenn ich den Zustand der hiesigen Philologie ansehe, so fühle ich, daß alsbald ein neuer Lehrer hier nöthig sein wird. Vischer liest im nächsten Semester nur ein zweistündiges Colleg: das heißt: er liest überhaupt zum letzten Male, da ihm seine „Ministerialgeschäfte" keine Zeit lassen. Gerlach bringt auch höchstens ein zweistündiges Colleg zusammen und ist sehr alt. Mähly liest, nach Anwendung aller möglichen Zwangsmittel, endlich einmal, aber auch nur zweistündig. Du siehst hieraus, daß schon jetzt alle Arbeit mir überlassen wird: wie dies auch die hiesigen Philologiestudenten fühlen. Nun könnte ja angemessener Weise einmal der alte Gerlach absterben: auf diese Möglichkeit baue ich meine Hoffnungen. Hast Du nicht Gelegenheit, Dich dem vortrefflichen, höchst ehrenwerthen Vischer bekannt zu machen? Z. B. ihm eine archäologische Mittheilung zu machen: etwa über einen neuen Fund, den die Baseler schleunigst ankaufen können, wie z. B. den Steinhäuser'schen Apollokopf. A propos: erkundige Dich doch einmal gefälligst bei Steinhäuser, wo denn der Herakleskopf bliebe, auf den wir hier mit Schmerzen warteten. Erfährst Du über sein Verbleiben Details, so schreibe sie doch direkt dem Rathsherrn W. Vischer (dies seine Adresse) und gieb als Veranlassung nur an, daß ich mich bei Dir in seinem Namen erkundigt habe.

Ich bitte Dich, nicht über alle diese Propositionen zu lachen: es liegt mir unglaublich viel daran, Dich hierher zu bekommen. Anbei die Bemerkung, daß Ritschl hier bei Vischer allmächtig ist und über mich

damals einen wirklich fabelhaften Brief geschrieben hat. Du kannst Dir vorstellen, daß dieser Brief von vornherein meine Stellung etwas schwierig machte: indessen hoffe ich, mich durch meine Antrittsrede leidlich eingeführt zu haben, nämlich mit entschiedenster Ausprägung der Individualität. Thema: „Die Persönlichkeit Homer's." Ganz gefüllte Aula.

Neulich habe ich indiskreter Weise eine schöne Stelle aus Deinen früheren Briefen über Wagner ihm selber vorgelesen: er war sehr gerührt und hat sich eine Abschrift ausgebeten. Mache ihm (und mir) doch bald das Vergnügen und schreibe ihm einen recht ausführlichen Brief. Du bist ihm durchaus kein Unbekannter mehr. Seine Adresse: „Herrn Richard Wagner, in Tribschen bei Luzern." Ich habe neulich wieder zwei Tage bei ihm logirt und mich erstaunlich erquickt gefühlt. Er macht alles wahr, was wir nur wünschen konnten; die Welt kennt gar nicht die menschliche Größe und Singularität seiner Natur. Ich lerne sehr viel in seiner Nähe: es ist dies mein praktischer Cursus der Schopenhauer'schen Philosophie. — Die Nähe Wagner's ist mein Trost.

Bis jetzt habe ich Dich um zwei Briefe gebeten, an Vischer und an Wagner. Jetzt kommt noch ein ganz persönlicher Wunsch. Auf Deiner Rückreise kommst Du doch gewiß nach Florenz: kannst Du mir nicht eine Collation von dem certamen Hesiodi et Homeri machen? Einen Text findest Du in älteren Hesiodausgaben, auch bei Göttling, dann bei Westermann.

In Neapel, wie ich mich aus einem Privatgespräch mit Tischendorf erinnere, existirt ein noch ungelesener Palimpsest. Willst Du Dir ihn nicht aufsuchen? — Vielleicht beschreibst Du mir auch einmal den dortigen Laertiuscodex saec. XII.: eine Collation bekomme ich von Wachsmuth, falls ich nämlich, wie wahrscheinlich ist, doch noch der futurus editor Laertii bin. Usener nämlich und ich beabsichtigen ein philosophie-historisches corpus, an dem ich mit Laertius, er mit Stobäus, Pseudoplutarch u. s. w. participire. Dies sub sigillo. —

Kannst Du nicht gelegentlich etwas nach der alten vor-ambrosianischen Laertiusübersetzung spüren, welche Rose nicht gefunden hat, die aber doch wohl existirt? —

Beiläufig: der dumme Christoph Ziegler, den ich wegen seiner Theognisausgabe etwas gezüchtigt habe, hat sich zu vertheidigen gesucht, in einem Inserate der Fleckeisen'schen Jahrbücher. Antwort darauf ist unnöthig, ist aber schon von Hinck in dem Leutsch'schen Anzeiger gegeben worden.

Kennst Du denn die neuen famosen plautinischen Excurse von Ritschl? — Ist denn Deine Polluxarbeit noch nicht gedruckt? Was hat denn unser Roscher eigentlich für litterarische Pläne in Italien? Romundt hat eine „grammatisch-philosophische“ Dissertation geschrieben über λέγω 2c. Der kleine Kinkel, in Zürich „das Wurm“ genannt, spielt dort, wie es scheint, eine klägliche Rolle, hat sich aber verlobt heu heu!

Doch ich bin ja in den Lucian-Müllerschen Sammelsurienstil verfallen: verzeihe mir, aber ich bilde mir

ein, daß Du gar nichts von unsrer hyperboreischen Welt zu hören bekommst.

Schließlich zu Deinem Erstaunen die Ankündigung meiner Wintercollegien: Lateinische Grammatik. Geschichte der vorplatonischen Philosophie, mit Interpretation ausgewählter Fragmente. Im Seminar Hesiod's *Ἔργα*.

Ist das nicht fabelhaft?

Und so lebe wohl, theuerster Freund, stärke Dir Herz und Auge für eine lange Zeit, die Du wieder im nebligen Deutschland verbringen wirst: falls Du nicht vorziehst, freier Schweizer zu werden, wie Dein

treuster Freund

F. Nietzsche.

Bringe Roscher meine besten Grüße!

Nr. 36.

Rohde an Nietzsche.

Rom, Sonntag den 20. Juni 69.

Mein lieber Freund!

Vor etwa vierzehn Tagen bekam ich, auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Umwege über Hamburg, Deinen ersten Brief, und heute Morgen schon Deinen zweiten, directen: da wäre es mehr als faul, wenn ich mich nicht beeilte, Dir meinerseits einen Gruß zuzurufen. Eigentlich ist es Unrecht, daß Fortuna zwei so eng-

verbundene Freunde so weit voneinander geschleudert hat: denn das Beste was man denkt und empfindet, die erquicklichsten Stunden des Lebens, die man mit dem Freunde so gern vereint und so erhöht genießen möchte — das Alles läßt sich nicht, in der Botanisirbüchse gesammelt, trocknen und zum Herbarium aufkleben. So kann man nichts thun als im einsamen Gemüth mit dem Entfernten Zwiesprach halten, und immer nur wünschen: ach wäre er hier! Stelle Dir vor, daß wir zwei Beide auf sanftem Eselein oder bockigem Gaule — andere Wahl ist nicht — neben einander durch dies schöne Land trabten, im Gebirge herumstreiften, des Abends, etwa in Olevano, hoch auf dem Berge, unter uns das kleine graue verwitterte Städtchen, und vor uns den weiten Kranz zackiger Berge, und die weite, bunte Ebene, auf dem Altan des Gasthauses säßen, das Gold der sinkenden Sonne schlürften, in friedlichen Gesprächen, oder in stummem Einverständniß die Seele heimliche Weisen singen ließen. Das waren so meine Wünsche, als ich kürzlich eine viertägige Tour durch das Sabinergebirge machte: und so geht mirs täglich: wäre Nietzsche doch hier, daß wir darüber sprächen, hier zusammen säßen, und die tausend Bilder zu gemeinsamer Erinnerung aufnähmen, die hier in steter Unerschöpflichkeit sich darbieten. So aber bleibt nichts übrig als treues Gedenken. Ich fühle fast körperlich, wie Andern gegenüber grade in gehobnerer Stimmung meine Seele sich zuschließt, und heile mich von solcher Dumpfheit nur in Einsamkeit. Daß ich nichts sehnlicher wünsche als mit Dir zusammen zu wirken und

zu leben, kannst Du Dir vorstellen: einstweilen aber muß ich mich doch nur mit halben Träumereien erquicken. Deine Basler Pläne haben etwas sehr Verlockendes für mich, und gewiß werde ich alle Chancen derselben erwägen. Nur darf ich mir nicht verhehlen, daß im Allgemeinen es vernünftiger ist, sich in Preußen zu habilitiren als in der, auf Deutsche so eifersüchtigen, Schweiz. Indessen, vediamo, laß uns nur die Sache noch näher überlegen. — Was Du mir von Codices schreibst, soll nach Kräften ausgeführt werden. [— —] Hast Du sonst irgend welche Wünsche, so benutze die Gelegenheit: ich rede mir ein, ein ganz guter Collationator zu sein. [— —] Dein akademisches Amt scheint Dich doch nicht zu erdrücken, obwol freilich wohl so gut wie Alles auf Deinen Schultern ruht [— —]. Wird Dein Antrittsvortrag nicht gedruckt? Übrigens merke ich hier so etwas von jener Gier, mit der man um Deine jetzige Stelle concurrirt hat. [— —]

Der Umgang mit Wagner muß für Dich eine wahre Oase sein in der Wüste der Collegialität: solch ein Adlergeist trägt auch seine Umgebung mit in reineren Äther. Ich für mein Theil wage ihm nicht zu schreiben, denn von entzückten Dilettanten wird er genug haben. Täglich verwünsche ich die Faulheit meiner Jugend, die mir irgend welche mehr als passive Musikübung verschlossen hat: ich fühle, wie jene Platonischen Seelen, die sich regenden Flügel, aber es fehlt die Möglichkeit eignen Fluges. Wie ich, in diesem Land des Walzers, nach Seelenreinigender Musik mich sehne, ist nicht zu sagen: mit innigster

Sehnsucht gedenke ich der Stunden, wenn ich Deinem Spiel zuhörte, und wir so vereint auf tönenden Wellen ins Land der Schönheit fuhren. Gebe der Dämon, daß wir bald wieder vereint seien; das ist mein täglicher Wunsch: so ist es doch, selbst im Land Italia, nur ein halbes Leben. Laß uns einen Jeden einen Schoppen trinken auf baldige Wiedervereinigung, Du in Schweizer Wein, ich in Genzaneser. — A propos. Am 30. dieses reise ich nach Neapel [— —]. In alter Treue Dein

Erwin Rohde.

Nr. 37.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, Juli 1869.]

Mein lieber Freund,

weißt Du schon, was der Baseler „Bündlitag" ist? Jedermann schnürt sein Bündel und läuft nach der Eisenbahn, alle Schulen, auch die Universität machen eine Erholungspause von vier Wochen: und die Baseler Klimatologen behaupten, während dieser Zeit sei es physisch unzuträglich, in Basel zu bleiben. Also hinaus in die weite Welt! Aber wohin? Die großen Eisberge locken mich, wie ich zu meinem Erstaunen merke, gar nicht so sehr: und ich würde mit Wonne wieder das liebenswürdige Bairisch-Böhmische

Gebirgsland aufsuchen, — wenn es nur in Deiner Gesellschaft geschehen könnte, lieber Freund!

Leider bist Du jetzt nun gerade in Süditalien: sonst wäre ich Dir vielleicht bis zu einem der norditalischen Seen entgegengereist und wir hätten uns, in einem Kahne liegend, mit dem Blick nach dem blauen Himmel, schaukeln lassen können, trotz aller Einsamkeit in der allerbesten und ersehnenswerthesten Gesellschaft. Nun sitze ich hier in Basel und weiß nicht, warum ich fortwandern soll; finde ich doch nirgends so eine rechte, wahre, innerlich heilende und kräftigende Erholung. An meinen „Collegen" mache ich eine seltsame Erfahrung: ich fühle mich unter ihnen, wie ich mich ehedem unter Studenten fühlte: im Ganzen ohne jedes Bedürfniß mich mit ihnen näher abzugeben, aber auch ohne allen Neid: ja genau genommen, fühle ich einen kleinen Gran von Verachtung gegen sie in mir, mit dem sich ja ein sehr höflicher und gefälliger Verkehr ganz gut verträgt. Mein Vorgänger Kießling war freilich, wie ich aus allem entnehme, eine ganz diverse Natur, zugänglich-sanguinisch, immer auf den Beinen, um eine Gesellschaft zusammenzutreiben u. s. w., während ich an solchen gemeinsamen Spaziergängen mit 6—8 Collegen sehr wenig habe, unendlich weniger, als wenn ich ungestört und einsam für mich wandere. Allmählich gewöhnen sich die Leute auch daran, mich allein zu lassen, nicht ohne ein Gefühl des Bedauerns — denn sie glauben, ich werde mich so nicht in Basel wohl fühlen und amüsiren — die gutherzigen Kerle.

Ich bin mit meiner akademischen Stellung zufrieden. Die Studenten haben Zutrauen zu mir, und ich suche sie bestens zu berathen, nicht bloß in philologicis. Übrigens habe ich jetzt schon das Vergnügen, daß Michaeli drei meiner bisherigen Zuhörer auf meinen Rath nach Leipzig gehen; dazu grade die besten. — Für meine Vorlesungen in den nächsten Jahren habe ich mir einen Plan gemacht: ich lese alles das, was ich genauer lernen will oder lernen muß. Offenbar profitire ich dabei am meisten. Meine Choephoren und das Lyrikercolleg gerathen zu meiner Freude recht produktiv, und jedenfalls besser als ich voraussehen konnte. Das nächste Semester lese ich Geschichte der vorplatonischen Philosophen und lateinische Grammatik, im Seminar Hesiod's ἔργα.

Anbei kommt wieder eine Photographie von mir, die gut sein soll. Von Gersdorff habe ich rührende Nachrichten über die Schopenhauer'sche Propaganda in Berlin. — Der codex Florentinus ist Laurentianus 56, 1. Über den Neapolitanischen Palimpsest weiß ich nichts Näheres. Zu finden wird er sein, da es nicht viel griechische Handschriften in der Borbonica giebt. Tischendorf deutete etwas von patristischem Inhalt an. — Adressire jedenfalls nach Basel, Briefe werden nachgeschickt, wenn ich verreisen sollte. — Und so lebe wohl. Ich lebe in Hoffnung auf eine glückliche Zeit, die uns zusammenführt.

Treusten Angedenkens

Dein Freund.

Nr. 38.

Rohde an Nietzsche.

Sorrento, den 6. August 69.

Mein lieber Freund!

Nicht aus Treulosigkeit habe ich Dich so lange auf Neapolitaner Nachrichten warten lassen: es ist aber in diesem heißen Lande der Lazza- und Maccaroni eine Kraft des Faulmachens, die Einen förmlich lähmt. [— —] Nun freute ich mich auf das stille Sorrent, wo man in wahrhaft phäakischem Wohlsein zum Himmel duften wollte: aber siehe: seit acht Tagen bin ich hier und seit sieben lebt mir im Leibe die grause sciolta [— —]. Jetzt versuche ich's mit Luftveränderung, gehe morgen nach Neapel und dann auf 8—14 Tage nach Sicilien. Ach, könnten wir zusammen gehen! und könnte ich zum Mindesten Dir eine anständige Epistel schreiben! [— —] So hat dieser Zettel nur die Absicht, bei Dir selbst um einen Brief „an mir", wie der wiedererstandne Wrangel so schön sagt, anzuhalten: Du weißt, daß mir keine größere Erquickung geboten werden kann. [— —]

In alter Treue

Dein E. R.

Nr. 39.

Nietzsche an Rohde.

[Badenweiler, 17. August 1869.]

Mein lieber Freund,

der letzte Ferientag. Alte begrabne Empfindungen wachen auf. Mir ist zu Muthe, wie es dem Tertianer zu Muthe ist, der sentimental wird und Gedichte über die Vergänglichkeit des irdischen Glücks macht, wenn er den Glockenschlag des letzten Ferientages hört. Ach lieber Freund, ich habe doch wenig Vergnügen und muß alles so einsam in mich hineinkauen. Ja ich würde auch die böse Dysenterie nicht scheuen, wenn ich durch sie mir ein abendliches Gespräch mit Dir erkaufen könnte. Wie wenig sind Briefe! Da habe ich mir gestern eine schöne Stelle vom alten Goethe gemerkt

„wie köstlich ist des gegenwärt'gen Freundes
„gewisse Rede, deren Himmelskraft
„ein Einsamer entbehrt und still versinkt.
„Denn langsam reift, verschlossen in dem Busen,
„Gedank' ihm und Entschluß; die Gegenwart
„des Liebenden entwickelte sie leicht."

Sieh das ist es: wir brauchen ewig Hebammen, und um sich entbinden zu lassen, gehen die Meisten in's Wirthshaus oder zum „Collegen", und da purzeln dann wie die kleinen Katzen die Gedanklein und Plänlein heraus. Wenn wir aber trächtig sind,

da ist niemand zu Hülfe, der uns bei der schweren Geburt beisteht: und finster und morose legen wir dann unsern derben, ungestalten, neugebornen Gedanken in irgend eine dunkle Höhle; das Sonnenlicht der Freundschaft fehlt ihm.

Doch mit meinen ewigen Reden über Einsamkeit werde ich noch ganz zum Zimmermann; und keine freundliche Maria will sich mir gesellen. „Das Öchslein und das Eselein, die lobten Gott den Herren fein.“ Da liegt's! Nur ein wenig Rindvieh, und die Weltharmonie ist hergestellt, das Gebäude ist gekrönt. Weißt Du, die Schäfer und Schafe sahen den Stern; für uns andere ist alles dunkel.

Z. B. Tischendorf: er sah den Stern und lief ihm so schnell nach, bis er sich ihm auf die Brust setzte. Nun hat er für seinen kleinen Verdruß herrliche Ehren, bis in's vierte Glied. Ja, ja, quod licet bovi!

Dafür will ich Dir noch etwas von meinem Juppiter erzählen, von R. Wagner, bei dem ich von Zeit zu Zeit aufathme und mich mehr erquicke, als sich meine ganze Collegenschaft vorstellen kann. Das Menschenkind hat noch keinen Orden und jetzt eben die erste Auszeichnung bekommen, nämlich die Ehrenmitgliedschaft der Berliner Akademie der Künste. Ein fruchtbares, reiches, erschütterndes Leben, ganz abweichend und unerhört unter mittleren Sterblichen! Dafür steht er auch da, festgewurzelt durch eigne Kraft, mit seinem Blick immer drüber hinweg über alles Ephemere, und unzeitgemäß im schönsten Sinne. Da hat er mir kürzlich ein Manuscript gegeben „über

Staat und Religion", bestimmt als Memoire an den jungen Baiernkönig, von einer Höhe und Zeitentrücktheit, von einem Edelsinn und Schopenhauerischen Ernst, daß ich König zu sein wünschte, um solche Ermahnungen zu bekommen. Neulich habe ich ihm übrigens ein paar Stellen aus Deinen Briefen zugeschickt, für Frau von Bülow, die mich mehrfach darum gebeten hatte. Als ich das vorletzte Mal dort war, kam gerade in der Nacht meines Aufenthaltes ein kleiner Junge zur Welt, „Siegfried" zubenannt. Als ich das letzte Mal dort war, wurde Wagner gerade fertig mit der Composition seines „Siegfried" und war im üppigsten Gefühl seiner Kraft. — Du willst ihm nicht schreiben? Du glaubst, er hat übergenug an entzückten Laien. Aber Du sollst auch nicht als Musiker schreiben, sondern als gleichgestimmter ernster Mensch; von solchen hat er nur sehr selten eine Kundgebung und ist jedesmal wie über einen Fund glücklich. Du bist ihm auch bereits kein Fremder mehr. Adresse: Herrn Richard Wagner in Tribschen bei Luzern. (Beim Hund! Jetzt habe ich doch schön die Buchstaben gemalt: weißt Du, ich habe Dir einmal ein Buch von Grey empfohlen und Du hast Grog gelesen.) Hast Du eigentlich meinen letzten Brief (mit meiner Photographie) bekommen, den ich nach Neapel poste restante geschickt habe? Ich bin mißtrauisch.

Adieu, theuerster Freund!

Fried. Nietzsche.

Für die liebenswürdige Collation bin ich Dir

sehr verbunden. Romundt ist Dr. phil. Meine Rede über Homer (die in Leipzig sehr gefallen hat) bekommst Du bei Deiner Rückkehr.

Nr. 40.

Rohde an Nietzsche.

Sorrent, Sonntag den 29. August 69.

Mein lieber Freund!

Das sind die Entschlüsse der Sterblichen! Aufrichtigst hatte ich mir vorgesetzt, gleich redux ex Sicilia endlich einmal meine Briefschuld an Dich abzutragen: jetzt bin ich fast schon vierzehn Tage wieder in Italien und bin noch immer im Rückstand. Aber es geht mir seltsam: ich möchte Dir so gern „mein tiefstes Innre zeigen", Gedanken, Hoffen und Zagen und alle Thorheit meines einsamen innern Lebens Dir mittheilen, aber bis man sich zum Schreibtisch setzt, sind alle erst so lebhaften Farben erblaßt: so getrocknet verliert die Blume den Duft, die Frucht ihren Geschmack; es ist als ob man wechselnde Wolkenbilder festnageln wollte. Und dann, wahrhaftig dem Einsamen „reift langsam Gedanke und Entschluß", ja er welkt und fällt ab vor der Reife, in der Verzagtheit solches Alleinseins. Endlich hat solch eine schweifende Existenz, wie ich sie jetzt führe, das Eigne, daß sie, in der Wirrniß neu aufzunehmender, von

außen kommender Bilder, dem Menschen keine Ruhe zu abgeschlossnem Nachdenken läßt: man empfindet schließlich diese Übermacht des immer neu sich Andrängenden fast wie eine Überwältigung der Persönlichkeit. Erst in der Erinnerung wird man der großen Bereicherung inne, die Phantasie und vergleichende Urtheilskraft durch diesen reichen Zuwachs an Veranschaulichung gewinnen. Man nimmt hier in der That so viel neue Bilder auf, daß man ein ganzes spätres farbloseres Leben darin zu blättern und sich an dem bunten Glanz zu erfreuen Stoff hat. In der Zeit des Recipirens aber kommt man sich fast selbst abhanden: Schauen und Reflectiren sind getrennte, nicht zur selben Zeit vollziehbare Thätigkeiten des Gehirns, und es mag gut so sein. Was ich übrigens immer mehr an mir empfinde, ist, daß ich allmählich einiges Verständniß für Plastik gewinne. Seltsamer Weise kann man dieses Verständniß erlernen, was bei der Musik z. B. nicht möglich oder nicht nöthig ist; natürlich giebt auch dem ungeschulten Sinne die Musik, als welche die Effecte von Vorgängen, Objecten, Gedankenreihen im menschlichen Empfinden darstellt, sich leichter als eine Kunst, welche die Objecte selbst hinstellt, erwartend, daß der Beschauer selbst in sich die Empfindung erzeuge. Seltsam bleibt nur, daß, wie ich an mir selbst erfahre, dieses eigentliche Verständniß plastischer Kunstwerke, bei sonst nicht todtem Sinne, durch viele Übung gelernt werden kann. Wenn ich in dieser Übung es bis zu einem mich befriedigenden Grade bringe, so habe ich, für meine eigne Empfindung,

11*

einen unvergänglichen Gewinn aus Italien mitgebracht: denn, wem eine ihm bisher so gut wie verschlossne Seite reinsten menschlichen Genusses sich aufgethan hat, hat der nicht ein Jahr seines kurzen Lebens besser verwendet als wenn er Silben gestochen und philologische Spinnennetze gewoben hätte? Soweit es in meinen Kräften steht, will ich zu weitrer Ausbildung des erwachenden Schmetterlings diesen römischen Winter noch benutzen. —

Eine Beschreibung meiner Reiseexistenz erwartest Du nicht von mir: wenn man selbst in der Camera obscura seines Anschauungsvermögens steht, sieht man die Bilder des draußen Vorüberziehenden ganz klar und frisch: aber hinausgetragen zeigt der Spiegel nichts, oder wenige matte Linien: will sagen, Worte können anschaulichen Eindrücken noch weniger nach als den Gedanken. Ich war 8—10 Tage in Sicilien, dann wieder hier, und ganz vor Kurzem auf dem Vesuv, in la Cava, Salerno und Amalfi (mit meinem Freund Matz zusammen, der Dir gefallen würde). Hier gefällt mirs aus mancherlei Gründen wenig, namentlich aber deswegen, weil, aus Mangel schattiger Spaziergänge, man genöthigt ist, den ganzen Tag bis gegen 6^{h} zu Hause zu liegen, und das ohne irgend erfrischende Lectüre. Nur Abends mache ich stets denselben Spaziergang nach Massa zu, sehe immer mit neuem Behagen die „Goldmuschel", in der Sorrent liegt, genieße friedlich unter einem Ölbaum den Untergang der Sonne hinter den phantastisch gezackten Bergen von Ischia und gehe dann nach Haus in der Dämmerung: nicht jener tröstlich

friedlichen deutschen Dämmerung, sondern der kurzen Zeit zwischen Sonnenuntergang und Nacht, wie sie hier in Italien ist: dann liegt in kaltgrauem Licht dieses üppige, am Tage in greller Fröhlichkeit lachende Land brütend und ernsthaft da: die Natur zeigt ihr im Grunde stets so ernstes Gesicht. Dann lasse ich mich, im Schlendern, von allerlei Gedanken besuchen, wie sie kommen, Erinnerungen, Zukunftsträumen und allerlei unmöglichen Wünschen; und der liebste und häufigste, mein lieber Freund, bleibt immer der, mit Dir zusammen ein ganzes und reich dahinfließendes Leben zu führen: denn wahrlich, Du bist animae pars melior meae. Daß dieser liebste Wunsch erfüllt werde, darauf werde ich heute, und gleich, ein Glas Sorrentiner trinken. Denn eben ruft man zum pranzo. Treulichst Dein Erwin Rohde.

[— —]

Nr. 41.

Nietzsche an Rohde.

[Basel,] am 3. Sept. 1869.

Mein lieber Freund,

es ist ein böses Ding mit Briefen: man möchte vom Besten geben, und man giebt schließlich das ganz Ephemere, den Akkord und nicht die ewige Melodie. Immer wenn ich mich zum Briefschreiben an Dich

niedersetze, fällt mir das Wort Hölderlin's (meines Lieblings aus der Gymnasialzeit) ein „denn liebend giebt der Sterbliche vom Besten!" Und was hast Du nun, wenn ich mich recht erinnre, in meinen letzten Briefen bekommen? Negationen, Verdrießlichkeiten, Einsamkeiten, Einzelheiten. Und, weiß es Zeus und der herbstlich reine Himmel, so kräftig trägt's mich gerade in dieser Zeit in's Positive, so manche üppige Stunde mit reicher Einsicht und wirklicher Veranschaulichung geht an mir vorbei — aber immer wenn solche Zeiten und schwellende Stimmungen kommen, werfe ich einen ganzen Brief mit guten Gedanken und Wünschen für Dich in den blauen Himmel, in der Hoffnung, daß der elektrische Draht zwischen unsern Seelen (oder, nach Reichenbach, die odische Lohe) diese Schnellschrift zu Dir befördert.

Wenn Du nicht gar zu entfernt wärest, würde ich mir das Vergnügen machen, Dir ein längeres Aktenstück zu „vermitteln", meine Antrittsrede, die bereits, im Manuscript, auf Wanderung gewesen ist und zuerst Romundt besucht hat: der sie mit rührender Wärme aufgenommen hat. Dann war sie bei Vater Ritschl: von dem ich das Lob eines guten Stilisten davongetragen habe; zuletzt bei Freund Wagner, der sie Frau v. Bülow vorgelesen hat: er stimmt, was mich sehr stärkt, mit allen vorgetragnen aesthetischen Ansichten überein, und gratulirt mir, das Problem richtig gestellt zu haben, was ja aller Weisheit Anfang und vielleicht Ende sei, und woran meistens gar nicht gedacht werde. Nun soll die Abhandlung noch zu dem mir und Dir so verehrlichen

Wenkel, vielleicht auch zu Dr. Deussen: aber die rechte Weihe, die *σφραγίς*, hat sie erst, wenn Du Deinen Segen darüber gesprochen hast. Nichts ist angenehmer, als ein solches Bekanntwerden im Manuscript: man wählt sich ein ernsthaft denkendes Publikum und läuft nicht Gefahr, sich prostituirt zu sehen.

Übrigens habe ich auch mein Italien, wie Du; nur daß ich mich dahin immer nur die Sonnabende und Sonntage retten kann. Es heißt Tribschen und ist mir bereits ganz heimisch. In letzter Zeit bin ich, kurz hintereinander, vier Mal dort gewesen, und dazu fliegt fast jede Woche auch ein Brief dieselbe Bahn. Liebster Freund, was ich dort lerne und schaue, höre und verstehe, ist unbeschreiblich. Schopenhauer und Goethe, Aeschylus und Pindar leben noch, glaub es mir.

Deine Beobachtung über das Anlernen künstlerischer Genußfähigkeiten ist mir wichtig: ich komme neuerdings, so aus „heiler Haut“, darauf, in mir die Möglichkeit zu entdecken, Landschaften-Gemälde innerlich einzusaugen. Dargestellte „historische“ Bilder, der Mensch in seiner Bewegung bleibt mir ewig fern; ich bin sehr unplastisch. Aber so ein Landschaftsbild macht mich ruhig und erwartungsvoll. —

Nicht wahr, auf Deiner Rückreise bleibst Du einige Zeit bei mir in Basel? Romundt habe ich für den Anfang des Wintersemesters eingeladen: er will zu meiner Freude kommen. Im Oktober lebe ich mit Mutter und Schwester am Genfersee.

Im Winter lese ich Geschichte der vorplatonischen Philosophen und Hesiod's Tage. Meine jetzige Vor-

lesung über die Choephoren ist recht zu meinem Vergnügen gediehen.

Es ist ein reiner, blauer, kühler Herbstmorgen, man spürt nie mehr die verkümmerte Flügelhaftigkeit seiner Seele. Sonst käme ich wohl über die Berge, wohl über das breite Thal

zu Dir, liebster Freund Erwin Rohde.

F. N.

Nr. 42.

Nietzsche an Rohde.

[Naumburg, 7. Oktober 1869.]

Heil und Segen voran!

Die Überschrift des Briefes zeigt Dir, welche Üppigkeit mir zu Theil geworden, heimatliche Wärme und Erinnerungsfülle.

Draußen vor den Fenstern liegt der gedankenreiche Herbst im klaren, mildwärmenden Sonnenlichte, der nordische Herbst, den ich so liebe wie meine allerbesten Freunde, weil er so reif und wunschlos-unbewußt ist. Die Frucht fällt vom Baume, ohne Windstoß.

Und so ist es mit der Liebe der Freunde: ohne Mahnung, ohne Rütteln, in aller Stille fällt sie nieder und beglückt. Sie begehrt nichts für sich und giebt alles von sich.

Nun vergleiche die scheußlich-gierige Geschlechtsliebe mit der Freundschaft!

Ich sollte auch meinen, daß jemand, der den Herbst, wenige Freunde und die Einsamkeit wahrhaft liebt, sich einen großen, fruchtbar-glücklichen Lebensherbst prophezeien darf.

„Drum dulde, daß der Parzen eine
„Den Herbst mir spinne, lieb und lang
„Aus halbverkühltem Sonnenscheine
„Und Müßiggang.“

Aber Du weißt, welchen Müßiggang wir meinen: haben wir doch schon zusammen gelebt, als echte *σχολαστικοί*, d. h. Müßiggänger.

Und was hindert uns, von jenem Lebensherbst zu hoffen, daß er wieder uns so zusammenbringt?

Sei dies denn Wunsch und Hoffnung, ausgesprochen am Gedenktage Deiner Geburt, aber immer und allezeit im Herzen getragen!

Von hier aus suche ich denn die alten Erinnerungsstätten in Leipzig auf, und Romundt meldet mir freundschaftlichst, daß er bereits dort eingetroffen sei, um mich nicht zu verfehlen. Habe ich Dir geschrieben, daß er meine Einladung angenommen hat, den Anfang des Wintersemesters in Basel zu verleben, und daß wir dort die schwierige Frage seiner Zukunftsstellung mitsammen erledigen wollen? Schreibe mir doch Deine Meinung: wie ich ihn jetzt kenne, nach der schönen Entwicklung des letzten Jahres, halte ich ihn der Aussicht auf einen philosophischen Lehrstuhl durchaus für würdig. Wohlverstanden der Aussicht! Er wird viel zu thun haben, zur systematischen Be-

wältigung ganzer philosophischer Disciplinen. Und es möchte noch manches Jahr hingehen dürfen.

Übrigens wünsche ich unser Zusammentreffen auch deshalb so sehnlich, weil eine ganze Fülle von aesthetischen Problemen und Antworten seit den letzten Jahren in mir gährt, und mir der Rahmen eines Briefes zu eng ist, um Dir etwas darüber deutlich machen zu können. Ich benutze die Gelegenheit öffentlicher Reden, um kleine Theile des Systems auszuarbeiten, wie ich es z. B. schon mit meiner Antrittsrede gethan habe. Natürlich ist mir Wagner im höchsten Sinne förderlich, vornehmlich als Exemplar, das aus der bisherigen Aesthetik unfaßbar ist. Es gilt vor Allem, kräftig über den Lessing'schen Laokoon hinauszuschreiten: was man kaum aussprechen darf, ohne innere Beängstigung und Scham.

Windisch ist nun habilitirt: Brockhausens haben mich in Basel besucht, auch sind wir einen Tag in Tribschen zusammen gewesen. Ritschl und Frau haben eine ganz unglaubliche Liebe und Hochschätzung vor mir: was ich Dir verrathe, um Dir Freude zu machen. Es sind doch höchst liberale Menschen, mit vieler eigner Kraft: sie ehren sich, wenn sie das Andersartige so unbefangen-freudig gelten lassen.

Und ich sollte mich sehr wundern, wenn sie nicht auch über Dich so und ähnlich urtheilen. Das muß doch das Philologenthum empfinden, daß wir gute Freunde sind und unterschiedlich doch von allen anderen. Nicht wahr? Liebster Freund!

F. N.

Bis zum 17. Oktober bin ich hier. — Die schöne und nützliche Collation des certamen*) ist ein rechter Freundschaftsdienst! Gott, daß solch ausgezeichnete Freunde wie Du, Handschriftsclaverei und ähnliche Scheußlichkeiten mir zu Liebe über sich nehmen!!

Nr. 43.

Rohde an Nietzsche.

Rom, den 5. November 69.

Mein lieber Freund!

Endlich einmal komme ich, in der Stille des Abends, dazu, mit Dir, wie ich es so lange wünschte, ein Stündchen zu verplaudern. Wie man die guten Stunden, unter stetem treuen Gedenken, aber ohne sich zum Schreiben zu ermannen, verstreichen lassen und dann in flaueren zur Mittheilung untüchtig sein kann, weißt Du ja. So ist es mir all die letzte Zeit ergangen. In Florenz war ohnehin an Briefschreiben nicht wohl zu denken: ich lebte ein wahres Tragelaphenleben: am Vormittag höchst mechanische Bibliotheksbüffelei — die ich nachgerade gräulich satt habe: auch die Ergebnisse sind, im Vergleich zur Mühe, zu gering — am Nachmittag ein Bummel am schönen Arno entlang, oder nach Bello Sguardo

*) [Von Rohde mit einem nur darauf bezüglichen Briefchen vom 24. September aus Florenz geschickt.]

hinauf, am liebsten allein, in seltsame Phantasmen vertieft: dann kam das fidele Ende, ein ganz sybaritisches Mahl, in Gemeinschaft einiger, in diesem Punct der Wohlschmeckerei, Gleichstrebenden. Im Grunde war es eine thörichte Existenz, die mich namentlich zu einer rechten Vertiefung in die zahlreichen Reste jener herrlichen Florentiner Kunst des 14. und 15. Jahrhunderts (das 16. zieht mich nicht mehr an) wenig kommen ließ. Auf dem Rückwege war ich, bei Regen und furchtbarer Kälte, in Perugia und Assisi kurze Zeit, aber lange genug, um der Phantasie das lebendige Bild des örtlichen Hintergrundes jener mir so sympathischen Kunstübung des 15. Jahrhunderts einzuprägen. Perugia namentlich hat den Charakter jener Zeit völlig bewahrt. Seit dem 23. October sitze ich dann wieder hier im alten Rom, via della stamperia No. 17, ultimo piano; ganz behaglich einquartirt, mit einem vielversprechenden Ofen und der lieblichsten Morgensonne. Vor der Hand feiert besagter Ofen — dessen Rohr ganz naiv zum Fenster hinaus geht — noch, denn trotz einzelner Regenschauer dringt die Sonne doch immer glorreich durch; es ist eine so lieblich laue Luft, wie bei uns im Mai, und die Sonne von einer menschenfreundlichen Milde und dem sanftesten Glanz. So leben sich die Tage leicht entlang. Ich habe für die kurze Zeit, die ich jetzt noch in Rom verweilen kann, alles mich im Grunde näher Interessirende bei Seite geworfen und mich — verwunderlich zu hören — mit meinen allgemach steif werdenden Geistesgebeinen in die Fluthen der Kunst gestürzt. Man

muß in der That diese kurze Lernzeit wie eine Citrone möglichst complet ausdrücken, wenn man schließlich nicht als der alte Ignorant heimkehren will. Die Zeit ist nur ein bischen kurz, und täglich entsteht das Dilemma: zuerst Einschlingung von Eindrücken der Kunstwerke und hinterher — scheußliches Bild! — Verdauung so gut es gehen will, oder erst historische Kenntnißnahme und dann Aufnahme künstlerischer Eindrücke. Ich ziehe das Letztere vor: historisch präparirt sieht man nachher tausendmal mehr, behält besser, und zieht auch aus Geringerem, ja Verfehltem einen Nutzen. Und nun ist das Stärkende, und was, noch außer dem endlosen Stoff zum L e r n e n einen Aufenthalt in Städten wie Rom oder Florenz so erquicklich macht, daß man, so oft Einem das Bedürfniß kommt, sein kleinliches, unfreies Selbst vergessen darf vor irgend einem rein vollendeten, oder auch nur dem eigenen Geschmack, nach irgend einer oder allen Seiten, genügenden Kunstwerk. Von solchem Genuß gehe ich so gehoben und gereinigt davon, als hätte ich eine herrliche, die Tiefe rührende Musik gehört, oder Goethe gelesen oder Platon. Viel schwerer aber ist es, diese Katharsis aus der bildenden Kunst zu gewinnen als aus den beiden andern: und dahin in immer höherem Maaß zu gelangen, ist was ich in Italien erlernen möchte. Der Weg dazu ist aber, für meine Natur wenigstens, nur der historische. — Solange nun dieser Durst nach neuer Belehrung anhält, lebe ich stille, und wirklich beglückte Tage, zwischen Aufnahme der neuen Kunde und gelegentlicher Exemplificirung in irgend einer Sammlung

getheilt: vorzüglich aber lerne ich noch, denn ich stehe ganz am Anfang, selbst für die rein dilettantischen Absichten, auf die ich mich beschränke. — Sonst lebe ich, nach Goethes Ausdruck, wie „eingehüllt", es schlafen, scheint mir, zwei Drittheile meines Wesens. Dich, lieber Freund, ersehne ich täglich her, Morgens, Mittags und Abends; welche Existenz wollten wir zusammen führen! Das würde so eine Zeit sein, wo man, nach Jean Paul, nicht mit der Feder, sondern mit dem ganzen Sein und Leben dichtet, wo das ganze Wesen erklingt, wie ein enthusiastisches Musikstück. So muß ich mich begnügen mit einem Phantasieverkehr, der mich, in erregteren Momenten, in die Glückseligkeit solchen gemeinsamen Lebens an solcher Stätte hinein imaginirt; bald genug nur erwacht man: „so würde es sein!" Wie es nun ist, fühle ich mich am reinsten, mein Wesen am vollsten in der schönen, berauschenden Einsamkeit: denn in der Vielheit geht es hier, wie überall: manche Widerwärtige, einige Angenehme, viele Gleichgültige, und eine Trivialität des Tones, die Einen wirklich abnutzt und verrosten läßt: es ist, als ob man ein Schwert nur brauchte zum Apfelschälen! Es ist keine Gluth in diesen Seelen, nur ein ganz kleines lauwarmes Feuerchen. So steht man sich, durch die tiefsten Abgründe getrennt, gegenüber, beurtheilt wohl, und wird sicher ganz falsch beurtheilt. — So schweigt die Eine wesentliche Seite der Seele ganz; sie redet höchstens mit sich selbst, und mit dem fernen Freund, der ihr Wesen auch in abgerissenen Worten erklingen hört. [— —] „e te german di giovinezza, amore,

Non curo, io non so come“ sagt der treffliche Leopardi: kaum daß ich, wie letzte Nacht, im tiefen Dunkel erwachend, durch einen drunten vorüberklingenden traurigen Liebesgesang, wunderlich gerührt und an die verklungne süße Erregung, halb lieblich, halb schmerzlich gemahnt wurde. [— —]

Man verlangt aber wirklich zu viel, wenn man stets als Ganzer zu leben verlangt: das gestatten die Dämonen nur ihren erhabenen Lieblingen, Goethe und andern Göttersöhnen; wir andern müssen glücklich sein, solange wir in Einer Richtung still und ungestört unsre angebornen Kräfte entwickeln dürfen. Thöricht, sich diese schöne, und wahrlich seltne Ruhe selbst zu zergrübeln. Ich lebe auch wirklich jetzt glücklich, gleichmäßig entlang, und bitte die Dämonen um weitre Stille der Seele, als welche das Beste ist, unter allen Gaben des Glücks. —

Wie sehr mich Dein Brief zu meinem Geburtstag erfreut hat, lieber Freund, kannst Du Dir denken: willst Du mir viele Feiertage im Leben machen, so schreib' mir recht oft, denn Liebres kann mir nicht geschehen. — Jetzt einiges Äußere. [— —] Meinen Pollux hast Du wohl schon bekommen. Bitte schreibe mir, ob ich an Zarncke ein Exemplar schicken soll: ohne Anzeige erfährt keine Maus von der Existenz der Schrift. Ich habe sie, seit ich sie Dir damals zeigte, ganz umgearbeitet. Die unglückliche Stellung des Themas konnte ich nicht verbessern und so muß man sich an die Sauce halten, die ich möglichst fett zu machen gesucht habe: der eigentliche Fisch ist nur ein marinirter Gründling. Für diesmal ade und

gute Nacht, liebster Freund: schreib mir bald. In steter Treue Dein F. N.

NB. Hast Du etwa E. v. Hartmanns „Philosophie des Unbewußten“ gelesen? Plündert Schopenhauer, schimpft aber auf ihn: setzt dem Willen, thuend als gebäre Er ihn soeben, zwei blinde Augen ein, einen unbewußten Intellect, womit das Ganze zu einer Art Maulwurf wird. Lange schauerliche Wüsten scholastischer Leere durchziehen das Buch; hat man aber den Ärger über die Frechheit gegenüber Sch. allmählich verwunden, so liest man vieles mit großem Antheil. Dumm ist die sogenannte naturwissenschaftliche Methode darin.

Nr. 44.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 11. Nov. 1869.]

Aber, mein liebwerthester Freund, wer darf solche verführerische Briefe schreiben? Glaube mir, wenn ich so etwas lese, wird mir der harte Bissen meines jetzigen Daseins noch im Munde zum Stein; der Fisch meiner Professur ist nicht einmal „marinirt“, sondern wird zur Schlange. Oder war diese Professur nicht eine Schlange, die mich verführt hat, weg vom Pfade, der mich zum Freunde und in die blauen Weltwunder führt?

Ich will in Deiner Sprache reden. Ich las Deinen Brief: und mir war, als wachte ich plötzlich auf, und es wäre tiefe braune Nacht um mich, und ferneher klänge so ein sehnsüchtiger Laut, wie ich ihn lange nicht gehört.

„Schweig mir von Rom!" sagt der arme Tannhäuser, der dort zu keinem grünen Zweig gekommen war; ich sage dasselbe, weil ich dort zu einem gekommen wäre: während ich hier, in der musenlosen Stadt, in harter Arbeit lebe und klebe, mit zerbrochnen Flügelchen und geknickten Beinchen!

Zum Beispiel:

Ich lese in diesem Winter — auf Verlangen der Studenten — lateinische Grammatik! Homo sum — aber dies ist gar zu unmenschlich und mir überdies verdammt alienum.

Du bist eigentlich recht in Üppigkeit und Wollust, im Berge der Frau ARS, und übrigens auch der heiligen MARIA so nahe, als man eben dem heiligen PAPA sein kann.

Auch tönt von Leipzig her frohe Kunde: Ritschl schreibt mir, daß ihm von verschiednen Seiten, besonders von der Dindorf'schen, der Pollux sehr gelobt werde, daß er aber die Schrift noch nicht zu sehen bekommen habe.

Schicke ihm doch ein Exemplar, womöglich mit Widmungsverschen. Der alte gute Schäker hat so was so gern. Er sammt Zubehör war wirklich rührend liebenswürdig, als ich in Leipzig meine Besuche machte. Auch glaube ich, daß man Dich dort anders kennt, als es vielleicht früher der Fall war.

— Dem alten Vischer habe ich ein Exemplar des *'ΟΝΟΣ* geschenkt, und er hat seine Freude daran gehabt.

Der Pollux ist eine so treffliche und lehrreiche Arbeit, daß ich voraussetze, man fängt nächstens mit Dir Unterhandlungen über jene Schlange (ahi anguis ung — sieh meine Sprachvergleichereien!) an, und optimo iure.

Wenn Du beiläufig vitas Homeri oder Hesiodi siehst, so thu mir den Gefallen, sie zu collationiren. Besonders die des Pseudoherodot. Soll ich Dir Westermann Biographi schicken? In Homericis schlendere ich so für mich hin und finde allerlei: auch war mir Deine Collation schon mehrfach ersprießlich. Vom *πέπλος* besitze ich schon eine Collation, Rose auch. Unnütz.

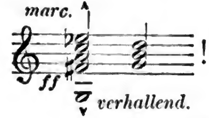
Nun ein bis zwei Bitten. Kommen Dir — verzeih meiner Ignoranz — in Rom ꝛc. auch Dürer'sche Blätter zu Gesicht? Ich bin hinter einem her, genannt „die Melancholie".

Neulich hat mir der Himmel zwei große Bilder (Photographien) Schopenhauer's bescheert, sodaß ich jetzt mit dem Deinigen drei besitze. Ich lasse jetzt von einem sehr talentvollen Photographen ein ganz großes machen, und dürfte, falls es gelingen sollte, Dir unsern trübselig-sonnenhellen Freund nach Rom adressiren, zu Deiner und seiner Erbauung!

Über Hartmann mit Dir einmündig und einmüthig. Doch lese ich ihn viel, weil er die schönsten Kenntnisse hat und mitunter in das uralte Nornenlied vom fluchwürdigen Dasein kräftig einzustimmen

weiß. Es ist ein ganz gebrechlicher contrakter Mann — mit etwas Bosheit, scheint mir; hie und da auch kleinlich, und jedenfalls undankbar. Und das ist für mich ein Halt in der Ethik und der ethischen Beurtheilung von Menschen und Thieren.

Übrigens „Ehre, Preis, Lob und Dank" (Anfang meiner Schlußfuge, wie so häufig beim alten Bach) der Einsamkeit, die uns selbst und unsre Freunde erhält! Ich streife alles Unbequeme, Öffentliche, Förmlich-Leere von mir ab und lebe so bedürfnißlos in der warmen Winterstube: freilich jetzt gerade in Niederungen des Daseins, mehr planimetrisch als kubisch. Und nicht einmal wie bei Manfred „Erscheinung eines schönen Weibes"



Pax nobiscum!
Liebster Freund!
F. N.

Nr. 45.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, Ende Januar bis 15. Februar 1870.]

Mein lieber Freund, neulich überkam mich die Sorge, wie es Dir wohl in Rom ergehen möge, und wie abseits von der Welt und wie verlassen Du viel-

leicht dort lebst. Es wäre ja selbst möglich, daß Du krank wärest, ohne rechte Pflege und ohne freundschaftliche Unterstützung. Beruhige mich und nimm mir meine pessimistischen Grillen. Mir kommt das Rom des Concils so unheimlich giftig vor — nein, ich will nicht mehr schreiben, denn das Briefgeheimniß ist für alle kirchlich-jesuitischen Dinge mir nicht sicher genug: man möchte wittern, was im Briefe stünde, und Dir's entgelten lassen. — Du studirst das Alterthum und lebst das Mittelalter. —

Nun will ich eins Dir recht eindringlich sagen. Denke daran, auf Deiner Rückreise einige Zeit bei mir zu wohnen: weißt Du, es möchte vielleicht für lange Zeit das letzte Mal sein. Ich vermisse Dich ganz unglaublich: mache mir also das Labsal Deiner Gegenwart und sorge dafür, daß sie nicht so kurz ist. Das ist mir nämlich doch eine neue Empfindung, auch so gar niemanden an Ort und Stelle zu haben, dem man das Beste und Schwerste des Lebens sagen könnte. Dazu nicht einmal einen wirklich sympathischen Berufsgenossen. Meine Freundschaft bekommt unter so einsiedlerischen Umständen, so jungen und schweren Jahren, wirklich etwas Pathologisches: ich bitte Dich, wie ein Kranker bittet: „komm nach Basel!"

Mein wahres und nicht genug zu preisendes Refugium bleibt hier für mich Tribschen bei Luzern: nur daß es doch nur selten aufzusuchen ist. Die Weihnachtsferien habe ich dort verlebt: schönste und erhebendste Erinnerung! Es ist durchaus nöthig, daß Du auch in diese Magie eingeweiht wirst. Bist Du

erst mein Gast, so reisen wir auch zusammen zu Freund Wagner. Kannst Du mir nichts über Franz Lißt schreiben? Wenn Du vielleicht Deine Rückreise über den Lago di Como machen könntest, so wäre eine schöne Gelegenheit, uns allen eine Freude zu machen. Wir, d. h. wir Tribschener, haben ein Auge auf eine Villa am See, bei Fiume Latte, Namens: ‚Villa Capuana', zwei Häuser. Kannst Du diese Villa nicht einer Musterung und Kritik unterwerfen?

Von Wackernagel's Tod hast Du wohl gelesen? Es ist im Plane, daß Scherer in Wien ihn ersetzen soll. Auch ein neuer Theologe ist im Anzuge, Overbeck aus Jena. Romundt ist Erzieher bei Professor Czermak und wohl situirt, Dank Ritschl. Roscher, der mir über seine wärmste Verehrung für Dich geschrieben hat, ist als „bedeutender" Pädagog in Bautzen. Bücheler soll nach Bonn gerufen sein. Das Rheinische Museum hat jetzt lateinische Lettern. Ich habe einen Vortrag vor gemischtem Publikum gehalten über „das antike Musikdrama" und halte am 1. Februar einen zweiten über „Sokrates und die Tragödie". Ich gewinne immer mehr Liebe für das Hellenenthum: man hat kein besseres Mittel sich ihm zu nähern, als durch unermüdliche Fortbildung seines eignen Persönchens. Der Grad, den ich jetzt erreicht habe, ist das allerbeschämendste Eingeständniß meiner Unwissenheit. Die Philologenexistenz in irgend einer kritischen Bestrebung, aber tausend Meilen abseits vom Griechenthum, wird mir immer unmöglicher. Auch zweifle ich, ob ich noch je ein rechter Philologe werden könne: wenn ich es nicht nebenbei, so zufällig er-

reiche, dann geht es nicht. Das Malheur nämlich ist: ich habe kein Muster und bin in der Gefahr des Narren auf eigne Hand. Mein nächster Plan ist, vier Jahre Culturarbeit an mir, dann eine jahrelange Reise — mit Dir vielleicht. Wir haben wirklich ein recht schweres Leben, die holde Unwissenheit an der Hand von Lehrern und Traditionen war so glücklich-sicher.

Übrigens bist Du klug, wenn Du nicht so eine kleine Universität als Wohnsitz wählst. Man vereinsamt selbst in seiner Wissenschaft. Was gäbe ich darum, wenn wir zusammen leben könnten! Ich verlerne ganz zu sprechen. Das Lästigste aber ist mir, daß ich immer repräsentiren muß, den Lehrer, den Philologen, den Menschen, und daß ich mich allen, mit denen ich umgehe, erst beweisen muß. Das aber kann ich so sehr schlecht und verlerne es immer mehr. Ich verstumme oder sage bereits absichtlich nur soviel, wieviel man als höflicher Weltmensch zu sagen pflegt. Kurz, ich bin mit mir mehr unzufrieden als mit der Welt und deshalb um so zugethaner dem Theuersten.

Mitte Februar. — Ich habe jetzt die stärkste Besorgniß, daß mich Deine Briefe und Dich die meinigen nicht erreichen: seit November habe ich nichts gehört. Meine verehrte Freundin Cosima rieth mir, durch ihren Vater (Franz Lißt) mir Auskunft über Dich zu verschaffen. Dies werde ich auch nächstens thun; heute probire ich es nochmals mit einem Brief. — Über das Concil sind wir gut durch die „römischen“ Briefe in der Augsburger unterrichtet; kennst

Du den Verfasser? Laß es Dir dann ja nicht merken: es wird schrecklich auf ihn gefahndet. — Ich habe hier einen Vortrag über „Sokrates und die Tragödie“ gehalten, der Schrecken und Mißverständnisse erregt hat. Dagegen hat sich durch ihn das Band mit meinen Tribschener Freunden noch enger geknüpft. Ich werde noch zur wandelnden Hoffnung: auch Richard Wagner hat mir in der rührendsten Weise zu erkennen gegeben, welche Bestimmung er mir vorgezeichnet sieht. Dies ist alles sehr beängstigend. Du weißt wohl, wie sich Ritschl über mich geäußert hat. Doch will ich mich nicht anfechten lassen: litterarischen Ehrgeiz habe ich eigentlich gar nicht, an eine herrschende Schablone mich anzuschließen brauche ich nicht, weil ich keine glänzenden und berühmten Stellungen erstrebe. Dagegen will ich mich, wenn es Zeit ist, so ernst und freimüthig äußern, wie nur möglich. Wissenschaft, Kunst und Philosophie wachsen jetzt so sehr in mir zusammen, daß ich jedenfalls einmal Centauren gebären werde.

Mein alter Kamerad Deussen ist mit Leib und Seele zu Schopenhauer übergegangen, als der letzte und älteste meiner Freunde. Windisch ist auf ein Jahr nach England, im Dienste der East-Indian Office, um Sanskrithandschriften zu vergleichen. Romundt hat einen Schopenhauer-Verein in's Leben gerufen. Soeben ist eine scandaleuse Schrift gegen Ritschl erschienen (gegen seine Plautuskritik und das auslautende d): von Bergk, zur Schmach des deutschen Gelehrtenthums.

Nochmals schönsten und herzlichsten Gruß. Ich

freue mich auf das Frühjahr, weil es Dich durch Basel führt: nur theile mir mit, wann das geschieht: in den Osterferien bin ich mit den Meinigen am Genfersee.

Lebwohl! Lebwohl!

Nr. 46.

Rohde an Nietzsche.

Rom, den 15. Febr. 70.

Liebster Freund!

Endlich einmal komme ich wieder dazu, mit Dir, in der Stille des Abends, ein paar Worte zu plaudern: wenn Gedanken reden könnten, hätten wir wohl in der langen Zeit, seit unsre Correspondenz geruht hat, manches bewegte Gespräch mit einander geführt. Ach, theurer Freund, der Stein des Lebens wälzt sich überall schwer, in Rom wie in Abdera, und wie manchen lieben Morgen möchte man die Augen wieder schließen, statt immer von Neuem die zwecklose Mühe zu beginnen! Als ich Dir das letzte Mal schrieb, noch im Jahr des Segens 1869, schrieb ich aus einer Empfindung seltener Ruhe und Betrachtsamkeit heraus: aber wie zart sind solche Zustände! wie bald beginnt das ewige Wollen und Ringen und Quälen der Gedanken aufs Neue! Dann fühlt man oft das dringende Bedürfniß, sich auf einen kurzen Augenblick zu retten in das reine, schmerzlos be-

dürfnißfreie Reich der Anschauung: aber man wandelt unter den stillen Gestalten der Kunst gequält und mit seinen gedrückten Empfindungen ruhelos umher und geht wieder heim und sucht in der Arbeit eine Tröstung, mehr fast eine Betäubung: so ziehen sich freudlos die Tage hinter einander her. Zwei Dinge giebt es, die dann das übervolle Herz erleichtern können: ein treuer Freund, der durch seine bloße sichre Nähe das einzige ächte Glück der Welt garantirt, das einer wirklichen Mitempfindung, und Musik, die himmlische, die dem beklommenen Herzen Lösung bringt in sanfter Wehmuth. Ob nur die Andern glücklich sind? ich denke es oft, wenn ich sie so gleichmüthig geschäftig sehe: und was fehlt mir, daß ich eine Leere und Schaalheit in diesem Trank des Lebens empfinde, die fast schlimmer ist als herbe Bitterkeit? Ach, Leiden, die man einzeln verzeichnen kann, sind viel erträglicher, als dieser allgemeine Mißmuth. [— —] Laß mich nur von Zeit zu Zeit erfahren, daß auch Du in Treue meiner gedenkst, und mit meinen Schwächen und Klagen Geduld hast: Du, glücklicher organisirt, kannst gar nicht wissen, wie wenige derartige Worte mir das Dasein erträglich und hell machen: ich bin sehr schwach und brauche zuweilen sichre Zeugnisse, um zu glauben, daß man mich lieben kann.

Halte mir diese Weichheit zu Gute: seit Wochen trage ich allein und stumm meine Pein. —

Von andern Dingen zu reden: vor einiger Zeit trat, von Ullrich ausgehend und von Ribbeck unterstützt, der Plan an mich heran, durch ein weiteres

italienisches Jahr mich zu einem philologischen Allerweltskerl, zugleich Grammaticus und Archaeologus auszubilden: meine mich viel zu sehr liebende gute Mutter wollte die Mittel spendiren: aber ich habe nach kurzem Stutzen abgelehnt, denn es ist mir unzweifelhaft, daß ich mich zum Archäologen durchaus nicht eigne. [— —] Addio, alter lieber Freund. In Treue Dein E. R.

Nr. 47.

Rohde an Nietzsche.

Venedig, vermuthlich am 24. des Märzen.

Liebster alter Freund!

Da sitze ich nun im goldprangenden Land der Sonne, in der Heimath der leuchtenden Tiziane und Palma vecchio, — und statt strahlenden Lichtes umfängt mich ein so „graulicher Tag“, wie nur je einer auf dem Land der *Σκύθαι γαλακτοφάγοι* gelegen haben mag. Stelle Dir vor, daß es seit mehreren Wochen schon abscheulich kalt und regnerisch ist, und heute gar schneit es in dicken Massen, wenn nicht zur Abwechslung ein kalter Regen fällt. Das mag Dir lustigem Schweizerbua als das Einfachste von der Welt erscheinen, aber wenn ich einmal in Hesperien bin, so will ich auch meinen Preis heraus haben und mein Auge volltrinken von göttlichem Licht und belebender Wärme. Daheim hocken

und einheizen kann man ja im nahrhaften Hamburg viel besser als hier. Zudem haben diese italienischen Öfen die Eigenthümlichkeit, daß man zwar sehr viel Holz in ihnen verbrennen kann: warm wird's aber weiter nicht: und so speise ich denn auch das *αἰνὸν πέλωρον*, Ofen genannt, schon seit mehreren Stunden äußerst und friere trotz alledem noch viel äußerster. Ich sinne immer über Horazens: vides ut alta etc. nach, bring's aber nicht zu Stande: nur „ligna super foco“ fällt mir ein. Es kommt noch was von altem Falerner darin vor, aber der Teufel hole den „einsamen Suff“ in der fremden Stadt, und in der ekelhaften Wirthsstube. In somma: Ich sehne mich nach einer Menschenseele, mit der ich einmal Gedanken des Herzens vertraulich tauschen könnte, nach Dir, mein lieber Freund. Wenn man doch mal so innig zusammengehört, wie wir Beide, so müßte das Schicksal die Vernunft haben, Einen nicht so weit von dem theuersten Genossen wegzureißen. Eins aber hoffe ich mit Bestimmtheit: Dich auf der Rückreise auf einige Zeit in Basel besuchen zu können. Meine Pläne sind so, daß ich hier noch etwa vierzehn Tage bleibe, dann mit einigen Umwegen nach Mailand gehe, mich dort ca. drei Wochen aufhalte, und dann über die Schweiz heimkehre. So würde ich also in den ersten Wochen des Mai in Basel eintreffen. Schreib mir, ob Dir das paßt. — [— —]

Darin bin ich doch in Italien ein gutes Stück vorwärts gekommen, daß der Anblick eines großen Kunstwerkes mir „das innre Toben stillen“ kann. So habe ich auf der Reise über Bologna (Ravenna,

von dort aus gesehen, hat mich enttäuscht) und Padua hierher viele der reinsten Genüsse gehabt, in Bologna namentlich, wo ich in einzelnen Bildern von Francia und in manchen der spätern Bolognesen, die ich bisher mir sehr antipathisch fand, mir Freunde erworben habe, mit denen ich noch oft in stiller Erinnerung verkehren werde. Aus solchen gelegentlichen Momenten reinster Gedankenfeier setzt sich eigentlich all unser bischen Glück zusammen; und aus der Erinnerung daran, die ihre tiefen Goldtöne darüber breitet. Ich bin immer mehr der Ansicht Byrons: They say that hope is happiness, But genuine love will love the past! An die Zukunft habe ich meist nur mit Beängstigung denken mögen; und so jetzt mehr als je. Zu Michaelis dieses Jahres habe ich mich in Kiel angemeldet, und in thörichter Dyskolie quäle ich mich jetzt mit den Aussichten auf das langsame Schmachten des privatim docens. — Das Übelste ist, daß meine lateinischen Studien, die mir doch immer noch am Paratesten liegen, in Kiel nicht zur Verwendung kommen können, und meine griechischen, die mir allerdings innerlich lieber sind, auf Gebieten sich bewegen, die keine Vorlesungsthemen bieten: so daß ich eigentlich nothwendig eine Zeitlang mich zu Vorlesungen einpauken müßte. Wer räth mir passende Vorlesungen? Wehe *αἰβοῖ*! Ich habe Dich immer um die Ganzheit Deiner Studien beneidet, wozu mir die Ruhe fehlt, während ich sonst, offen gestanden, gar nicht einsehe, warum ich mein Haupt nicht so gut erheben soll, wie die Mehrzahl meiner theuern Fachgenossen. Aber die Gemüthlich-

keit, breite Massen Materials vorzutragen, statt blos eigner Einfälle, muß man sich erst anlernen, und ohne das bringen doch nur die Allerersten ein Colleg fertig. Tantum. Eins noch: auf meiner Weiterreise werde ich nicht versäumen, für die Tribschner jene Villa am Comersee gründlich zu inspiciren: bezeichne mir nur die Lage etwas genauer. — Und so schenke uns der Dämon ein fröhliches erquickliches Wiedersehen, „und Jahre sind im Augenblick ersetzt", Jahre, in denen man eigentlich alles Beste und Ernsteste in sich hineingegrübelt hat, denn zu Andern dergleichen zu reden ist, wie ein Zwiegespräch mit einem Felsen: wenn er auch widerhallt, er weiß nicht, was man meint. Und doch beglückt nichts so sehr, als solch gemeinsames Denken und Meinen. Also auf ein beglückendes Wiedersehn. Dein Erwin Rohde.

Nr. 48.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, April 1870.]

Zuerst, liebster Freund, ein schrecklicher Argwohn! Ich habe in diesem Winter drei Briefe nach Rom und neuerdings einen nach Florenz geschickt (poste restante den letzteren: ein Dämon rieth mir, den *ἀγών* nicht beizulegen). Aber die ungöttliche Komödie in Rom scheint den Briefverkehr in ganz Italien

unsicher zu machen; und ich schreibe deshalb auch heute schüchtern wie ein junges Mädchen. Alles hoffe ich bei unserem Wiedersehen in Basel Dir zu erzählen, was ich jenen Briefen anvertraut hatte. — Heute nimm meinen herzlichsten Dank für Deinen liebereichen Brief; was thut mir eine solche Stimme wohl, hier, wo ich das einsame Spazierengehen bis zur Virtuosität treibe. Ich erwarte Dich also in der ersten Woche des Mai; unser Semester fängt mit dem 31. d. M. an. Du mußt aber eine Zeitlang bei mir wohnen. Das wird Dir nicht geschenkt, bevor uns das Schicksal wieder wie die beiden Beine des rhodischen Colosses auseinanderreißt und Dich nach Kiel setzt, mich in Basel zurückbleiben läßt.

Jetzt kommt ein Vorschlag von mir und Ritschl, allerneuesten Datums. Du kennst die „grammatischen Studien", die Curtius herausgiebt: Ritschl schreibt mir heute sehr ausführlich, welche Nachtheile dieses Institut mit sich bringt. Curtius sagt jedem jungen Doktoranden: „Wenn Sie etwas Grammatisches schreiben wollen, so sollen Sie den Druck umsonst haben." Zuerst kam der locus de dialectis, jetzt ist der de praepositionum in l. g. usu an der Tagesordnung u. s. w. Alle Folgerungen wirst Du selbst ziehen. Ritschl will jetzt (auf Teubner's Vorschlag) ‚Meletemata Societatis philologicae Lipsiensis' herausgeben und bittet mich um einen größeren Aufsatz für das erste Heft. Ich habe ihm quasi versprochen, von Dir auch etwas Derartiges herauszulocken. Der Dritte im Bunde ist Andresen (mit einem Theile seiner Emendationes des Dialogus), dann

Stürenburg mit Lucretianis. Kurz, wenn wir nur wollen, so ist der Anfang ganz schicklich gemacht.

Ich fühle persönlich die allerstärkste Verpflichtung und habe — ob es mich gleich augenblicklich etwas derangirt — unbedingt und sofort zugesagt. Das erste Heft muß von uns Beiträge haben; sonst will Ritschl die ganze Sache fahren lassen. Das scheint mir der Hintergrund zu sein. Du weißt, wie neugierig, auch mißgünstig von vielen Seiten so ein erstes Heft angesehn wird. Also muß es gut sein. Ich habe mir gelobt, dem Unternehmen treu zur Seite zu stehen. — Gieb mir eine Antwort. — Du weißt doch, daß Bücheler nach Bonn, Studemund nach Greifswald versetzt ist? Ist Dein Vorsatz in Betreff Kiel's so sicher? Warum nicht Leipzig? Fürchte Dich nur nicht vor einer zu langen Carrière des privatim docens. Ich bin noch gar nicht sicher, daß Du überhaupt in sie hinein kommst. Denke Dir, nun habe ich bereits ein ganzes Jahr in der akademischen Thätigkeit überwunden. Sehr hat mir die Nähe meiner Tribschener geholfen: die Weihnachtsferien dort verlebt, eine Zusammenkunft alle zwei bis drei Wochen, fortwährender Briefverkehr — das hat mich erstaunlich erquickt. Wenn Du zu mir kommst, wirst Du die neueste Brochure von R. W. lesen, auch reisen wir zusammen nach Tribschen. Die Villa am Comer See heißt villa Capuana, in der Nähe nördlich von Fiume Latte, dicht am See, mit zwei Häusern. — Zwei Vorträge, die ich hier gehalten habe (einen über das griechische Musikdrama, zwei über Sokrates und die Tragödie), sind für Manche sehr anstößig gewesen.

Du bekommst sie auch, ebenso wie die gedruckte Antrittsvorlesung. — Ich habe jetzt die besten Hoffnungen für meine Philologie: nur muß ich viele Jahre Zeit mir lassen. Ich nähere mich einer Gesammtanschauung des griechischen Alterthums, Schritt für Schritt und zaghaft-erstaunt. — Windisch ist nach England, im Dienste der East-Indian Office. Romundt hat glücklich das Staatsexamen gemacht und ist Hauslehrer bei Professor Czermak in Leipzig. Im April reise ich mit Mutter und Schwester an den Genfersee und wohne vom 15.—30. April in einer Villa bei Montreux. Leb wohl! Glückliches Wiedersehn!

Dein treuer Freund
F. N.

Nr. 49.

Rohde an Nietzsche.

Venedig, Marcusbibliothek, 19. April 70.

Liebster Freund!

Deinen poste restante Brief fand ich erst vorgestern bei ganz zufälligem Vorsprechen auf der Post — denn ich hatte Dich ja gebeten an Münster zu adressiren —: daher meine verspätete Antwort auf eine Anfrage, die Du gewiß schnell beantwortet wünschtest. Die bewußte Affaire kommt mir nun allerdings außerordentlich ungelegen: Du kannst wohl

denken, daß man auf der Reise und, in diesem barbarischen Lande, ganz ohne Bücher, nicht wohl im Stande sein kann, aus dem Stegreif einen Aufsatz zu schreiben: Themen natürlich fehlen mir nicht, aber vornehmlich alle nothwendigen Bücher, und — meine zu Haus gelassnen Adversarien. Auch im Lauf des ganzen Sommers sehe ich keine Gelegenheit, mir an der nothwendigen Präparationszeit zur Habilitation soviel abzuknappen, als zu einer anständigen Arbeit erforderlich wäre. Nichtsdestoweniger wäre es mir doch sehr lieb, Ritschl [— —] als Lehrer und Philolog, hämischen Anfällen gegenüber meinen Verehrungszoll darzubringen: und vor allem, fast allein, würde mich zur Theilnahme der Wunsch bestimmen, Dir, mein lieber Freund, in dieser Dir so wichtigen Angelegenheit zur Seite zu stehen. Aber che fare?! Ich kann hier und jetzt gar nichts andres zu Stande bringen als Folgendes. In einem römischen Codex habe ich eine kleine Sammlung von *παράδοξα* gefunden, anonym, aber combinationsweise dem Isigonus zuzuschreiben: ein paar neue Citätchen, einige noch unedirte Albernheiten, und eine nicht ganz interesselose Zusammenstellung von Stücken des Nicolaus Damascenus, Pseudosotion etc.: woraus vielleicht für die Quelle des Erstern etwas folgt. In somma ziemlicher Kohl, aber noch reichlich so gut als die meisten anecdota neusten Datums. Siehe also zu, ob dieser vitulus (vitellulus vielmehr) mich solviren könne: ich würde von Venetia aus datiren, und in zwei Worten den Grund dieses lumpigen Beitrages erklären: eine kleine, möglichst gedrängte

Vorrede und dann der Text, zu dem nichts zu thun ist, als, wo sie vorhanden sind, die Parallelstellen hinzuzusetzen; wozu eben noch meine hiesigen litterarischen Mittel ausreichen.

Laß Dich nicht etwa durch irgend eine Rücksicht auf mich bestimmen, ja zu sagen, wenn Du lieber nein sagen würdest: aber schiebe es nicht auf meine Faulheit oder Abgeneigtheit, wenn ich nur diese misère anzubieten wage: ich kann hier absolut nichts vernünftiges machen: und wie hier die Bücher, so würde mir daheim durchaus die Muße fehlen. Im Ganzen, denke ich, es wäre am Vernünftigsten, wenn ich die *παράδοξα*, mitsammt der zu machenden Einleitung zusammenstellte und Dir zuschickte: convenirt Dir das Zeug zu dem betreffenden Zweck, so bewahre mir dasselbe bis zu meiner Ankunft in Basel.

Auf jeden Fall antworte mir umgehend.

Damit ade für heute: tre ore sono sonate, die Bibliothek schleußt ihr muffiges Local, und draußen erwartet mich Gondel, grünes Meer und goldner Sonnenschein: könntest Du mit, liebster Freund! Gehab' Dich wohl, und auf ein baldiges frohes Wiedersehen! In steter Treue

Dein E. R.

Vor Ende Mai werde ich kaum nach Basel kommen können.

Nr. 50.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 30. April 1870.]

Theuerster Freund, wie dankbar bin ich Dir, daß Du mir auf meine im Grunde unbescheidne Anfrage einen so erwünschten Bescheid giebst. Dein Anekdoton ist unter allen Umständen für das erste Heft ein Köder und eine Lockstimme; denn wenn das neue Unternehmen auch solche Dinge bringt, so ist ja der buchhändlerische Erfolg gesichert. Ich denke mir, daß jenes erste Heft Deine und meine Beiträge und einen Theil der vortrefflichen Andresen'schen coniectanea (zum dialogus) enthalten wird. Ich habe versprochen, das Manuscript in der zweiten Hälfte des Mai einzusenden, habe übrigens noch gar kein lateinisches Wort niedergeschrieben, da ich viel beschäftigt war. Erstens hatte ich das Programm für das Pädagogium zu schreiben übernehmen müssen (handelt über Laertius; Du bekommst es, ebenso die im letzten Heft des Rheinischen Museums gedruckten Analecta Laertiana und meine gedruckte Antrittsrede). Sodann war ich eine Woche lang mit den Meinigen am Genfer See, mit südlichen Vorempfindungen und vielem Gedenken an Dich. In den letzten Tagen quälte mich der akademische Senat noch mit dem Auftrag, eine lateinische Adresse an den alten Gerlach abzufassen, der sein 50jähriges

Lehrerjubiläum feiert. Auch dies sonderbare Aktenstück bekommst Du, wenn Du mich besuchst.

Nicht wahr, es sind merkwürdige Leimruthen, die ich Dir, dem aus dem Süden nach dem Norden flatternden Vogel, stelle, um Dich hier festzuhalten?

Einige statistische Neuigkeiten: M. Heyne ist an Wackernagel's Stelle hierher berufen, Studemund nach Greifswald, Leskien nach Leipzig. Auch will ich nicht vergessen, daß man mich im vorigen Monat zum ordentlichen Professor gemacht hat. „Und ein Jahr hat er's getragen!“ Es ist mir ganz erstaunlich. Diesen Sommer lese ich zwei Interpretatoria: Oedipus rex und Hesiod's Erga; dazu im Seminar Cicero's Academica. Unser Philologenbestand hat eine gewisse Höhe erreicht, die hier sehr anerkannt wird, 14 Mann! Welche Misère!

Nun habe ich auch die erste Klasse des Pädagogiums zur Universität befördert. Die guten Jungen zeigen sich recht dankbar und hatten sich wirklich an mich angeschlossen. Auch habe ich ihnen Einiges mehr gesagt, als man sonst auf Schulen zu hören bekommt. Im Grunde hat man in einer sympathischen Klasse mehr Wohlgefühl, als auf der kühlen Höhe des akademischen Katheders. Drei von den zwölf Schülern wollen Philologie studiren; — Du kannst mir aber glauben, daß ich mich von der Sünde frei fühle, jemanden hierzu verführt zu haben.

Wenn ich jetzt noch einige kleine Abhandlungelchen fertig habe (über alte Materien), will ich mich zu einem Buche sammeln, zu dem mir immer neue Einfälle kommen. Ich fürchte, daß es keinen philo-

logischen Eindruck machen wird; aber wer kann wider seine Natur? Es beginnt nun für mich die Periode des Anstoßes, nachdem ich eine Zeit lang leidliches Wohlgefallen erregt habe, weil ich die alten wohlbekannten Pantoffeln an hatte. Thema und Titel des Zukunft-Buches: „Sokrates und der Instinkt".

In dieser Woche habe ich dreimal die Matthäuspassion des göttlichen Bach gehört, jedesmal mit demselben Gefühl der unermeßlichen Verwunderung. Wer das Christenthum völlig verlernt hat, der hört es hier wirklich wie ein Evangelium; es ist dies die Musik der Verneinung des Willens, ohne die Erinnerung an die Askesis.

Im Sommer feiern wir das Beethovenjubiläum: unter anderem durch Aufführung der Missa solemnis. Auch hat man mich angegangen, die Festrede zu halten. — Wenn Du zu mir kommst, lernst Du auch die neuste Schrift R. W.'s kennen: „über das Dirigiren", eine ausführliche Kritik unsrer jetzigen Kapellmeister und die allerschönsten Bemerkungen aus seiner Dirigentenpraxis. Mir sagte dieser Tage Kirchner, einer der besten Schüler Schumann's, er habe nie und nirgends gute Aufführungen erlebt als unter Wagner! Also liebster Freund, auf Wiedersehen!! Aber vorher schickst Du noch die Paradoxa? Oder bringst Du sie mit?*) Dein getreuer Freund.

*) [Noch vor dem Eintreffen dieses Briefes hatte Rohde, Venedig den 3. Mai, wegen Ausbleibens der 'sofort' erbetenen Antwort den Inhalt seines vorigen Briefes wiederholt und am Schluß eine Copie der Dürerschen „Einsamkeit" (Melancholie) für 20 Frcs. angeboten.]

Nr. 51.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 6. Mai 1870.]

Mein lieber Freund, es ist ja zum Verzweifeln, was ich Dir für Nöthe mache, zusammen mit den pestilentiarischen Postanstalten Italiens. Mein Brief an Dich ist wieder einmal verloren gegangen — oder viel zu spät in Deine Hände gelangt. Frage nur noch einmal — in ersterem Falle — in der libreria Münster nach, vielleicht ist er bloß verlegt oder verwechselt. Ich wiederhole also meinen wärmsten Dank für Deine Bereitwilligkeit, auch in Ritschl's Namen, der eine große Freude daran hat. Nach seinem Arrangement soll Dein Paradoxen-Beitrag (mit lateinischer Einleitung) das zweite Heft der Acta societatis L. beginnen, nach der Theorie der „fetten Bissen"; denn für dies Unternehmen ist jedes Anekdoton ein fetter Bissen. Das zweite Heft soll sofort im Anschluß an das erste gedruckt werden. Ich habe für das erste meinen Beitrag bis zur zweiten Hälfte des Mai versprochen. Du hast also vollständig Zeit; wenn Du mir aber die Paradoxa bald zuschicken willst, um damit fertig zu sein, so bin ich Dir im Voraus recht dankbar.

Für mich giebt es jetzt heillos viel zu thun, da ich für dies Semester eine Vertretung des Hrn. Mähly am Pädagogium übernommen habe. Vier Stunden

Lateinisch und zwei Stunden Griechisch: sodaß ich jetzt wöchentlich gegen 20 Stunden habe — ich armer Schulmeisteresel!

Verzeihe mir die Kürze dieses Briefes: nur noch eins. Es hat mich gerührt, daß Du noch an das Dürer'sche Blatt gedacht hast. Willst Du die Kopie für mich erwerben? Ich bitte Dich darum. Doch möchte ich sie dann bald zugeschickt erhalten, da es ein Geburtstagsgeschenk sein soll.

Ich hoffe sehr auf Deine Gegenwart.

Adieu, theuerster Freund!

F. N.

Nr. 52.

Rohde an Nietzsche.

Bellaggio am Comersee,
Dienstag, 24. Mai 70.

Ecco, liebster Freund, meine letzte Station auf dieser Reise im gelobten Land, und wahrlich nicht die schlechteste: ich sitze mitten im schönen See von Como, im Gasthause Genazzini, mit stetem Blick auf die blühenden reichen Ufer und die ernsten Berge dahinter und zu Füßen der grüne liebliche Wasserspiegel. Ich wollte, meine Wallfahrt und meine Finanzen hätten nicht ein so ganz entschiedenes Ende erreicht, dann bliebe ich, in süßester Faulheit, hier

noch vierzehn Tage liegen, badend, rudernd, ein wenig auf der Veranda über dem See schreibend, und, den Bauch in der Sonne, endlos viele Stunden nichts thuend und gar nichts denkend: die schwerste und trefflichste aller Künste. —

Weswegen ich aber heute, nur wenige Zeilen, schreibe, ist jene Angelegenheit der Villa Capuana! [— —] In künftigen langen Ferien wollen wir Beide uns mal hier ein Rendezvous für einige Wochen geben: nur liegt freilich das verdammte Kiel so endlos weit in Hyperboresien.

Damit für heute ade, lieber Freund, und auf ein baldiges Wiedersehen!

Bald hätte ich vergessen, Dir zu Deinem Avancement in die Reihen der versammelten Ordentlichen Väter von Herzen Glück zu wünschen; die höchsten Staffeln philologischen Ehrgeizes hast Du nun erklommen: es kommen nur noch die Hofräthe und dann direct die unsterblichen Götter! Dahin gelangen aber nur, die da einfältiglich gläuben! A propos! Meinen Kupferstich hast Du doch bekommen? Ich habe noch 3 Fr. abgerungen, so daß das Ganze mit dem Porto 18½ Fr. kostet. Ich habe seitdem angebliche Originale desselben Stichs gesehen, die weniger scharf und kräftig waren. — Also nochmals Addio; in steter Treue

Dein E. R.

Nr. 53.

Rohde an Nietzsche.

Hamburg, 29. Juni 70.

Mein lieber Freund!

Nun bin ich schon über acht Tage in der alten Heimat und trage mich von Tag zu Tage mit der Absicht, Dir endlich zu schreiben, ohne doch vor den seltsam ungeordneten Empfindungen, die solch eine Umpflanzung stets mit sich bringt, zu einem ruhigen Moment kommen zu können. Endlich aber sei das Eis gebrochen!

Meine Heimreise habe ich ganz nach dem diplomatischen Plan, den wir festgesetzt hatten, ausgeführt. Erste Station: Freiburg. [— —] Dann sauste ich nach Baden: noch wars leer, keine demimonde, sondern lauter brave langweilige Landsleute. Nichtsdestoweniger verlor ich, nachdem ich zuerst 150 Fr. gewonnen hatte, schließlich 70 Fr. heu, eheu! Begossen fuhr ich weiter, langweilte mich im öden Frankfurt (Schauernest) und langweilte mich dann so weiter nach Leipzig hin. Dort feierte ich dann, bedachtsam wandelnd, stille Erinnerungsfeste überall: es war doch, für uns Beide, eine so schöne wie wichtige Zeit, die mir wenigstens eine Richtung gegeben hat, in der ich denn wohl bis ans Ende weiterrollen werde. Zuweilen frage ich mich, plötzlich betroffen: wie

wohl für Andre diese seltsame, so gar nicht „selbstverständliche“ Welt aussehen mag, denen nicht, durch die Kraft des großen Meisters „die Kräfte der Natur rings um sie her enthüllt“ sind. Einsam, einsam ist man nun freilich unter diesen Andern, so einsam, daß man kaum, und ne vix quidem, sich zwingen mag, von andern Dingen als Wurst und Bier, Regen und Sonnenschein mit ihnen zu reden: sie denken nicht nur anders und empfinden anders, sie wollen auch anders, und so will sich denn keine Brücke über die Kluft finden. Und nun giebt es so gute, herzlich wohlmeinende Seelen, die Einen mit stetem Verlangen nach „Mittheilung“ erst recht verschlossen machen können. Recht ergangen habe ich mich mit Freund Romundt, eines Abends im Rosenthal, bei Kintschy, wo wir, festgeregnet, bis in die Nacht, allerlei Schopenhaueriana beredeten: ich glaube, bei näherem Zusammensein würde ich den Menschen außerordentlich schätzen lernen. Was solch ein harmonischer Zweigesang ist, der sich aus edlen Dissonanzen stets am Ende in tiefen Einklang auflöst, das empfindet man sehnsüchtig erst dann, wenn man so ganz allein für sich hin zu singen genöthigt ist, wie ich in dieser großen, öden Stadt es bin. Und doch bin ich dankbar, so recht einsam leben zu können, wenigstens bis zur Kieler Antrittsfeier: in dem Gehetze, das man so „Verkehr“ nennt, verliert man sich so leicht selber, zweifelt, ist an Plattheiten zu denken genöthigt: daher ich eine einsame *αὐστηρότης* dieser geselligen Fidelität für mein Theil weit vorziehe. [— —]

In Leipzig habe ich denn auch jenen großen Haupt-

besuch beim Altmeister ins Werk gesetzt. Er war außerordentlich liebenswürdig und, zum ersten Mal gegen mich, wirklich herzlich: so daß ich mit meinem Besuch vollständigst zufrieden war. Wichtiges beredet haben wir nicht: wesentlich natürlich über die Acta: Du sollst voran, dann ich gleich darauf, sodaß wir zusammen stehen; womit denn ja unser Wunsch erfüllt ist. Roscher ist schon fertig, Jungmann sogar schon gedruckt, separatim, der Satz bleibt für die Acta stehen. Von ferne hatte sich der wackre Lüttjohann angemeldet. Andresen wird, etwas verkürzt, auf zwei Hefte vertheilt. Ich habe Ritschl gebeten, mir auch von Deiner Arbeit die Correctur zu schicken, erste oder zweite, wie Du nun willst. Schärfe ihm das noch 'mal ein. Für die Philologenversammlung forderte Ritschl mich zu einem Vortrag auf: meinetwegen: indeß, hoff ich fast, steht mir ja wohl irgend ein „Ehrbarer" im Wege. Lust habe ich weiter keine. [— —]

Soviel denn davon: o Juppiter pluvius, laß mir eine professuram in den Schooß regnen, und ich opfre Dir meinen alten Regenschirm! [— —] Addio denn, lieber Freund und *πρόξενος*, laß mich bald und Freudiges von Dir hören. In alter Treue

Dein E. R.

Nr. 54.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 14. oder 15. Juli 1870.]

Endlich, liebster Freund, komme ich auch wieder zu Wort. Denke Dir, daß ich inzwischen einige Wochen zu Bett gelegen habe, einer Fußverrenkung wegen, offenbar weil ich dem Asklepios keinen Hahn geopfert habe, sondern den „Hahnen" (denke an Köbi!) immer selbst auffresse (denke an Goethe!).

Nach diesen gelehrten Citaten fühle ich mich bewogen, eine Stelle aus einem der letzten Bülow-Briefe wörtlich zu citiren.

„Uns sind diese Tage in sehr guter Erinnerung geblieben; der Meister hat an Ihrem Freund grosses Wohlgefallen, sein männlicher Ernst, seine bedeutende Theilnahme, und die wirkliche Freundlichkeit, die seine strengen Züge bisweilen durchleuchtete, war ihm durchaus sympathisch. Wird er nach Freiburg befördert, so kommen Sie immer zu Zweien auf Tribschen, denn „zwei-einig geht der Mensch zu best" sagt unsre Auctorität."

Hier ein furchtbarer Donnerschlag: der französisch-deutsche Krieg ist erklärt, und unsre ganze fadenscheinige Cultur stürzt dem entsetzlichsten Dämon an die Brust. Was werden wir erleben! Freund, liebster Freund, wir sahen uns noch einmal in der Abendröthe des Friedens. Wie danke ich Dir!

Wird Dir das Dasein jetzt unerträglich, so komme wieder zu mir zurück. Was sind alle unsre Ziele!

Wir können bereits am Anfang vom Ende sein! Welche Wüstenei! Wir werden wieder Klöster brauchen. Und wir werden die ersten fratres sein.

Der treue Schweizer.

Nr. 55.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, Anfang August 1870.]

Liebster Freund!

ich treffe Sonntag den 15. August in Leipzig ein und lasse mich von dort durch die sanitärischen Vorstände dorthin senden, wo ich Verwundeten hülfreich sein kann, vor allem in der Schlacht selbst.

Mit mir zusammen ist ein Hamburger, der Maler Mosengel.

Du erfährst gewiß in Naumburg an der Saale, wo ich bin: dorthin sende nur alle Briefe (per Adr. Frau Pastor Nietzsche).

Oder kommst Du mit?

Friedr. Nietzsche.

Nr. 56.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 24. November 1870.]

Absolution! Mein lieber Freund! Solche Jahre kommen sobald nicht wieder vor, und somit soll es sobald nicht wieder vorkommen, daß ich so lange Zeit über mich wie ein Grab schweige. Einmal lebe ich noch — den Schlingen der Ruhr und der Diphtherie bin ich zwar nicht entgangen und sie haben mich sattsam ruinirt, aber im Ganzen bin ich jetzt wieder ein Mensch unter Menschen. Von meinen Kriegserlebnissen mag ich Dir nichts erzählen — warum hast Du sie nicht mitgemacht? Ich habe beiläufig nie eine Zeile von Deinen Briefen zu sehen bekommen, sie sind alle „im Felde“ verschwunden! Ich hatte einen sehr wackeren Reisegefährten, dem ich von Dir mancherlei erzählt habe, in dem Wunsche, daß er Dich kennen lernt. Suche dies doch zu ermöglichen, Du wirst Dich freuen. Er heißt Mosengel, ist Maler und wohnt Hamburg, Catharinenstr. 41. Es ist einer der besten Menschen, die mir vorgekommen sind und ein mir wohlthuender Landschaftenmaler. Er hat viel Verdienste um mich, zuletzt hat er mich noch in meiner Krankheit gepflegt.

Jetzt bin ich wieder in voller Thätigkeit und lese zwei Collegien, Hesiod und Metrik, sodann Aca-

demica im Seminar und Agamemnon im Pädagogium. Wie steht es denn mit Dir? Bist Du auch bereits im akademischen Joche? Wenn — nun dann Glückauf zur fröhlichen Jagd! Und zur Wanderung mit der Diogenes-Laterne!

Ich recapitulire kurz, daß mir manches Freudige widerfahren ist. Erstens giebt es von Wagner einen großen Aufsatz über Beethoven, der eine Philosophie in Schopenhauer's Geist und Wagner's Kraft enthält. Er wird bald gedruckt sein. Frau Wagner fragte bei mir brieflich an, ob Du auch mit im Felde seist und wie es Dir gienge. — Zweite Freude: Jacob Burckhardt liest jetzt allwöchentlich über das Studium der Geschichte, in Schopenhauer's Geist — ein schöner, aber seltner Refrain! Ich höre ihn. — Dritte Freude: an meinem Geburtstag hatte ich den besten philologischen Einfall, den ich bis jetzt gehabt habe — nun, das klingt freilich nicht stolz, soll's auch nicht sein! Jetzt arbeite ich an ihm herum. Wenn Du mir es glauben willst, so kann ich Dir erzählen, daß es eine neue Metrik giebt, die ich entdeckt habe, der gegenüber die ganze neuere Entwicklung der Metrik von G. Hermann bis Westphal oder Schmidt eine Verirrung ist. Lache oder höhne, wie Du willst, — mir selber ist die Sache sehr erstaunlich. Es giebt sehr viel zu arbeiten, aber ich schlucke Staub mit Lust, weil ich diesmal die schönste Zuversicht habe und dem Grundgedanken eine immer größere Tiefe geben kann.

Im Sommer habe ich einen größeren Aufsatz für mich geschrieben „über dionysische Weltanschauung“,

um mich bei dem einbrechenden Ungewitter zu beruhigen.

Jetzt weißt Du, wie es mir geht. Nimm noch dazu, daß ich die größte Besorgniß vor der herankommenden Zukunft habe (in der ich ein verkapptes Mittelalter zu erkennen wähne), auch daß meine Gesundheit schlecht ist — außer wenn ich Briefe von Freunden oder so schöne Abhandlungen bekomme, wie die Deinige aus dem Rheinischen Museum. Es fällt mir ein, daß Vischer sich höchst interessirt und Dir sehr dankbar darüber aussprach.

Auch hast Du ja Dich um meinen ἀγών so verdient gemacht, habe herzlichen Dank dafür. Ritschl behauptet, Du seist kein Correktor; ich habe mir nie angemaßt, mich dafür zu halten. So sind wir wenigstens in gleicher Verdammniß. — Sieh doch zu, daß Du aus dem fatalen kulturwidrigen Preußen herauskommst! wo die Knechte und die Pfaffen wie Pilze hervorschießen und bald mit ihrem Dunst uns ganz Deutschland verfinstern werden. — Nicht wahr, wir verstehen uns? Nicht? Und Du nimmst mir nichts krumm? Es wäre weiß Gott Schade.

Adieu, theurer Freund!

F. N.

Basel, Mittwoch, circa den 27. Nov.

Meinen festlichen Geburtstagsgruß noch zu vermelden, ich wünsche Gesundheit, eine Professur und si placet — eine Frau.

Nr. 57.

Rohde an Nietzsche.

Kiel, 11. Dec. 70.

Mein lieber Freund!

Endlich doch einmal wenigstens eine kurze Nachricht von Dir, aus der ich erfahre, daß Du nicht gefangen, gehangen, gefranctireurt oder ernstlich erkrankt, oder gar mir aus irgend welchem Grunde abgewandt bist, was Alles ich der Reihe nach gefürchtet hatte. Krank aber bist Du doch wirklich gewesen, in Folge jener verwegnen Krankenträgerfahrt, deren Strapazen sicher entsetzlich waren. Nach allem, was ich sonst höre, — denn Du selbst erzählst mir ja gar nichts von Deinen Thaten und Leiden! — müssen in der That die Anstrengungen grade solcher Pflegercolonnen fast größer sein als die der Soldaten selbst. So wollen wir dem Dämon Dank sagen, daß Du wenigstens dem Schlimmsten entgangen bist. Laß mich aber in einem demnächst zu expedirenden Briefe doch ein wenig von Deinen Frankreichfahrten hören: demnächst sage ich, denn ich habe nachgerade Heißhunger nach einigermaaßen regelrechtem Briefverkehr mit Dir.

Daß ich hier in Kiel mich kümmerlich als Privatdocent ernähre, erfahre Du denn also nun zuerst. Ich lese privatim Geschichte der grammatisch-philologischen Studien bei den Griechen, wobei ich denn scheußlich

viel lerne und hoffentlich meine Jungens auch, und publice Platos Symposion. Fünf Zuhörer bilden mein ganzes Contingent, bescheiden und dürftig wie meine ganze höchst private Existenz: aber freilich haben wir überhaupt nur sechs wirkliche (d. h. nicht im Ersatzbataillon dienende) Philologen.

Damit genug von dieser pauvren Thätigkeit. [— —]

Daß ich nicht froh bin in dieser dunklen Zeit, wirst Du Dir denken können. Blut und immer Blut, und Noth und Elend täglich gehäuft: wann wird das endlich aufhören! Und dann nachher? Nehmen wir selbst an, daß nicht ein neues Morden in den nächsten Jahren auf uns lauert, auch die Aussicht in die Friedenszeit erscheint mir dunkel. Wenigstens unklar. Ein neues Mittelalter nun grade befürchte ich nicht, aber eine immer ödere, immer frechere „Jetztzeit“. Zum Mittelalter fehlt uns die Mystik, die tief ins Innere versunkne Nachdenklichkeit, die Unbefangenheit der im Strom des Ganzen zweifellos dahin getragnen Einzelnen. Aber „Jetztzeit“ in entsetzlichster Steigerung: Zweckmäßigkeit überall und ein völliges Abdorren aller tiefsten Kräfte, aller künstlerischen, schaffenden Fähigkeit; wer wird noch so abgeschlossen in reinen Gebieten leben dürfen, wie unsre großen Befreier, Goethe und seine Genossen, es vermochten? Aber wen soll man darüber zur Rede setzen? Man darf gar nicht darüber zürnen, denn es scheint, das kann nicht anders sein; Niemand kann sich, wollte er's auch, wünschte er sich's auch als seligstes Glück, dieser gierigen Zeit entziehen. Wem wäre's denn möglich, in dieser Periode, die so furcht-

bar stündlich und stets an sich, an ihre wilde Existenz erinnert, im Allgemeinen zu leben, ich meine, reiner Mensch zu sein, das Ewige, Beste der Menschheit unentwegt zu betrachten. Man zerstört die Klöster, wo denn doch, neben vielen faulen Bäuchen, mancher zu spät Geborne eine Schranke zwischen sich und dieser gräßlichen „Jetztzeit“ setzen konnte. Unsereiner kann es nur in träumendem Verlangen als ein unmögliches Glück ersehnen, in irgend einer entlegnen Einsamkeit sich ungestört, vom Willen befreit, stiller betrachtender Arbeit hinzugeben. Unmöglich ist das, denn wir tragen den Zwiespalt in uns, wir arbeiten wohl und finden auch wohl ein momentanes Glück in der Arbeit (wie es denn, nach der trivialen Redensart, wirklich das einzige Glück ist, d. i. der einzige Weg zur stillen, heitern Gleichmüthigkeit: denn wahre Entzückungen, wie sie die Kunst, und daneben vielleicht die Liebe in ihren reinsten Momenten giebt, sind nur momentane Blicke durch den zerrissenen Wolkenschleier in ein goldnes Himmelreich) — aber wir sind doch eigentlich nur betäubt, stopfen uns Wachs in die Ohren, die aber doch nach dem disharmonischen Geheul der Zeit hinhören; und nie sind wir ganz und auf die Dauer mehr andächtig. Ach wer die rechte, reine Andacht hätte! — Das alles sind nun ganz individuelle Empfindungen, die nur sagen wollen: so lange diese klägliche Persönlichkeit noch dauern wird, wird sie sicher wenig Freude an ihrer Zeit erleben. Wohin aber das Ganze geht? Wer könnte das sehen. [— —] Wer darf sich vermessen, an einer „sittlichen Weltordnung“ zu zwei-

feln? Und was er in früherer Ruhe wohl lachenden Mundes that, in dieser schrecklichen Noth wiederholen? Das nur ist wohl erlaubt zu meinen, daß auf das Glück der Welt und der Völker und der Einzelnen es nicht abgesehen ist. Und wehe den Geschlechtern, die zu solcher Zeit die Bürde der Existenz zu tragen haben. Daß man ein stolzes Gefühl bei dem Glanz unsres Volkes empfindet, ist recht und gut: aber wie man so ganz nur „Jetztzeit“, nur Deutscher der Jetztzeit sein kann, um bei der Aussicht in die Zukunft nicht wenigstens zagend zu verstummen, wie man jubeln kann über die Größe und Herrlichkeit dieser Zukunft, das verstehe ich nicht. D. h. ich verstehe, daß ich nicht zur rechten Zeit aus dem Nichts ins Leben getreten bin. Jene Leute der „Jetztzeit“ empfinden anders als wir, sie sträuben sich nicht gegen den tyrannischen Strom des Weltwillens, sie plätschern sogar fröhlich in dem boshaften Gewässer herum. — —

Dies denn nun eine Nachmittagspredigt in aller Form: es ist auch nicht umsonst Sonntag. — Eins wünsche ich täglich aufs Neue: wären wir zusammen oder wenigstens nahe beieinander, liebster Freund. Wir bedürfen einander doch sehr. Darum bitte ich Dich um eins: laß wenigstens unsern Briefverkehr einen steten bleiben: selbst kurze Briefe von Dir machen mir einen hellen Tag. — Kiel ist doch ein recht hyperboreisches Nest: was mir am Meisten fehlt, ist die Möglichkeit, wenigstens zuweilen einmal gute Musik zu hören. Ich bedarf solcher Möglichkeiten, da nach dem ruhelosen Thun der Woche solche wahre

Glücksmomente wie eine wirkliche κάϑαρσις auf mich wirken. Seltsam ist es, wie ein aktiv ganz unmusikalischer Mensch ein so fast schmerzliches passives Musikbedürfniß haben kann.

Um Deine Collegien bei Burckhardt beneide ich Dich: wenn es einen ganz spezifisch historischen Geist giebt, so ist er es. Es giebt eine Art, die Dinge historisch zu sehen: und damit meine ich nicht jene triviale Professorenart, das geheimnißvolle Thun des Weltwillens in aufdringlich flacher Art, mit Approbirung hoher Behörden, auslegen zu wollen, als wäre die Menschengeschichte ein Cursus von Sexta bis Prima. Grade die Kunst, keinen „Grundgedanken“ hineinzudociren, aber, in Anschauungen denkend, das Wesen und Thun vergangner Zeit so zu erkennen, wie nicht das aufgeklärte 19. Jahrhundert sie erkennt, sondern wie sie damals lebten und sich bewegten, das ist die hohe Kunst des Historikers. —

Hast Du von Romundt keine Nachrichten? Ich habe ein eignes Interesse für den seltsamen Menschen. Auch der ist zu spät geboren. — Für diesmal also lebe wohl, theurer Freund: sei heiter nach Kräften, und werde ganz gesund. Ich bin wie immer in steter Treue

Dein Freund

E. R.

Nr. 58.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 15. Dezember 1870.]

Mein lieber Freund,
keine Minute ist seit dem Lesen Deines Briefes verflossen, und schon schreibe ich. Ich wollte Dir nämlich nur sagen, daß ich ganz gleich fühle wie Du und es für eine Schmach halte, wenn wir nicht einmal aus diesem sehnsüchtigen Schmachten durch eine kräftige That herauskommen. Nun höre, was ich in meinem Gemüth mit mir herumwälze! Schleppen wir uns noch ein paar Jahre durch diese Universitätsexistenz! nehmen wir sie wie ein lehrreiches Leidwesen, das man ernsthaft und mit Erstaunen zu tragen hat! Es soll dies unter anderem eine Lernzeit für das Lehren sein, auf das mich auszubilden mir als meine Aufgabe gilt. Nur habe ich mir das Ziel etwas höher gesteckt.

Auf die Dauer nämlich sehe auch ich ein, was es mit der Schopenhauerischen Lehre von der Universitätsweisheit auf sich hat. Es ist ein ganz radikales Wahrheitswesen hier nicht möglich. Insbesondere wird etwas wahrhaft Umwälzendes von hier aus nicht seinen Ausgang nehmen können.

Sodann können wir nur dadurch zu wirklichen Lehrern werden, daß wir uns selbst mit allen Hebeln aus dieser Zeitluft herausheben und daß wir

nicht nur weisere, sondern vor allem bessere Menschen sind. Auch hier spüre ich vor allem das Bedürfniß, wahr sein zu müssen. Und wiederum ertrage ich deshalb die Luft der Akademien nicht mehr zu lange.

Also wir werfen einmal dieses Joch ab, das steht für mich ganz fest. Und dann bilden wir eine neue griechische Akademie; Romundt gehört gewiß zu uns. Du kennst wohl auch aus Deinem Besuche in Tribschen den Bayreuther Plan Wagner's. Ich habe mir ganz im Stillen überlegt, ob nicht hiermit zugleich unsererseits ein Bruch mit der bisherigen Philologie und ihrer Bildungsperspektive geschehen sollte. Ich bereite eine große adhortatio an alle noch nicht völlig erstickten und in der Jetztzeit verschlungenen Naturen vor. Wie kläglich ist es doch, daß ich Dir darüber schreiben muß, und daß nicht jeder Einzelgedanke mit Dir bereits längst durchsprochen ist! Und weil Du diesen ganzen vorhandenen Apparat nicht kennst, wird Dir vielleicht gar mein Plan wie eine excentrische Laune erscheinen. Das ist er nicht: er ist eine Noth.

Ein eben erschienenes Buch von Wagner über Beethoven wird Dir Vieles andeuten können, was ich jetzt von der Zukunft will. Lies es, es ist eine Offenbarung des Geistes, in dem wir — wir! — in der Zukunft leben werden.

Sei es nun auch, daß wir wenig Gesinnungsgenossen bekommen, so glaube ich doch, daß wir uns selbst so ziemlich — freilich mit einigen Einbußen — aus diesem Strome herausreißen können und daß

wir eine kleine Insel erreichen werden, auf der wir uns nicht mehr Wachs in die Ohren zu stopfen brauchen. Wir sind dann unsre gegenseitigen Lehrer, unsre Bücher sind nur noch Angelhaken, um jemand wieder für unsre klösterlich-künstlerische Genossenschaft zu gewinnen. Wir leben, arbeiten, genießen für einander: — vielleicht daß dies die einzige Art ist, wie wir für das Ganze arbeiten sollen.

Um Dir zu zeigen, wie ernsthaft ich das meine, so habe ich bereits angefangen, meine Bedürfnisse einzuschränken, um einen kleinen Rest von Vermögen mir noch zu bewahren. Auch wollen wir in Lotterien unser „Glück“ versuchen; wenn wir Bücher schreiben, so verlange ich für die nächste Zeit die höchsten Honorare. Kurz, jedes nicht unerlaubte Mittel wird benutzt, um uns äußerlich in die Möglichkeit zu versetzen, unser Kloster zu gründen. — Wir haben also auch für die nächsten paar Jahre unsere Aufgabe.

Möge Dir dieser Plan vor allem würdig erscheinen, überdacht zu werden! Daß es vor allem Zeit sei, ihn Dir vorzulegen, dafür giebt mir Dein eben empfangener, wirklich ergreifender Brief Zeugniß.

Sollten wir nicht im Stande sein, eine neue Form der Akademie in die Welt zu setzen

„und sollt' ich nicht, sehnsüchtigster Gewalt,
„In's Leben ziehn die einzigste Gestalt?“

wie Faust von der Helena sagt.

Von diesem Vorhaben weiß Niemand etwas, und von Dir soll es nun abhängen, ob wir jetzt auch Romundt eine vorbereitende Mittheilung machen.

Unsere Philosophenschule ist doch gewiß keine

historische Reminiscenz oder eine willkürliche Laune, — treibt uns nicht eine Noth auf diese Bahn hin? — Es scheint, daß unser Studentenplan, unsre gemeinsame Reise, in einer neuen, symbolisch größeren Form wiederkehrt. Ich will nicht der sein, der Dich wiederum, wie damals, im Stiche läßt; es wurmt mich immer noch.

Mit den besten Hoffnungen Dein

getreuer Frater Fridericus.

Vom 23. Dezember bis 1. Januar bin ich in Tribschen bei Luzern. — Von Romundt weiß ich nichts.

Nr. 59.

Rohde an Nietzsche.

Hamburg, 29. Decb. 70.

Mein lieber Freund,

ich muß mich wohl beeilen, wenn ich noch in diesem Jahre der Weltrevolution Dir einen letzten Gruß schicken will, zum Zeichen, daß zwischen uns wenigstens Alles beim Alten bleibt. In der That, wenn ich bedenke, daß vor einem Jahre ich in Rom saß, und vielleicht grade, bei einem ebenso leuchtenden Winterwetter wie heute, in der strahlenden Campagna umhervagirte, so wird mir ganz verzaubert zu Sinn; und

dann in Florenz, und so lange Zeit im mährchenhaften Venedig, und dann eine kurze Zeit in der Schweiz: dann erlischt der Glanz und es beginnt die aschgraue Ochszeit unter den frommen Hyperboreern, die den Gott durch Gähnen verehren. Wie endlos weit liegt das Alles hinter mir! und doch wie gern verwischte ich die Zwischenzeit und tauchte wieder zurück in die harmlose Zeit der Zwecklosigkeit. Aber das geht schon nicht an, und ich empfinde denn doch, daß der selbstauferlegte Zwang einer etwas unbequemen Gleichmäßigkeit bei allem Genanten doch auch ein ganz heilsames Regulativ unruhiger Wünsche abgiebt.

Dein Plan kommt mir, nur als Wunsch betrachtet, natürlich durchaus nicht unerwartet. Ich fühle es täglich und überall, daß mir der Verkehr mit Menschen, deren eigentliche Lebensluft eine ganz verschiedne von der ist, in welcher ich mit Lust athmen würde — eine Qual, und eine in Momenten der Besinnung Entsetzen erregende Vergeudung der kurzen Frist persönlichen Lebens ist; ich komme mir vor wie der Alpenbewohner, den man in die dicke, das Gehirn dumpf umschleiernde Luft unsrer sächsischen Marschen versetzen wollte. Dazu habe ich leider die Fähigkeit, in Mitten aller Trivialität mein Ohr zu „depotenziren“ und nur von Innen zu hören, nur in sehr geringem Maaße; ich bedarf, zur wahren *κάθαρσις*, wie die Pythagoreer, der *μουσική*, die mir passivem Wesen von Außen vermittelt werden muß, der *μουσική* in jeder Art. Und so würde ich der *βαναυσία* mit Freude absagen, und ein wahrhaftes

Musenleben in Deiner und andrer *μουσοπόλοι* Gemeinschaft als das letzte Ziel der Wünsche erstreben. Aber ach — ich würde nur. Zunächst, woher die Mittel nehmen? Als privatim docens soll mal Einer, wenn er's auch besser versteht, als ich, sparen: er kann froh sein, wenn er nicht gradezu verhungert! Was mich aber noch ernstlicher bedenklich macht, ist das Gefühl einer gänzlich passiven Anlage. Ich fühle stets, und immer mehr, daß mir eigentliche Productivität, im wirklichen Sinne, gänzlich fehlt: wozu sich das verhehlen! Nun hat aber ein Mensch, der bloß den Drang und bis zu einem gewissen Grade die Fähigkeit hat, das Erhabne und vom Pöbel, von jenem allmählich Alles überschwemmenden Tagespöbel der „Jetztzeit", mit keinem Organ Verstandne, wenigstens andächtig und zu eigner Entzückung zu vernehmen, — solch ein bloß verstehender, selbst nichts schaffender Mensch hat nicht das Recht, sich in eine Welteinsamkeit zu flüchten, die dem schöpferischen Geiste freilich erst die Beruhigung zur Darstellung seiner innern Gesichte gewährt. Wenn ein ausnahmsweise günstiges Geschick solch einem passiven Pöbelfeinde eine derartige Weltflucht ermöglicht, so kehre er freudig der „Jetztzeit" den Rücken: im andern Falle wird er die Strafe seiner zwischen Wünschen und Unvermögen schwankenden Doppelnatur tragen müssen. Mit Leuten wie Schopenhauer, Beethoven, Wagner ist es eine ganz andre Sache: auch mit Dir, lieber Freund; ich meinerseits darf höchstens auf ein günstiges Schicksal hoffen, und im Stillen die Flamme nähren: wollte ich laut mich der Menge entgegen-

stellen, so würde man mit Recht höhnisch fragen, was ich denn selbst, aus eigner Kraft, entgegenzusetzen habe. — Das alles sind nicht Phantome hamletischer Reflexionsschwäche, sondern ganz ernste und unzweifelhaft richtige Einsichten in Zustände, die eben nur beklagt, auf keine denkbare Weise, und am wenigsten durch einen gewaltsamen Sprung, geheilt und gebessert werden können. Unser Zwiespalt mit der „Jetztzeit" ist gewiß keine Grille, keine hinwegzuscherzende Verstimmung, sondern, wie Du ganz richtig sagst, eine Noth: aber es giebt wohl Nöthe, die keine Heilung kennen. — Soviel, mein lieber Freund, von einem Thema, das mir viel Beunruhigung macht, und von dem ich doch keine Lösung sehe. — Du lebst, in diesen Tagen wenigstens, auf einer solchen Insel, wie wir sie erträumen, und in dem Reich des einzigen Genius, den die Welt jetzt trägt, ein paar Tage ganz weltfern. [— —] Und so wollen wir immerhin den Wunsch einer dereinstigen Vereinigung in unserm Musenkloster nähren; was würde man ohne liebliche Wünsche! Wagnern meine Dankbarkeit und Verehrung selbst auszudrücken habe ich, in dieser wüsten Zeit, noch immer unterlassen: einstweilen bitte ich Dich, sie ihm mündlich auszudrücken.

Wagners Beethoven habe ich kürzlich gelesen: die Stimme des Propheten in der Wüste, erhebend und an das Vorhandensein eines bessern Lebens mahnend mitten in dieser Zeit, da man täglich von seinem eigentlichen Leben ferner abgetrieben wird. Das Buch ist eine wahre Offenbarung über den innern Sinn

der Musik, eine Offenbarung, wie sie geradezu tiefer und überzeugender gar nicht gegeben werden konnte, als von diesem Genius, in dem denn doch wohl der innerste Geist der göttlichen Kunst so rein und modischer Hüllen baar sich offenbart, wie nie vorher. Ich empfinde das Gefühl dankbarster Befriedigung über diese geradezu unvergleichlichen Aufschlüsse: und doch, daran zweifle ich nicht, werden diese tiefsten Darlegungen unsern „Griechen“ eine „Thorheit“ scheinen: und das erst giebt ihnen ihre rechte Würde. — So denn ade, liebster Freund, möge im neuen Jahre ὁ ἀνώνυμος θεός Dir und mir Günstiges verleihen, und unsre Freundschaft neu kräftigen.

Dein E. R.

Nr. 60.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 8. Februar 1871.]

Mein lieber Freund,

große, noch nie dagewesene Transaktion, Transfiguration, Transsubstantiation!!

Wir haben vielleicht Aussicht, nächstes Semester zusammen zu verleben. Du als mein Nachfolger und ich — als Universitätsphilosoph!!

Teichmüller verläßt jetzt Basel, um nach Dorpat zu gehen, und ich habe mich gemeldet und um seinen

Lehrstuhl beworben: mit der bestimmten Erklärung, daß Du als mein Nachfolger nach Basel in meine jetzige Stellung berufen wirst.

Sehen wir zu, wie die Götter unser Schifflein führen! Mir soll man nachsagen, daß ich zum Besten der Freundschaft die schlausten Einfälle gehabt habe. Wie habe ich gesonnen, uns zu vereinigen! Eine Möglichkeit winkt!

Dann müßtest Du schon Mitte April hier eintreffen!

Mehr schreibe ich nicht. Hoffen wir das Beste, aber schweigen wir!

Meine Gesundheit ist so schlecht, daß die Ärzte mich nach dem Süden schicken und ich übermorgen nach Lugano abreise. Magen- und Darmentzündung! Scheußliche Schlaflosigkeit! Bis Ostern bleibe ich fort und kehre als Philosoph wieder, wenn mein Plan gelingt. Von mir also bekommst Du über die Baseler Dinge nichts mehr zu hören. Wenn aber erst Vischer schreibt, dann tritt die Sache in ein günstiges Stadium. Geduld und Hoffnung! Und Schweigen!

Dieser Brief ist gegen jedermann zu cachiren, auch gegen Vischer.

Freude, schöner Götterfunken!

Amicus.

Basel, Mittwoch.

Briefe nach Basel zu adressiren. — Ich schreibe eiligst.

Nr. 61.

Rohde an Nietzsche.

Kiel, 11. Februar 71.

Mein lieber Freund!
endlich ein Brief von Dir, nachdem ich schon, bei Deiner langen Schweigsamkeit, auf die seltsamsten Vermuthungen gekommen war. Jetzt erfahre ich nun freilich den Grund nur zu genau: Deine Krankheit wird Dir zum Schreiben weder Zeit noch Lust gelassen haben. Sicherlich hast Du bei den Strapazen des Felddiakonats Deine Constitution aufs Tiefste zerrüttet: wahrlich doch ein zu kostbares Material für eine solche Arbeit, wo robuste Dummköpfe viel besser verwendbar wären. Eins wenigstens ist vernünftig: daß Du endlich eine Pause gemacht und Dich resolut der völligen Ruhe überlassen hast. Möge der Dämon Dir nur mildes Wetter, und einen Vorschmack belebender italienischer Sonnenwärme geben, dann wird die complete Arbeitslosigkeit Dich wohl bald herstellen. Ich kann Dich überall an jenen schönen Seen mit meinen Gedanken begleiten: von Lugano speciell habe ich freilich im Wesentlichen nur die Erinnerung, daß es mir einen zu eleganten Eindruck machte: aber der See, mit dem Comersee freilich nicht zu vergleichen, ist doch immer lieblich, und im Dom feierte ich eine kurze Andacht vor jenen köstlichen Fresken des Luini: namentlich eine Weiber-

gestalt schwebt mir vor, mit einem kleinen Jungen an der Hand, in gelbem Kleid, schlank und fein, im Gesicht jenes wunderbare, träumerisch verlorne Lächeln des Mundes, zu Boden gesenkte Blicke: jener eigenthümliche lionardische Weibertypus: ich dachte immer: sie ist der umgebenden Disharmonie ganz entrückt, und lauscht in stiller Wonne überirdischem Wohlklang, der sie umschwebt. — Du siehst, wie ich ins Faseln komme, wenn ich von italienischer Malkunst rede: aber, so ins Kimmerierland verschlagen, kann ich der sonnigen Länder oltra i monti, ihrer edlen Kunst, der weichen Sprachtöne, und des harmloseren Lebens jener Glücklichen gar nicht ohne sehnsüchtige Regung mich erinnern: lese ich nur ein paar italienische Verse, so überfällt es mich wie ein übermächtiges Verlangen. Das ist denn, was so viele an sich erfuhren, das Heimweh aus dem Lande der kläglichen Lebensnothdurft in die Regionen der Wärme, des Lichts, der edlen Form. — Möge es Dir nur wohlthun, liebster Freund, auf daß Du in alter Kraft zu Ostern nach Basel zurückkehren könnest, sei's als philosophus, sei es als Schulmeister, wie bisher. Wenn wir uns dort träfen! Welche schönere Erfüllung so lang und sehnlich gehegter Wünsche könnte uns irgend zu Theil werden! Mit wie dankbarer Rührung ich Deine vorsorgliche Freundschaft erkenne, brauche ich nicht zu sagen; in der Sache selbst wage ich noch kaum zu hoffen, so über die Maaßen glücklich wäre diese Wendung unsrer beiderseitigen Schicksale; ich habe den Dämonen von jeher nur übeln Willen zugetraut. Wüßte ich auch nicht,

was Vischerus besonders gegen den Plan einwenden könnte, insofern Du ja, den er in der That ganz außerordentlich hochschätzt, der Universität erhalten bleibst, so würde ich es ihm doch sehr verdenken, wenn er Dich so ohne Weiteres von der Schule ziehen ließe, mit der sichern Aussicht, jedenfalls keinen irgendwie genügenden Ersatz zu finden. Und so wage ich auf keine Art, meine freudigen Hoffnungen auf ein so unerwartetes Glück, das größte geradezu, das ich mir zu wünschen wüßte, ihre Köpfe erheben zu lassen: die Enttäuschung würde zu schmerzlich werden. Fatal ist übrigens, daß ich selbst so gar nichts zur günstigen Wendung beitragen kann. Ich bin in der That in der unbehaglichsten Spannung, wie immer vor solchen Entscheidungen: möge sie wenigstens bald so oder so kommen. [— —] Wie sich aber das Übrige auch füge, jedenfalls begrüße ich Deinen Entschluß, von der *ἱστορία* zur *σοφία* überzugehen, freudigst: ich denke, selbst beatus Arthurus würde wohl zu solch' einem „Philosophie-professor" gnädig gelächelt haben, der, von seinem Geist durchdrungen, der Welt die Wahrheit zurufen wird, und die Juden und Verschnittenen am Geiste in ihre Synagoge zurückverweisen wird. Wahrhaftig, in dem höchst „gesunden" Zeitalter, in das wir treten, thut es Noth, daß irgendwo vernehmlich daran gemahnt werde, daß es über und hinter dieser Welt der Erscheinung ein Reich der Ideen giebt, daß nicht die vermaledeite Politik, sondern das Schauen der Idee des Menschen höchstes Ziel ist, und bleiben soll!

In treuer Freundschaft Dein E. R.

Nr. 62.

Rohde an Nietzsche.

Kiel, 22. März 71.

Mein lieber Freund!

Es sind nun über sechs Wochen, als Dein Brief mir so plötzlich die schönsten Hoffnungen vormalte, und seitdem habe ich, wie Du Dir denken kannst, in der unangenehmsten Art der Spannung gelebt. Meinen ersten Brief [— —] hast Du vielleicht gar nicht bekommen: sei nun so gut und bekomme den vorliegenden, und dann, liebster Freund, löse endlich den Bann, den Du gesprochen, und erlöse mich aus diesem unerquicklichen Zustand leerer Hoffnung, der zu nichts Zukünftigem führt und Einem das Gegenwärtige als etwas Provisorisches, Ungenügendes erscheinen läßt. Das Geheimniß unzufrieden zu sein, besteht nun aber offenbar hauptsächlich darin, daß man nie das Vorhandne als ein definitives betrachtet; und so bin ich denn gründlich unzufrieden. [— —] Wo magst Du aber jetzt sitzen, alter Freund! In Lugano doch schwerlich noch, denn wenn man erst mal mit der Nase im gelobten Land Italia steckt, so schiebt man bald Augen und andre Gebeine hinterher. Ich laborire förmlich an einer italienischen Nostalgie, und wünschte so sehr Dich wenigstens in Gedanken begleiten zu können: also abermals: schreibe, o Freund! Und schreibe zugleich, daß es Dir besser, und gut, geht,

daß Du diese kostbaren Frühlingstage voll genießest, die selbst bis hierher ein mattes Lächeln der Sonne sich verirren lassen. [— —]

Hier lebt man schlecht und recht weiter. [— —] Wenn man mich nicht mit trügerischen Hoffnungen quält, so kann ich's hier wohl aushalten, da ich zunächst keinen besondern Ehrgeiz habe und zufrieden bin, wenn man mich in Ruhe läßt. [— —] Zarncfius war, auf Deine Empfehlung, so gütig, mir einige Bücher zur Recension zu schicken; ich eigne mich nun zwar zu derartigen kritischen Eiertänzen sehr wenig; will aber doch versuchen, das kritische Tanzbein mit Grazie zu schwingen, sobald ich nämlich Zeit habe. Dir jedenfalls meinen besten Dank für die freundschaftliche Cessio bonorum. — Für diesmal lebe wohl, liebster Freund, lebe in der That wohl und laß michs aber auch bald hören, daß es Dir wohl geht. Du bist in der That zu karg mit Deinen Briefen. [— —] Schreibe mir also resolut, daß es mit unsern schönen Hoffnungen nichts ist: es lebe die Hoffnung! in spite of all! Herzlichst Dein E. R.

Nr. 63.

Nietzsche an Rohde.

Lugano, Hôtel du Parc (wird aber Ende der Woche verlassen). [29. März 1871.]

Ja, mein lieber Freund, den Bann lösen! Das ist nicht leicht und mir zur Zeit gänzlich unmöglich.

15*

Denn ich weiß von der Fortentwicklung der Sache nichts, gar nichts. Vischer hat mir zwar einmal hierher (nach Lugano) geschrieben, aber in seinem Briefe war kein Wort über unser gemeinsames Anliegen. Dagegen erlebte ich noch in Basel vor meiner Abreise und nachdem ich Dir geschrieben, einige Anzeichen, daß der „Philosoph" Steffensen keinen guten Willen für das Projekt hat. Denke Dir, wie sehr man mich in der Hand hat, wenn man sich auf meine nie verschwiegene Schopenhauerei berufen kann! Zudem muß ich doch auch mich philosophisch etwas ausweisen und legitimiren; eine kleine Schrift „Ursprung und Ziel der Tragödie" ist dazu fertig gemacht worden, fertig bis auf einige Pinselstriche. Somit glaube ich, daß wir mindestens etwas noch warten müssen, nämlich bis Michaelis, wo sich die Sache, besten Falls, für uns entscheidet. Freilich ist damit der traurige Zustand der Aufregung und Unzufriedenheit, als unser perpetuum mobile, noch recht in die Länge gezogen, und wir haben gute Zeit, unsere philosophische Kaltblütigkeit an einer nicht sehr hoffnungsreichen Erwartung zu erproben! — Das ist nun die Kehrseite meines Einfalls: gelang er schnell und unerwartet, Glorie!, verzögerte er sich, Miserabilität! Wir haben das längere Theil erwählt, das diesmal auch das kürzere ist.

Mein Befinden ist leider noch nicht das beste; immer noch verbringe ich von zwei Nächten die eine schlaflos. Obwohl ich viel heiterer und ruhiger bin und im Ganzen mich wohl fühle, darf ich doch noch nicht an Reisepläne denken; von Italien erhasche ich

den Zipfel und lasse ihn bald wieder fallen. Ich habe noch nicht einmal den Comersee und den Langensee kennen gelernt — und bin bereits mehr als sechs Wochen in Lugano! Das Wetter ist im Ganzen wenig italienisch; von einem Frühling, der mehr wäre als unser deutscher Frühling, habe ich noch nichts gespürt. Selbst die niederen Berge ringsherum haben noch Schnee, und bis vor zwei Wochen hatten wir ihn noch im Garten des übrigens guten Hôtels. Abnorm! sagt man mir, — ein leidiger Trost, an den ich mich seit meinem Aufenthalte in der Schweiz bereits gewöhnt habe.

Unter vielen niedergedrückten und halben Stimmungen habe ich auch einige recht erhobene gehabt und davon in dem genannten Schriftchen Einiges merken lassen. Von der Philologie lebe ich in einer übermüthigen Entfremdung, die sich schlimmer gar nicht denken läßt. Lob und Tadel, ja alle höchsten Glorien auf dieser Seite machen mich schaudern. So lebe ich mich allmählich in mein Philosophenthum hinein und glaube bereits an mich; ja wenn ich noch zum Dichter werden sollte, so bin ich selbst hierauf gefaßt. Einen Kompaß der Erkenntniß, wozu ich bestimmt sei, besitze ich ganz und gar nicht: und doch sieht mir, in der Recapitulation, alles so wohl zusammenstimmend aus, als ob ich einem guten Dämon bis jetzt gefolgt sei. Daß sich jemand, in dieser Unklarheit der Ziele, ja ohne jedes höchste Streben auf eine Staatsbeamtung hin, doch so klar und ruhig fühlen könne, wie ich mich im Ganzen fühle, habe ich nie geglaubt. Welche Empfindung, seine eigne

Welt, einen hübschen Ball, vor sich rund und voll werden zu sehn! Bald sehe ich ein Stück neue Metaphysik, bald eine neue Ästhetik wachsen: dann wieder beschäftigt mich ein neues Erziehungsprincip, mit völliger Verwerfung unserer Gymnasien und Universitäten. Ich lerne bereits nichts mehr, was nicht sofort in irgend einem Winkel des Vorhandenen einen guten Platz vorfindet. Und am meisten empfinde ich das Wachsen dieser eignen Welt, wenn ich, nicht mit Kühle, aber mit Ruhe, alle die sogenannte Weltgeschichte der letzten zehn Monate betrachte und sie nur als Mittel für meine guten Absichten, ohne jede übertriebene Ehrfurcht vor diesem Mittel, verwende. Stolz und Verrücktheit sind wirklich zu schwache Worte für meine geistige „Schlaflosigkeit". Dieser Zustand macht es mir möglich, auf die ganze Universitätsstellung als etwas Nebensächliches, ja oft nur Peinliches hinzusehn, und selbst jene philosophische Professur reizt mich eigentlich vornehmlich Deinetwegen, da ich ja auch diese Professur nur als etwas Provisorisches betrachte.

Ach, wie sehr verlange ich nach Gesundheit! Man habe nur erst etwas vor, das etwas länger dauern soll als man selber — dann dankt man für jede gute Nacht, für jeden warmen Sonnenstrahl, ja für jede geregelte Verdauung! Bei mir sind aber irgend welche inneren Organe des Unterleibes in Zerrüttung. Daher Nerven und Schlaflosigkeit, Hämorrhoiden und Blutgeschmack zc. Sei nur so freundlich, nicht etwa auch jenen vorhin geschilderten Geisteszustand auf das Gangliensystem zurückzuführen! Mir würde

sonst um meine Unsterblichkeit bange. Denn ich habe noch nicht gehört, daß Blähungen philosophische Zustände erregen.

Mit diesen — mit diesen Zuständen — mich Dir empfehlend, bitte ich Dich recht von Herzen, die Hoffnung noch nicht völlig aufzugeben: ich weiß, wie gern Vischer die Sache betreiben wird. Meine Briefsäumnisse mag ich nicht entschuldigen: aber Du weißt, je mehr man die Freunde braucht, umso weniger pflegt man zu schreiben. Es ist ganz gut — aber doch nicht recht! Darum bekommst Du bald wieder von mir einen Brief. Inzwischen denke meiner, wie ich Deiner stets gedenke, lieber Freund!

F. N.

Nr. 64.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, Ostermontag d. 10. April 1871.]

Mein lieber Freund,

ich bin nach Basel zurückgekommen und beeile mich, meinem Versprechen getreu, Dir einen zweiten Brief zu schreiben, damit ich endlich aus der Verdammniß der Briefunseligkeit erlöst werde. Übrigens bin ich auch seit heute Nachmittag im Stande, das gewünschte Zauberwort zu sprechen, das Wort „es ist nichts!"

Lieber Freund, ich leide an dem bittern Gefühl, Dir Hoffnungen erregt zu haben, um sie jetzt ver-

nichten zu müssen. In meiner Abwesenheit hat man einen jungen, talentvollen Aristoteliker entdeckt, mit der Fackel Trendelenburg's in der Hand; und somit sitze ich wieder als bescheidener Philologus auf dem Katheder, und alle philosophischen Träume, seit sechs Wochen genährt und mit Deinen Hoffnungen getränkt, gehen zum Teufel der Lüge und des Schwindels.

Nun hast Du einmal einen Grund, mir ernstlich böse zu sein. Was für Dummheiten habe ich gemacht! Und wie sicher war ich in meinen Combinationen! Kaum darf ich mich hinter den Bettschirm meiner krankhaften Zustände verstecken; freilich war es ein in schlafloser Fiebernacht erzeugter Gedanke, und ich dachte da ein Heilmittel gegen Krankheit und Nerven gefunden zu haben — das Zusammensein mit Dir, mein lieber Freund!, das jetzt nun wieder in die graueste Ferne gerückt wird.

Und es giebt so gar nichts Erfreuliches, was uns dabei tröstens könnte! Bei mir herrscht der philologische Ekel!

Ich war die letzten Tage in Tribschen, wo man Deiner herzlich gedenkt und sich mit mir an der Hoffnung erfreute, daß unser Plan gelingen werde. Dort hat man wieder die größten Dinge vor; dort ist Lebensluft für uns.

Ich kann nicht mehr schreiben. Deinetwegen erscheint mir dieser Tag so trostlos. Zwei schlaflose Nächte seit meiner Rückkehr, und ich glaubte gesund zu sein! Und nun kommt noch das bittre Gefühl, den besten Freund unwissend getäuscht zu haben!

Auch fühle ich mich recht unwohl.

Verzeih mir, lieber getreuer Freund: es war alles gut gemeint; aber was können wir gegen die Dämonen?

F. N.

Basel,
Ostermontag.

Nr. 65.

Rohde an Nietzsche.

Hamburg, 22. April 71.

Mein lieber Freund,
vergebens warte ich Tag für Tag auf eine heitere Stunde, um Dir in Deinen Bedrängnissen einen frohen Zuspruch thun zu können; ich fühle mich wie leergebrannt, und muß nun endlich einmal die Stimmung forciren. Deine zwei letzten Briefe haben mich so traurig gemacht; selbst aus Deinen kurzen Worten fühle ich wohl heraus, wie diese peinigende Krankheit Dir den Muth knickt. Und dabei, mit Arbeit überhäuft, unter Menschen zu leben, die man ja achtet und schätzt, ohne doch in frohem Gleichklang mit ihnen zu leben. Ich fühle mich, in Deiner Seele, selbst tief deprimirt. Und vollends solche Nervenaffectionen sind, wie ich nur zu wohl weiß, entsetzlich hartnäckige Gesellen. Eines rathe ich Dir doch dringend: laß einstweilen alle Musik bei Seite;

sie ist der Tod der Nerven, wenn sie einmal überspannt sind, wie sie ihre höchste Erfrischung in normalen Zuständen ist. Auch die schöne Einsamkeit, so heilsam sie für Gesunde ist, ist bei Nervenleiden eine Pein und wie ein Krankheitszustand; man kann im Gegentheil jede in gleichgültiger Gesellschaft vergessene Stunde für ein Heilmittel ansehen. Gieb mir die Beruhigung, daß Du ein wenig mehr unter indifferenten Menschen lebst; ich möchte garantiren, daß Du nach einem stumpfsinnig verbrachten Kneipen- oder Gesellschaftsabend besser schläfst als nach einem Abend einsamen Nachdenkens. Vor allem aber forcire um's Himmels Willen Deine Kräfte nicht; ein Nervensystem ist bald für immer verstimmt. Ich würde an Deiner Stelle, trotz des Brummens der Basler Shylocks, im Nothfall noch einen Sommer Urlaub nehmen. [— —] — Also laß mich bald von guten Nächten und erträglichen Tagen hören; man fühlt doch in solch einer schlaflosen Nacht erst ganz, was für eine Qual eigentlich das Bewußtsein, wie die gänzliche Unempfindlichkeit eigentlich unser bestes Theil ist.

Dazu denn nun unsre gemeinsamen Hoffnungen! Nun sie gänzlich gescheitert sind, fühle ich erst, wie, heimlich und ganz im Innern, meine Seele sich doch in diese schönen Aussichten schon innig verliebt hatte. An ein Zusammenleben dürfen wir nun zunächst nicht denken; und das wäre doch mein höchster Wunsch, denn überall anderswo komme ich mir seltsam fremd und gleichgültig vor. Laß uns wenigstens auf gelegentliche Zusammenkünfte, auf Ferienreisen

u. dgl. hoffen; wir könnten z. B. das Rheinland als „neutrale Zone“ constituiren. — Wirkliches Glück gönnen unsereinem doch die Dämonen nie: was hätte es Glückseligeres geben können als unser gemeinsames Leben an Einer Universität. Ich reiße mich noch immer nur schmerzlich los von der köstlichen Vorstellung. Nun beginnt denn aufs Neue jener vegetirende Zustand, wo man sein Lichtlein nur mühsam mit der Hand schützt; hell auflodern darf es nicht; wo man am Klügsten thut, der alten Regel nachzuleben, und ein Glück gar nicht zu suchen, um wenigstens nicht seines Unglücks inne zu werden. So lebt man schläfrig entlang, nur immer verwundert, was die Andern, die diese selbe stumpfe Existenz ertragen, darin so ausnehmend Behagliches finden. Resignation, sie lernt sich gar nicht so schwer, wie man wohl sagt, wenn man nur das Herzchen vorsichtig einlullt, aber zuweilen wacht es doch wieder auf, und stöhnt nach dem Glück, und fühlt sich auch in seinem dämmernden Halbschlaf seltsam bedrückt und sehnsuchtsvoll, banger Ahnung voll, wonach, wovor eigentlich? Das ist denn so das normale Menschenleben. Resignation, Resignation, die Göttin mit den bleiernen Flügeln und dem duseligen Mohnstengel, oder auch mit dem Bierseidel bewaffnet, von den Menschen „Zufriedenheit“ genannt, möge sie uns gnädig sein. Amen.

— Seit den Ostertagen bin ich hier in Hamburg, kehre aber am nächsten Dienstag nach Kiel zurück. In letzter Zeit war ich vielfach mit Pythagoreischen Dingen beschäftigt; das Problem ist nach allen Seiten

interessant; ich habe einen Aufsatz über die Quellen des Jamblich geschrieben. Beiläufig: ein Buch über griechische Mystik bliebe auch nach Lobeck noch zu schreiben: der Mann kennt alles, hat den klarsten Verstand, aber die Liebe nicht, die jeden Gegenstand erst innerlich verständlich macht. Wie ich diese fatale Göttinger Weisheit von der „Heiterkeit des ächten Griechenthums“ hasse! Dionysus hatte ganz ebenso tiefen Einfluß als der Göttinger aufgeklärte Apollo, den dieses fatale Professorenvolk überall sieht. Zwischen Homer und Aeschylus inmitten liegt eine Zeit tiefster mystischer Erregung und einer inneren Vertiefung, von der nur die flache Klarheit alexandrinischer Zeit gar so wenig übrig gelassen hat. Niemals haben ernstere Naturen dieses einzigen Volkes sich zu der Flachheit modern-optimistischer „Selbstverständlichkeit“ der Welt und der Menschengeschicke oder zu dem purificirten Altenweiberprotestantismus dieser edlen Professorenzunft herabgelassen, mit ihrem braven Herrgott und Gefolge. So kriegt denn diese Sorte auch den Pythagoreismus nicht eher klein, als bis es eine *politische* Aufklärerei daraus gemacht hat, als ob man nicht vielmehr froh sein sollte, Politik und Aufkläricht da fortzuschaffen, wo sie wirklich nisten. Aber wie athmen sie auf, wenn sie wieder einen dunklen Winkel des Alterthums auf die Höhe ihrer eignen Ideen gebracht und im alten Pythagoras einen wackren Mitbruder in politicis begrüßen können! Basta: ich hasse dies Geschlecht, das mit dem Schleim seiner gothaischen süßen Worte uns die Schönheit und Tiefe der goldnen Jugendzeit der Menschen ekel-

haft umziehen: Typus: E. Curtii Göttinger Festreden. —

Hier habe ich vor Kurzem die „Meistersinger" (mit Nachbaur) gehört, d. h. etwa ein Drittel des gräulich verstümmelten edlen Werkes, aber trotzdem mit großem Genuß. Ich gedachte der schönen Tage im vorigen Sommer, als mir die wonnevollen Klänge dieser Musik, zum ersten Mal gehört, wie einen klingenden Paradiesgarten aufthaten, darin ich, fern der Wirklichkeit, schweigend, genießend umherwandelte. Auch den Lohengrin hörte ich dieser Tage wieder: ich liebe ihn seit Langem; aber welch eine Erweiterung der Mittel seitdem, der dichterischen und musikalischen, von den berückenden Zauberklängen des Lohengrin zu dem mächtigen Strome der Meistersinger, darin harmlose Fröhlichkeit, zarte Liebe, ein feurig flammender Sinn höchster Begeisterung, der treuherzige Tiefsinn Sachsens, so gewaltig und herrlich durch einander fluthen: und über dem Ganzen dieser goldene Glanz einer tiefen, erlösenden Heiterkeit! Das ist Leben, das zu hören und zu schauen ist Glück!

Für heute genug, liebster Freund, meine Liebe ist stets mit Dir.

Dein

E. R.

Nr. 66.

Rohde an Nietzsche.

Kiel, 28. Mai 71.

Lieber ungetreuer Freund,

was is mich das mit Dich?! Wie lange laure ich nun schon auf irgend ein Lebenszeichen von Dir, und Tage und Wochen verstreichen, ohne daß ich das Geringste von Dir höre. Ich sträube mich immer noch vor der Annahme des Schlimmsten, daß es Dir nämlich in einem Rückfall in jene abscheuliche Krankheit so schlecht gehen könnte, daß Du zum Schreiben keine Stimmung findest. Ist es das aber nicht, was Dich abhält, so bedenke doch einmal, daß hier hinten im tristen Kiel auch noch eine Seele vegetirt, der ein freundschaftlicher Brief von Dir erwünscht sein würde „come une festa infra la settimana“. Ich fühle, bei aller Trennung, nur immer inniger, wie grausam der Dämon ist, der uns so weit auseinander geworfen hat: so lebt man denn seine ewige „settimana“, ein Gleichgültiger mit Gleichgültigen.

Du magst auch wohl in letzter Zeit mit Deinen Gedanken im weiten Reich herum gewandert sein: stehen wir im Frühling unseres Volkes? Da doch die Frühlingsboten sich bis ins frostige Berlin verflogen haben. Auch die Bayreuther Pläne scheinen ja ihrer Reife nahe zu sein, da man davon in den

neugierigen Zeitungen offen berichtet. Das wäre nun freilich ein seltsam erfreuliches Schauspiel, wenn sich mitten in unsrer immer „zweckmäßiger“ werdenden Zeitwüste eine Oase fände, wo man sich in freiem Stolze seines Adels freute. Ach, wann wird denn das deutsche Volk es neu begreifen — denn es hat's doch nur vergessen — daß es im eigentlichsten Sinne der Adel der Völker zu sein bestimmt ist. So viel Treue und Liebe und Wärme noch in dieser Nation, aber wo ist jener sich aufschwingende Zug, der zu Schillers Zeit, nur kurze Zeit freilich, die Besten „hoch über die tiefen Thale“ emporriß! Geht nicht seit Jahrzehnten eine Ahnung kommender Barbarei durch so manche der edelsten Geister, und wer weiß denn, ob der äußere Kern bei uns einem plötzlichen Losbruch viel fester widerstehen würde als bei unsern armen Nachbarn, wo jetzt die entfesselte Hölle in teuflischer Freude alles Edle ausrottet, besudelt, vernichtet. Eines hoffentlich wird sich gut erproben, die Königstreue. Man rüttele doch um Alles an diesem letzten Ideal so vieler einfältigen Herzen nicht; ich glaube, daß den unseligen Franzosen eben das den letzten Stoß giebt, daß sie nicht Treue halten können. Wahrlich, sie ist kein leerer Wahn, und so ist es alles das nicht, was man, aus innerm Herzensdrang, aufrichtig glaubend festhält. —

Welchen Boden mag denn Wagner in Berlin gefunden haben? War das Ganze überhaupt mehr als eine persönliche Affaire? — Den Aufsatz über die Oper habe ich mit Aufmerksamkeit gelesen. Oft meinte ich Dich, liebster Freund, souffliren zu hören, da wo

vom griechischen Drama die Rede ist. Übrigens wird den Wagner'schen Gedanken durch diese Schrift eine erfreuliche Verbreitung gegeben werden können. Das größre Buch ist zu esoterisch: ich habe es kürzlich wieder durchgelesen; aber es bedarf zum Verständniß wahrlich eines „Delischen Tauchers". Der Grund der Dunkelheit liegt eben, im Gegensatz zu sonstigem musikalischem Ästhetisiren, darin, daß er so ganz aus der Tiefe heraustaucht; nicht mit dem Verstand von außen herankommt, sondern gewissermaaßen musikalisch denkt, das heißt in unmittelbarer Empfindung das Wesen der Dinge erfaßt, nicht in Ideen, geschweige in Begriffen: und nun soll das doch in Begriffe gekleidet werden. Das ist nicht Unklarheit, sondern Incommensurabilität des Inhalts und des Stoffes. Da haben die Herren vom „musikalisch Schönen" es freilich bequem. Aber das Tiefste in der plansten Weise zu sagen, ist doch die höchste Kunst; ich weiß gar Niemanden, der diese in so hohem Grade besäße als Meister Schopenhauer. Das sieht dann so simpel aus und ist doch mit den geheimsten Organen der tiefsten Natur empfunden und ergriffen. —

Von meiner Existenz ist wenig Erfreuliches zu sagen. Ich lese Homer, zu wahrer Erquickung; die Lachmannerei erscheint mir täglich mehr als eine nur bei Schulmeistern mögliche, ganz abscheuliche Barbarei. Hier ist gar nichts philologisch zu erreichen, nur auf ästhetischem Wege: aber nun das Empfundne kühl zu zerlegen, wie peinigend! — Zum Arbeiten habe ich übrigens erfreulich viele Zeit, aber ich ringe mit

einer fatalen Verstimmung: so ganz allein ist man doch ein klägliches Geschöpf; und Gott weiß, wie einsam ich innerlich vor mich hin simulire. Das Gerathenste ist in solch dumpfer Stimmung stramm zu arbeiten: die Arbeit macht nicht glücklich — wie könnte sie das, die uns über das Individuum erhebt, für das allein ein Glück da ist —, aber sie setzt uns in eine schöne ῥᾳστώνη der Empfindung. —

Könnten wir nicht während der Sommerferien irgendwo zusammentreffen, liebster Freund? In einer schönen Gegend, wo uns kein Mensch kennte, im Rheingau oder in der Pfalz irgendwo? Laß mich das hoffen: dann hat doch der Sinn etwas, woran er sich in müßigen Stunden aus seiner drückenden Einzelhaft heraussträumen kann. A propos, gehst Du zur Philologenversammlung nach Leipzig? Da man Ritschl ja glücklich bei Seite chikanirt hat, so würde ich, ohne Dich und andre Freunde dort zu treffen, sicher nicht hingehen. Schreib' mir also bald, lieber Freund; sei's auch nur, daß Du mir anzeigtest, es gehe Dir gut; denn allmählich wächst meine Besorgniß. Schreib doch ein wenig häufiger, alter Junge, Du weißt wahrlich nicht, wie mich ein kurzer Gruß erfreut. Von mir sollst Du bald einen muthigeren Brief bekommen: das Losungswort muß doch bleiben: allen Gewalten zum Trotz sich erhalten.

In alter Liebe

Dein

E. R.

Nr. 67.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 7. Juni 1871.]

Mein lieber, umso getreuerer Freund,
als ich durch mein sträfliches Nichtschreiben wirklich die schwärzesten Gedanken bei Dir erwecken könnte; und sie doch, wie Deine Briefe bezeugen, bei Dir nicht wachsen wollen. Im Grunde würde mir auch Unrecht geschehn, wenn Du mich nach dem Thermometer der Briefe bemessen wolltest. Nach Deinem vorletzten, mich wahrhaft ergreifenden Briefe war ich gänzlich unvermögend, zu schreiben; ich freute mich innerlich und täglich unseres Einvernehmens und unseres gemeinsamen, trotz der Entfernung ungestörten und unisonen Fortschreitens auf gleichen Bahnen, für welches Deine Bemerkungen über das Dionysische geradezu ominös sind, wie früher einmal unsre unbewußt gleichzeitigen Studien der Romantiker.

Wie schwer ich das Loos nehme, von Dir jetzt getrennt zu sein, wissen am stärksten die Tribschener Freunde, die von Dir die allerbesten Meinungen und Hoffnungen haben.

Könnten wir nun nicht ein Mittel finden, Dich etwa nach Zürich zu bringen, welches Benndorf im Herbst verlassen wird? Ich will mich einmal nach den dazu nöthigen Schritten erkundigen, auch in diesen Tagen einmal an Ritschl schreiben.

Im Herbst komme ich, aus den bewußten Gründen, nicht nach Leipzig. Umso nöthiger ist es, unsre Sommerpläne festzuhalten.

Mir ist nun, bei häufiger Angegriffenheit und Schlaflosigkeit, sehr gerathen, hohe Alpenluft aufzusuchen: und ich habe mich schon in einer kleinen Pension im Berner Oberland mit meiner Schwester angemeldet. Ich gehe dorthin am 15. Juli und bleibe bis 14. August: dann giebt es Sommersemester, zweite Hälfte, bis Ende September. Es fehlt mir dies Jahr an Geld, wegen meines Frühlingsaufenthaltes in Lugano; und ich muß mich deshalb im Sommer sparsam einrichten. In jener Pension zahle ich für Alles 4 Frcs.

Mir erscheint es nun höchst wichtig, mit Dir mich einmal ernsthaft und anhaltend über mehrere Pläne zu verständigen. Brieflich kann ich nichts sagen. Ich rechne bei allen meinen Absichten, besonders im Punkte des Erziehungswesens, vor Allen auf Dich und zuerst immer allein auf Dich. Dann fällt mir mitunter ein, daß für solche Dinge nichts wichtiger ist, als uns g e m e i n s a m hineinzuleben: während ich bis jetzt Dich noch nicht einmal oberflächlich benachrichtigt habe. Dann aber klingt mir aus jedem Deiner Briefe, so auch wieder aus dem letzten, eine so verwandte, innerlich vertraute „Melodie" entgegen, daß ich immer meine, auch unsere Pläne müßten, auch ohne gegenseitige Verständigung, dieselben sein.

Mein Büchlein, dessen Geburt ich Dir von Lugano aus mit rechtem Gegacker — so ich mich recht erinnere — ankündigte, ist bis jetzt an der Verlegernoth

16*

verkümmert. Ein Aufsätzchen habe ich ausgeschält und es auf meine Kosten in Basel drucken lassen: es ist die Umarbeitung jenes früheren Vortrags „Sokrates und die Tragödie“. Ein anderes Stück „über das Dionysische und Apollinische“ wird wohl in den „Preußischen Jahrbüchern“ erscheinen; falls man es annimmt, woran ich zweifle. Schließlich läuft bei mir alles auf das theure Vergnügen hinaus, eine Bibliothek lauter unedirter, doch zierlich gedruckter Schriftchen zu besitzen. — Meine Homer-Rede hast Du doch? Ich freue mich auch auf eine Homer-Unterhaltung mit Dir. Jetzt lese ich „Einleitung und Encyklopädie“, zum Staunen meiner Zuhörer, die sich schwerlich in dem Bilde wiedererkennen, das ich von dem idealen Philologen entwerfe. Vorgestern habe ich Kinkel junior, sehnsüchtigen Privatdozenten in Zürich (doch ohne Perspektiven), wieder gesehn, nach fünf Jahren. Ein anderer Züricher Dozent, der zu unserer Zeit in Leipzig studirte und uns — natürlich — kannte, versetzte mich lebhaft in jene schöne Epoche. Er hatte eine so treue Erinnerung von unserem Wesen und Reden, citirte z. B. Ansichten von mir, die ich im Colleg zu meinen Bekannten — doch wohl überlaut — geäußert haben muß, kurz bewies mir, wie anerkannt unsre Situation war. Er hieß Dr. Gröber. Von Wölfflin habe ich das Allerbeste über die „Acta“, speziell Andresen's Aufsatz gehört, desgleichen von Hagen, über Jungmann, und beide, listiger Weise, zu einer Recension „gesteigert“.

Die Absicht der Berliner Reise Wagner's war,

den akademischen Vortrag zu halten und seine Bayreuther Pläne zu sichern: dahingegen einer drohenden Berufung als Generalmusikdirektor auf jede Weise vorzubeugen. Alles ist gelungen, und in zwei Jahren erleben wir die Aufführung des „Nibelungenringes“. — Wie schön und richtig hast Du die Meistersinger empfunden! — Ich habe mit Wagner die vorläufige Idee eines Reformations-Journals besprochen, wobei wir auch Deiner vor Allem gedachten. Kurz, Vieles ist im Werk: wir wollen uns in Allem treu bleiben. Lebwohl, liebster Freund.

Nr. 68.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 12. Juli 1871.]

Mein lieber Freund,

entschließe Dich kurz zu einer Bewerbung um die eben ausgeschriebene Professur der Philologie in Zürich. Ich bitte und beschwöre Dich, thue es sofort!

Die Professur lautet zunächst auf die Realfächer der klassischen Philologie und antike Kunstgeschichte.

Beginn der Professur: das Sommersemester 1872.

Die Anmeldung muß bis **31. Juli** gemacht sein.

Adressire: “Herrn Sieber, Direktor des hohen Erziehungswesens
in Zürich.”

Anrede im Brief: „An eine hohe Erziehungsdirektion.“

Lege alle Deine Schriften und Aufsätze bei, schildere Deinen Bildungsgang recht ausführlich und überzeugend und berufe Dich so stark als möglich auf Ritschl's Urtheil und das Urtheil Deiner Kieler Collegen, auch — si placet — auf mich und Vischer.

Schreibe doch darüber an Ritschl und bitte ihn um ein testimonium. Ich bitte Dich dringend, thue alles, damit wir in die Nähe kommen. Sodann schreibe doch auch einen recht freundlichen Privatbrief nach Zürich, an Professor jur. Osenbrüggen, der mich gut kennt und gern hat und dem ich schon von Dir erzählt habe; theile ihm mit, was Du gethan hast und frage ihn, was etwa noch für Dich zu thun sei.

Wir müssen alle energischen Mittel anwenden.

Ich schreibe in größter Eile, damit Du keine Zeit zu verlieren hast.

Die Bewerbung wird stark sein.

Ich reise am Samstag in die Ferien.

Adresse: Gimmelwald bei Lauterbrunnen
im Berner Oberland, Hôtel Schilthorn.

12. Juli 71.

Dein treuer Freund.

Nr. 69.

Rohde an Nietzsche.

Kiel, 14. Juli 71.

Mein lieber Freund,

Dein eben eingetroffener Brief setzt mich in eine schmerzliche Verwirrung. Gott weiß, wie ich, gleich Dir, in tiefster Seele nichts inniger ersehne, als daß ein günstiges Geschick uns einander näher und so nahe wie möglich bringe. Aber Deinen Vorschlag in Betreff Zürich's hielt ich trotzdem bisher für nicht mehr als einen frommen Wunsch: bis mich nun Dein Brief belehrt, wie ernstlich Du diesen Plan aufgefaßt hast. Ich meinerseits habe mich bis jetzt darum noch gar nicht geregt, weil ich die Angelegenheit für ganz aussichtslos hielt — und halte: denn vor Allem will man ja in Zürich einen Archäologen. [— —] Nun kommt aber das Bedenklichere hinzu. Ich bin, wie Du weißt, hierher gegangen mit Aussichten auf ein Extraordinariat. Bisher nun schien diese Affaire zu schlafen: jetzt aber plötzlich, d. h. vor etwa vierzehn Tagen, hat Ribbeck in der Facultät den betreffenden Antrag gestellt. [— —] Urtheile selbst, ob es nicht ganz unmöglich ist, sich, bei sobewandten Umständen, zu regen! Und so geht denn diese lockende

Möglichkeit, endlich dem liebsten Wunsche zu genügen, in Rauch auf! [— —] Dir, liebster Freund, bin ich aufs Neue für Deine warme Liebe verpflichtet; urtheile, wie schmerzlich mir diese Vereitelung lieber Pläne ist. Schreibe mir sogleich zurück. In alter Freundschaft Dein E. R.

Nr. 70.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, Juli 1871.]

Mein lieber Freund,

nochmals einen herzlichen Gruß, als Begleitschein meiner Litteratur.

F. N.

— Mein früher erwähntes Büchlein hat keinen Verleger gefunden; ich bringe es jetzt stückweise zur Welt: welche Tortur für die Gebärende! —

— Ich habe wegen Zürich an Ritschl geschrieben. Er recognoszirt bereits. —

Nr. 71.

Rohde an Nietzsche.

Kiel, 17. Juli 71.

Mein lieber Freund!

[— —]*) Über diesen diplomatischen Intriguen habe ich Dir noch kein Wort des Dankes für Deine reichen litterarischen Geschenke gesagt. Die Sokratesrede hat mich bis ins Tiefste erregt: das wäre ja ein Ansatz zu einer wirklich philosophischen Vertiefung in diese wunderbaren Vorgänge der Geburt der geheimnißvollsten Kunst, vor der wir Spätlinge sonst kaum noch mit besondrem θαῦμα stehen. Ein Glücksgefühl ist es mir, wenigstens an Deiner Hand in diese purpurne Dunkelheit hinabtauchen zu können. — Ribbeck hat die Schrift mit vielem Interesse gelesen und läßt Dir seinen schönsten Dank sagen. Nun hole Dir nur in den Bergen Frische und Kraft; man hängt doch von seiner elenden Körpermaschine gar zu sclavisch ab. In steter Treue Dein E. R.

*) [Der Haupttheil des Briefes bespricht nochmals die Züricher und Kieler Chancen.]

Nr. 72.

Nietzsche an Rohde.

[Lauterbrunnen, 19. Juli 1871.]

Mein lieber Freund,

in der erhabensten Gebirgseinöde habe ich soeben Deinen Brief empfangen und antworte ungesäumt, obschon ich nichts zu schreiben habe als: „Traurig! Es geht wieder einmal nicht! Welch sonderbare Constellation!"

In derselben Viertelstunde, in der ich an Dich meine exhortativen Zeilen richtete, schrieb ich mit ähnlicher Dringlichkeit an Romundt — und mit ähnlichem Effekt! Unglückliche Viertelstunde, in der ich unser dreier Loos an einen Faden zu ketten hoffte! Ich bot Romundt eine stattliche Lehrerstellung in Bern an (mit 3—4000 Frcs. Gehalt und mäßiger Stundenzahl an einem höhern Gymnasium). Mit Deinem Brief zugleich bekomme ich seine Antwort: er ist mit der Proposition zufrieden, kann sie aber nicht annehmen, weil er eben eine Hauslehrerstelle in Nizza angenommen hat!

— Ich hoffe nun sicherlich, schon des Parallelismus wegen, daß Du auch in Kürze, trotz Forchhammer, Dein Nizza erreichst.

Übrigens ist es miserabel vom Schicksal, uns zu trennen. Schließlich zwingt mich dasselbe noch zu

viel extremeren Maßregeln. — Ich will ja wahrhaftig nichts meinetwegen, aber es ist nöthig, daß wir zusammen sind, wie Dir sofort deutlich sein würde, wenn wir wieder ein paar Tage zusammen gelebt haben werden, nöthig unsrer beiderseitigen Bestimmung halber, deren vorgezeichnete Bahn ich schon deutlicher zu erkennen glaube.

Lassen wir uns durch das Schicksal nicht verdrießlich machen, sondern nur muthiger und radikaler! —

Es fällt mir ein, daß ich Dir neulich ein Exemplar meines „Sokrates“, sammt einem zweiten für Ribbeck, durch die Post als Packet zugeschickt habe. Ich ärgere mich sehr, wenn es, wie es scheint, nicht angekommen ist. — In Leipzig habe ich diese Abhandlung durch Romundt im philologischen Verein vorlesen lassen und auch sonst bekannt gemacht, mit einiger „Sensation“, wie mir Romundt schreibt.

Hier, in der Wildniß, hoffe ich wieder, wie Danae auf einen Regen, wenigstens auf ein Tröpfeln von guten Einfällen: denn ich habe mir eine schwierige Aufgabe gestellt, die in der Ebene zu lösen ich verzweifle.

Und nun, lieber Freund, denke an mich als an Einen, der kein Mittel unversucht läßt, Dich in seine Nähe zu bringen, der auch bis jetzt die Hoffnung keineswegs für alle Zeiten aufgiebt.

Für Zürich, höre ich, haben Dilthey in Bonn und Matz einige Aussichten. Ich verdanke diese Notiz dem ekelhaften Lucian Müller, der von Petersburg aus nach der Schweiz kommt und mich — mich! — mich!! belästigt hat.

Mit mir zusammen ist der Ritter des eisernen Kreuzes Carl von Gersdorff, mein alter, trefflich sich bewährender Freund.

In steter Treue

Dein Freund

F. N.

Gleiche Adresse (Gimmelwald)
wie bei dem letzten Brief.

Man will nicht in Zürich „vor allem einen Archäologen"; auch schätzest Du Deine Capacität für griechische Kunst zu gering. Man will einen Vertreter der Alterthümer und dann zweitens einen Sprachphilologen und drittens endlich einen, der einige allgemeinere archäologische Collegien liest! — Aber freilich! Die sonderbare, in der Luft schwebende Professur verpflichtet Dich leider Gottes zum passiven Zuschauen und Geschehen-lassen. Mir scheint die sich zankende Fakultät sammt dem in der Höhe thronenden Ministerium eines tüchtigen Trittes, Steißtrittes werth! Es ekelt mich — gerade wenn ich denke, daß Du das Streitobjekt bist.

Nr. 73.

Rohde an Nietzsche.

Kiel, 1. August 71.

Mein lieber Freund!

Der gesetzte Termin ist nun verstrichen: ich habe auf meinen zweiten Brief von Dir keine Antwort bekommen, und im Grunde war ja auch nichts Rechtes darauf zu antworten. So wäre denn eine lachende Hoffnung auf endliche Wiedervereinigung abermals zu Grabe getragen; die Dämonen mögen Seltsames mit uns im Sinn haben, daß sie uns jedesmal so malitiöse Steine in den Weg werfen.

[— —] Nach Dir sehne ich mich, wie stets, auch jetzt stündlich. Du glaubst nicht, in welcher Wüste solch ein flügellahmes Wesen wie ich lebt. Das schätzt man erst, wenn man's mit Qual entbehrt, welches wunderbare Beflügelungsmittel ein *μουσικός* in seiner stets bereiten Kunst besitzt. Wir *ἄμουσοι* schleichen am trocknen Boden hin, und kein Wind will uns aufheben! *Βάλε δή, βάλε κηρύλος εἴην!* Der wissenschaftlich operirende Verstand aber hält Einen doch nur in einer freudlos nebligen Niederung: man wagt's nur nicht zu sagen, der Trieb zu dieser Alltagsarbeit ist eigentlich nichts, als die wohlbekannte Neugierde in der zweiten Potenz. Dann sehnt man sich nach dem rein erquickenden Schauen, oberhalb

unsres Tagesdunstes: wenn nur der treue musenfreundliche Freund da wäre, der Einen mit hinaufnähme! Zuweilen nur schickt er Einem von Weitem solch einen Adler, der mit starken Flügeln in die höchsten, sonnigsten Lüfte steigt, wo dann der Flügellahme sich mit hinaufschwingt, so hoch es eben gehen mag.

Aus Deiner Tragödienschrift habe ich aufs Neue, mit tiefster Befriedigung, jenen vollen Gleichklang vernommen, der mir immer aufs Neue zu tröstlichem Bewußtsein bringt, wie einig wir sind, und wie die Wurzeln unsres Daseins sich tief verschlingen, mögen wir draußen soweit auseinanderwachsen, als es den böswilligen Dämonen gefällt. Der gute Ribbeck lobte die Schrift sehr: nur wünschte er Beweise, nur Ein Zeugniß dafür, daß denn also in der That aus dem zauberhaften Traum des dionysisch verzückten Chors die fremdartigen Bilder auf der σκηνή zurückgespiegelt seien. Da liegt's ja! Übrigens welche seltsame Vorstellung: als ob die schwere Kunst, des Unbewußten sich bis zur prosaisch-logischen Fixirung bewußt zu werden, überhaupt vor der deutschen Philosophie dieses Jahrhunderts irgendwo in der Welt existirt hätte! Meint man wohl, die homerische Kunst sei mit den dürftigen Äußerlichkeiten erschöpft, die dem göttlichen Sänger bewußt wurden, und die er seinen Odysseus und Demodokos so naiv aussprechen läßt! Nur reißt beim Darlegen dieses aus tiefstem Abgrund heraufgestiegenen Bewußtwerdens des Unbewußten im Kunstgenusse freilich die Kette des logischen Exponirens: wer nicht gleich empfindet und

sieht, dem predigt man da vergebens. Wer es fassen kann, der fasse es; logische Appretirkünste erwarte hier Niemand. — Vorzüglich bewegt hat mich, was Du über den ins Endlose starrenden Hintergrund des Mythus gesagt hast; das mag es wohl sein, was diesen griechischen, mythischen Poemen jenes ganz und gar mit allen andern Kunstarten Unvergleichbare giebt: ein Bild der Welt, wo sich ein furchtbar Gewaltiges aus weitester Umfassung zu einigen kleinen Individualfiguren des Vordergrundes zusammenfaßt: nur diesen Vordergrund sehen wir, und ahnen doch, daß hier nur Oberfläche ist. Wo übrigens dieser endlose Hintergrund fehlt — wie in so vielen angeblich tragischen Dichtungen —, fehlt auch wohl das wirklich Tragische überhaupt, als welches gerade und einzig in dem Kampfe der Doppelnatur des Menschen, als Individuum und als das Ganze, Schöpferische — im Kampf dieser doppelten Natur gegeneinander zu liegen scheint. Das Erhabene, Erhebende der tragischen Wirkung liegt vielleicht in dem Schauspiel eines Menschen, der über die Enge des Einzelwesens heroisch hinaus drängt zu einem weiteren Wirken; er will der Gott werden, der er zu sein sich fühlt. Treibt ihn ein Übermaaß persönlichen Größegefühls, so wird er ein aktiver tragischer Held sein; es giebt auch Beispiele, wo die allgewaltige Kraft in einem Individuum, fast gegen dessen Willen, zu mehr als individuellem Wirken sich so ausdehnt, daß die enge Form zerspringt: das sind passive tragische Charaktere, wie Schillers Jungfrau. Immer liegt in diesem Kampf etwas Erhabnes;

und schließlich empfindet man eine herbe Freude, wenn der ganz Zerbrochene, der Unvereinbares, Menschliches, d. i. Individualglück, und übermenschliche Thaten wollte, das Individuum freudig von sich wirft. Danach eignen sich denn freilich für aktiv tragische Figuren nur fast übermenschliche Gestalten, in denen es gar keine Frage ist, wohin sie alles treibt; zu ihrer schrankenlos allmächtigen Gewalt, aus der sie, in Folge der Urschuld, in diese arme Individualität sanken, oder zu einem irdisch begränzten Glücksverlangen, das nur im Individuum ruht und ruhen kann. Das sind so Verkörperungen des Willens, die nur gleichsam wider Willen sich so vereinzelt haben. Im Grunde strebt alles zurück zur Einheit; auch alles Glücksstreben, das die Menschen umtreibt, ist nichts, als Sehnsucht zum Allgemeinen, im tragischen Charakter allein zersprengt dies übermächtige Zurückstreben die hemmende Hülle — und was dann? Mit diesen dionysischen Phantasmen verbleibe ich Dein treuer Freund E. R.

Nr. 74.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 4. August 1871.]

Mein lieber Freund,

ich antwortete nicht auf Deinen zweiten Brief, weil ich erst sehen wollte, was ich in unsrer Sache für

Dich thun könnte. Daß ich nicht faul gewesen bin, nachdem Du mir die Aktion überlassen hast, könnte ich Dir durch einen Briefwechsel von zehn Briefen beweisen. Dich mit dem ganzen Gange der Angelegenheit jetzt noch zu incommodiren, wäre nur langweilig — da das Resultat feststeht — leider feststeht: — ich habe nichts für uns durchsetzen können, so gut der Anschein war, den die Sache in den früheren Stadien hatte. Benndorf hat mir gestern, etwas gereizt, die Lage klar gemacht: er scheint seinen Matz oder Dilthey warm zu halten und meine Maßregeln, die sonderbarer Weise die Unterstützung der einflußreichsten Züricherischen Politiker fanden, tüchtig übel genommen zu haben. Da er aber in der Commission eine wichtige Stimme hat und Dich durchaus nicht als Archäologen gelten lassen will, so ist es eben vorbei, und ich lauere wieder auf eine neue Gelegenheit.

Du hast Recht: — die Götter müssen etwas Seltsames mit uns vorhaben, daß sie bis jetzt uns so hartnäckig ein Bein stellen. Dieses Jahr habe ich nun schon zwei Experimente gemacht — nun, hoffen wir auf das dritte. —

Ich bin sehr glücklich, daß Du einen guten Eindruck von meinem „Sokrates“ bekommen hast und danke Dir sehr für Deine Theilnahme. Vieles aus dieser „purpurnen Dunkelheit“ wird noch deutlicher werden, wenn die ganze Schrift zusammenhängend vorliegt.

In der That glaube ich viel aus dem Gegensatze des Dionysischen und Apollinischen ableiten zu können.

— Dein Ribbeck mit dem Wunsche nach Zeugniß und Beweis hat mir Freude eigner Art gemacht: wie sollte denn wohl das Zeugniß ungefähr lauten? Man bemüht sich, der Entstehung der räthselhaftesten Dinge nahe zu kommen — und jetzt verlangt der geehrte Leser, daß das ganze Problem durch ein Zeugniß abgethan werde, wahrscheinlich aus dem Munde des Apollo selbst: oder würde eine Stelle bei Athenäus dieselben Dienste thun? Für gewisse Leute sogar noch bessere. Denn dem wahrsagenden Apollo würde man jetzt, wie dem Ochsen, der da drischet, das Maul verbinden. —

Übrigens zweifle ich nicht, daß ich irgendwann einmal dieselben Dinge noch besser und durchsichtiger darzulegen lernen werde. Inzwischen bitte ich Dich, Dich mit dem mystischen Dampfe der ersten Conception zu begnügen. Ich habe mich wahrhaftig im Punkte des Stils und der Ableitung durch strenge Anforderungen im Zaume gehalten, aber eine gewisse *ἀλογία* wird man bei solchen Dingen nicht los. Das Studium Schopenhauer's wirst Du überall bemerkt haben, auch in der Stilistik: aber eine sonderbare Metaphysik der Kunst, die den Hintergrund macht, ist so ziemlich mein Eigenthum, nämlich Grundbesitz, aber noch nicht mobiles, cursives, gemünztes Eigenthum. Daher die „purpurne Dunkelheit“: als welcher Ausdruck mir unbeschreiblich gefallen hat. —

Im Herbst wird Richard Wagner wahrscheinlich in Mannheim ein großes Concert geben. Dies ist für uns ein Signal, zusammen zu kommen. Mannheim ist wirklich etwa die Mitte zwischen uns. Alles

Nähere theile ich Dir mit, sobald irgend etwas darüber feststeht. Gieb mir doch eine Notiz, ob Dir meine Combination gefällt. Eine Zusammenkunft unter den Weiheklängen Wagner'scher Musik — eine zauberisch schöne Vorstellung! Opfern wir schnell den Dämonen, daß sie nicht auch diesen Wunsch mir zu nichte machen!

Lebe wohl! Mein lieber, guter, treuer Freund, und betrübe Dich nicht! Wir kommen zusammen! Und dann Eia Popeia!

Friedr. Nietzsche.

Basel, 4. August 71.

Nr. 75.

Rohde an Nietzsche.

Wyk auf Föhr [August 1871].
Sandwall bei P. A. Petersen.

Mein lieber Freund,

ich sitze, wie die Überschrift so sinnig andeutet, inmitten der Nordsee, und wasche mir den Bücherstaub ein wenig von Leib und Seele. Dabei wischt sich der Rest von Schreibelust und sogar fast von künstlich erlernter Ortho- und Kalligraphie mit herunter — und also schreibe ich auch nur durchaus ad hoc. Dieses hoc aber, das mir, bei meinen wollüstigen Sandträumereien, immer den Grundton bildet, ist

17*

die von Dir im geehrten Letzten flüchtig angedeutete Möglichkeit einer Zusammenkunft „im Herbst" in Mannheim. Wann ist dieser „Herbst". Geld natürlich habe ich keins, aber, in dieser Zeit der Anleihen, will ich ebenfalls irgendwo welches pumpen, denn der Gedanke an solch eine Zusammenkunft erscheint mir hier, wo man zum Träumen ausdrücklichst ausgeht, so übermächtig verlockend, daß ich ihn mit allen Kräften hege und großpäppele. Also schreib mir, alter Getreuer, genauer, wann beregtes Concert vor sich gehen wird, und dann laß uns gemeinsam planen. Zeit habe ich bis zum November schrecklich viel, da ich diesmal nicht wieder so dumm sein werde, mich auf ein Colleg monatelang zu präpariren und mir damit die schönsten Ferien zu verderben. Du Deinerseits wirst, als Geldmann, schrecklich viel Geld, aber keine Zeit haben, aber acht Tage müssen wir doch wenigstens haben, wenn die weite Reise sich einigermaaßen verlohnen soll. Wärest Du hier! Nein, so etwas von Vergnüglichkeit ließe sich gar nicht denken, als wenn wir zwei Beide hier in Gemeinsamkeit gar nichts thäten und stundenlang im warmen Sande Luftschlösser und Phantasmen bauten! So nun simulire ich einsam: aber nachher in Mannheim! [— —] Jetzt schließe ich, gehe und opfre der Abendsonne: ich bin Anbeter der Sonne, in specie der Herbstsonne geworden: möge sie uns in Mannheim ins Herz scheinen! Treulichst

Dein

E. R.

Nr. 76.

Rohde an Nietzsche.

Wyk auf Föhr,
Donnerstag 31. August 71.

Mein lieber Freund,
heute nur wenige Geschäftszeilen. Sehnsüchtig sehe ich, Tag für Tag, aus nach dem Boten mit einem Briefe von Dir, der mir die Zeit unsres Zusammentreffens angeben soll: täglich vergebens! Endlich habe ich im Gemüthe festgesetzt, daß mein „diesbezüglicher“ (wie man in der „Jetztzeit“ sagt) Brief Dir wohl gar nicht zugekommen sein müsse. Ich hoffte so sehr, mit dem Ende meines hiesigen Aufenthaltes den Anfang unsres glückseligen Mannheimer Zusammenkommens zusammenfügen, von hier stracks an den Rhein reisen zu können: daraus scheint denn nichts zu werden.

Denn vor dem Gedanken wollen uns gütige Dämonen bewahren, daß, nach allen vergeblichen Versuchen dauernder Näherrückung nun auch dieser bescheidne Genuß eines kurzen Wiedersehens uns vereitelt werden sollte! Meinerseits ist Alles in Ordnung: auch die Geldmittel habe ich durch angestrengtes Rechnen mir zusammencalculirt: so warte ich nur auf Ordre, um mit günstigem Winde abzusegeln! „Eia, wären wir da!“ sagen die Gottseligen.

Also, kurz: schreibe mir, aber bald: ob aus dem

Plane etwas wird, und die Zeit, zu der ich eintreffen soll, und wie lange wir zusammenbleiben können. Dies Alles nach Kiel, denn von hier reise ich morgen oder übermorgen wieder ab.

Für heute ade, lieber Freund, mich ruft die fröhliche Herbstsonne: mögen uns doch dieses Eine Mal die Genien der Freundschaft und alle Dämonen, die über das Departement der Rheinreisen und Freundeszusammenkünfte gesatzt sind, günstig sein!

Q. B. F. F. F. Q. S.

(Das soll wohl helfen.)

Und somit auf ein fröhliches Wiedersehen!

Immer der alte

Dein

E. R.

Nr. 77.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 6. September 1871.]

Mein lieber Freund,

es hatte seine Gründe, daß ich nicht schrieb. Ich wußte nämlich nicht — und in Tribschen wußte man auch noch nichts —, ob und was die Mannheimer Concertgeschichte würde. Jetzt, nachdem ich mehrfach mit meinen Tribschener Freunden darüber verhandelt habe, steht so viel sicher, daß wir nicht darauf

rechnen können. Vielleicht kommt im Oktober die Sache zu Stande. Es scheint eine Geldsache zu sein, die hier entscheidet. Du weißt ja wohl, daß es ein Wagnerverein zum Zwecke der Bayreuther Unternehmungen ist, zu dessen Gunsten jener Concertplan ausgedacht ist. Ich habe in Tribschen genau meine Absichten vorgelegt und davon gesprochen, daß ich im Herbst nach Norddeutschland verreisen würde, falls nicht das Mannheimer Concert mich festhielte. Frau Wagner scheint nicht recht an dasselbe zu glauben, weil Wagner, lange durch unaufhörlich andringenden Besuch gestört, jetzt endlich wieder zu componiren fortfährt und sich schwerlich unterbrechen lassen wird.

So wäre denn diese unsre Hoffnung wieder einmal, nach einer grausamen Analogie, zerstört.

Jedoch, jedoch — wir wollen! Wir wollen dies Jahr etwas wider der Sterne Lauf durchsetzen, nämlich —

Du hast bereits gehört, daß ich nach dem Norden reisen will, d. h. nach Naumburg und Leipzig. Was meinst Du? Willst Du nicht nach Leipzig kommen! Ich habe jetzt bei dem mildkühlen Herbstwetter eine ordentliche Sehnsucht, mit Dir in Leipzig herumzuwandern, auf den Grabmälern unsrer Vergangenheiten.

Ich reise nach Naumburg am 1. Oktober von hier ab. Für Leipzig würde ich etwa die Zeit vom 10. des Oktober an berechnen. Am 20. muß ich wieder zurück.

Denke Dir, daß gestern Abend Romundt bei mir eingetroffen ist, auf seiner Durchreise nach Nizza, wohin er sich auf neun Monate vermiethet hat.

Wir dürfen ja dies Jahr Leipzig besuchen, da der Philologencongreß dort keine Orgien zu feiern gedenkt. Ach, was haben wir uns zu erzählen! Romundt hat mir recht zum Bewußtsein gebracht, wie einsam ich stehe und wie ich mich an meinen liebsten Freunden anhalten muß, um nicht allen Muth zu verlieren ....

Bitte schreib mir bald ein Wörtchen der Entschließung! Ich mag Dir nichts mehr schreiben, nachdem ich wieder — wieder! — die Hoffnung habe, Dich zu sehen!

— Liebster Dämon, beschere uns guten Kindern doch auch einmal etwas Erfreuliches und laß die alten Freunde zusammenkommen!

F. W.

Nr. 78.

Rohde an Nietzsche.

Kiel, 13. Sept. 71.

Mein lieber Freund,

nur in Eile, vor dem Schlafengehen, noch ein paar Worte. Natürlich komme ich nach Leipzig, und Du mußt jetzt nur das Nähere bestimmen: wann ich eintreffen soll, und wie lange wir zusammenbleiben können. Das sollen uns selige Tage werden: und gerade in dem alten, so lieb gewordnen Nest,

wo jeder Fußtritt uns an jene frohen und bewegten Stunden jenes liebsten Lebensjahres gemahnt!

Also schreibe nur, carissimo. Von mir ist sonst nichts zu melden, als daß ich erst am vorigen Donnerstag aus meiner glückseligen Insel zurückgekehrt bin, im Genusse seligster Ferienfreiheit schwelge, dazu am Vorgenuß unsrer Leipziger Conciliabula knuppere; viel über Land laufe, in Hecken sitze und griechische Scharteken lese und, in diesem tröstlich sanften Herbstwetter fast etwa wie das Kribbeln eines embryonischen Musikflügels (à la Platon) fühle: ich sollte denken, Einen, der Musik nicht nur hören, sondern auch machen kann, müßte diese milde Feststimmung, die jetzt auf Land und Meer ruht, und uns armen Hyperboreern das Herz so weit macht, zu den tiefsten Klängen erhabner Heiterkeit begeistern! So blau sah ich im Norden die Schatten nie, nie das Meer so homerisch dunkel und veilchenfarbig. —

Also ade, liebster Seelengenosse: und auf ein freudiges und baldiges Zusammentreffen im alten Lyptzck unter Harfen- und Flötenklang aller guten Dämonen und Dämönchen!

In alter Treue

Dein E. R.

Wenn der Miethling Romundt noch bei Dir ist, so grüße ihn herzlich von mir. Warum geht der Arme aber in Herrendienst! Wie viele haben sich darin verloren!

Nr. 79.

Rohde an Nietzsche.

Kiel, Donnerstag [5. Oktober 1871].

Mein lieber Freund,

obgleich mich seit einigen Tagen ein gräulicher *κατάρρους* peinigt, so daß ich schier zur lebendigen Illustration des Heraklitischen *πάντα ῥεῖ* werde, so denke ich nichtsdestoweniger am Montag den 9. zu irgend einer Zeit, mit Pauken und Trompeten in dem alten Lypzck einzutreffen; wenn nicht Meß- und andre Juden mir den Platz wegnehmen, denke ich in Stadt Rom zu bleiben.

Somit denn auf ein fröhliches Wiedersehen.

Dein

E. R.

in Eile.

Nr. 80.

Nietzsche an Rohde.

[Naumburg, 21. Oktober 1871.]

Mein lieber Freund,

heute sende ich Dir nur ein Wörtchen zur Begleitung der Meßphotographie, die Hennig zu meiner Er-

getzung vorgestern abgeliefert hat. Besagter Photograph will von uns noch einen Thaler, wodurch für Jeden von uns noch die Ausgabe von 10 Silbergroschen erwächst. Inzwischen habe ich bezahlt. Wir stehen auf dieser Photographie etwas verschoben und ich vornehmlich „unschön gekrümmt“, mit einem stumpfen Blicke, aus dem die ganze Dummheit der Messe, sammt ihren Spirituosen, redet. Im Übrigen — senza frivolità — wir waren doch die glücklichsten Meßjuden in Leipzig, ja wir dürften die Rollen aus dem Lumpacivagabundus unter uns vertheilen, wobei ich auf den Schuster Anspruch erhebe, von wegen des delirium tremens clemens demens.

Der verloren gegangene „Faust“ ist inzwischen von mir und Gustav Krug wieder auf dem Knabenberg, an einer Stelle, wo Gersdorff gerastet hatte, aufgefunden worden: was ich als ein herrliches omen preise. Die erste Stelle, die ich in dem Buche aufschlug, war: Altmayer: „Nun sag mir eins, man soll kein Wunder glauben!“ Wodurch ich an unser Meßwunder und das Adventmirakel unsrer Existenz in Leipzig lebhaft erinnert wurde.

„Mein! Sollte wohl der Wein noch fließen?“

Ich glaube es fast, mein lieber Freund, es war keine Taschenspielerei, unsre Geisterscheinung in Leipzig. Wir waren dort und werden dort sein: was der Jude mit dem Worte Jehova ausdrücken soll. Herr, gedenke der rohden Stube! Es segne Dich der heilige Pythagoras, mich der heilige Fritzsch und uns Alle das Ding an sich!

Morgen reise ich nach Basel zurück, mich vom

Mahle meiner Ferienfreuden wie ein satter Zecher erhebend. So solenn und üppig habe ich sie nie verlebt und ich weiß, was ich meinen Freunden zu danken habe. Noch mehr aber allen Dämonen, denen wir in einer Stunde nächstens ein gemeinsames Dankopfer bringen wollen: wodurch wir die Idealität von Zeit und Raum einmal glänzend bestätigen wollen. Nächsten Montag Abends um 10 Uhr erhebe ein Jeder von uns ein Glas mit dunklem rothen Wein und gieße die Hälfte davon in die schwarze Nacht hinaus, mit den Worten χαίρετε δαίμονες, die andre Hälfte trinke er aus. Probatum est. Gesegn'es Samiel! Uhui! — An Gersdorff mache ich die Meldung.

Habe Dank, mein lieber, lieber Freund!

Naumburg, Freitag Abend. F. N.

Nr. 81.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 23. November 1871.]

Mein lieber Freund,

eben hatte ich mich etwas ermüdet auf das Sopha gelegt und die Hände über die Augen gelegt, als ich plötzlich an Dich denkend aufspringe, die Feder ergreife und somit, wie Du siehst, an Dich schreibe. Mir fiel ein, daß Du lange von mir nichts gehört

hast und vielleicht auch in speziellen Beziehungen wissen möchtest, wie es mir inzwischen, etwa rücksichtlich des Fritzsch-Nietzsche-Büchleins, ergangen ist. Hast Du denn irgend so etwas Passendes aus der Gemmenregion aufgespürt? Denn dann wäre es hohe Zeit, dem edlen Verleger Mittheilung zu machen. Oder wir schickten es dem Freunde Mosengel, der seiner Zeit mir erzählte, wie er zu den wenigen Malern gehöre, die auch „Radirer" wären. Ich weiß nicht, ob die Technik des Radirens gerade die in diesem Falle rechte ist, — wie steht's damit?

Erst seit vorigem Sonntag habe ich Bescheid von dem guten Fritzsch. Obwohl die Sache inzwischen mich beunruhigt hatte — that ich doch nichts, weder für, noch gegen, sondern wartete still, was meine Dämonen beschlossen hätten. Endlich kommt die Aufklärung: Fritzsch hatte mein Manuscript an einen Mitarbeiter seines Blattes zur kritischen Beurtheilung abgesandt, und dieser Bummler hatte so lange gebummelt! Jetzt scheint nun alles in Ordnung zu sein. Ausstattung wie in Wagner's „Bestimmung der Oper" ist garantirt und ich glaube, daß noch nie ein Erstlingswerk so üppig eingehüllt, wie ein Prinzenkind, aus der Taufe gehoben worden ist.

Einen recht schönen Nachklang hatte ich noch von unsrer Zusammenkunft, die mich innerlich und äußerlich, bei den mildwarmen Herbstsonnenwirkungen, so erquickt hatte, daß ich hinterdrein wieder einmal, nach sechs Jahren Pause, zum Componisten geworden bin. Eine längere vierhändige Composition, in der Dauer von 20 Minuten, ist in kurzer Zeit, gleich nach

meiner Rückkehr nach Basel, fertig geworden, mit der ich recht zufrieden bin. Sie heißt, im Anschluß an eine Jugenderinnerung, so:

„Nachklang einer Sylvesternacht, mit Prozessions-lied, Bauerntanz und Mitternachtsglocke."

So etwas danke ich Euch, meine lieben Freunde, und Du wirst es spüren, wenn Du dieselbe einmal hörst.

Die Dämonenweihe habe ich mit Burckhardt zusammen gefeiert: er hatte sich dem Opfer angeschlossen, und um 10 Uhr flossen zwei Gläser rothen, dunkeln Weines in die Nacht hinab. — Am andern Tag hatte ich dämonischen Kater. —

Ich lese mit Vergnügen Plato und lateinische Epigraphik. Da fällt mir wieder etwas ein. Sage, lieber Freund, hast Du vielleicht einmal daran gedacht, selbst auch etwas über mein Tragödienbüchlein öffentlich verlauten zu lassen? Ich fürchte immer, daß die Philologen es der Musik wegen, die Musiker der Philologie wegen, die Philosophen der Musik und Philologie wegen nicht lesen wollen, und bekomme dann für meinen guten Fritzsch Angst und Mitleid. Vielleicht könntest Du die Philologen coram nehmen, etwa in einem Briefe an den Redakteur des Rheinischen Museums, oder in einer Zuschrift an mich. Kurz, es fehlt mir die „höhere Reklame". Du weißt, wie sehr die Philologen auf alles gestoßen werden müssen, was nicht bei Teubner und ohne den Zubehör kritischer Noten erscheint. Stoße sie! Ich bitte Dich. —

Ein sehr schöner Brief Wagner's über die Bologna-aufführung steht in dem letzten Sonntags-Beiblatt der

„Norddeutschen Allgemeinen". Hast Du denn mit Wagner brieflich angeknüpft? Deine Abhandlung ist ernsthaft gelesen worden. Der zweite Akt der Götterdämmerung ist vor drei Tagen fertig geworden.

Erfreue mich bald durch einen Brief, mein lieber, lieber Freund.

Treulich

ὁ μουσικός.

Das Geld habe ich bekommen, aber circa 2 Frcs. zu viel. Was soll ich damit anstiften? Oder war es auf meine Bereicherung abgesehn? —

Basel, Donnerstag.

Ich denke eben daran, daß Du ja das Centralblatt „beherrschest"; dann aber müssen wir möglicherweise auf einen ernstlichen Widerstand der Redaktion bedacht sein! Oder nicht? Jedenfalls nimm Dir dann etwas Raum. — Du bekommst eins der ersten Exemplare zugeschickt. Etwa um Neujahr herum.

Nr. 82.

Rohde an Nietzsche.

Kiel, 27. November 71.

Mein lieber Freund,

ich habe nun schon so lange auf einem Briefe herumgedruckst, daß ich mich nur endlich, in dieser späten

Abendstunde, beim Schopfe nehmen muß, um endlich einmal der so lange versäumten Pflicht zu genügen.

Zunächst bin ich Dir noch zu mannigfachem Danke verpflichtet; zuerst für die Überschickung der herrlichen Photographie der drei gerechten Kammmacher: in der That das Bild dreier ganz versoffener Meßschauspieler, und stets vorzuzeigen als Warnung vor gewohnheitsmäßigem Genuß starker Spirituosen. Wer eigentlich am Kläglichsten von uns aussieht, könnte man auch zur Preisaufgabe machen. Wie ich Dir die 10 Groschen für dieses Kunstwerk zukommen lassen solle, hat mich schon lange beschäftigt: da ich nun erfahre, daß Du 2 Francs, bei Rückzahlung jener Anleihe, zu viel bekommen hast, so trifft es sich ja herrlich, daß auf diese Art, durch Gunst der Dämonen, auch diese bedenkliche Schwierigkeit gehoben ist.

Viel innigeren Dank aber sage ich Dir, lieber Freund, für Dein schönes „Fragment an sich“: es soll mir stets ein pignus amoris sein; wenn ich, zu Weihnachten, in die Nähe klavierkundiger Menschen komme, will ich, der ich es jetzt nur dumpf anzustarren im Stande bin, das mir so sehr erfreuliche Stück fest ins Ohr und Gedächtniß prägen lassen. Was waren das für herrliche Abende, und ganz vornehmlich jener Naumburger, wo sich in jenen Jugenddichtungen die junge, schwermüthig begeisterte *ψυχή* mit so unvergleichlich tiefer und erregter Innigkeit aussprach! Dir Glücklichem tönt die Erinnerung an so reiche Tage nun auch in deutlichen Weisen nach; ich empfinde wenigstens immer noch den neuen und erquicklichen

Schwung, den mir, wie einer lange still hängenden Glocke, Deine Freundschaft, in jeder neuen Berührung, giebt. Jene Erinnerungsmusik übrigens werden wir jedenfalls ertönen lassen müssen, wenn uns das nächste Mal ein wohlgesinnter Dämon zusammenführt.

Übrigens ist es kein Wunder, wenn der Dämon Dir wohl will: da Du ihn durch Veltliner, und sogar durch einen feierlich dargebrachten Kater (ein altes Menschenopfer vertretend) bestochen hast. Ich vollzog die Dämonenweihe in einer wahrhaft jesuitischen Weise: da sich keine Möglichkeit finden wollte, den Wein „in die schwarze Nacht" zu gießen, so goß ich ihn, unter dämonischem Murmeln, in die schwarze Leere unter dem Tisch; auch schien es mir eigentlich kein Wein zu sein, sondern das Blut des blauen Sohnes der Heide. Wenn ich sicher wäre, daß der Dämon es nicht hört — falls er etwa bei den frommen Baslern grade Veltliner genösse — so würde ich gestehen, daß ich ihn auf eine gemeine Weise hintergangen habe. Übrigens werde ich, zur Sühne, noch heute Abend eine angemessene Summe, feierlich murmelnd, ins Meer versenken, zur Ehre des *βάσκανος δαίμων*.

Nach diesen orphisch-dionysischen Geheimlehren gehe ich passend zu Deinen bevorstehenden großen oder Fritzschischen Dionysien über. „Heil der wohlverdienten Ehr", alter Freund: ich freue mich in Deinem Namen auf das schillernde Staatskleid des zu erwartenden Göttersohnes. (Da Du über „dem Gelde" nichts schreibst, so kriegst Du wahrscheinlich keins?) Was nun die Anzeige des Buches betrifft,

so habe ich selbst schon an Zarncke gedacht und hoffte Dich zu überraschen: daß er Schwierigkeiten machen sollte, dazu sehe ich keinen Grund. Übrigens werden wir uns noch, mit wünschenswerthester Offenheit, darüber verständigen müssen, welche von den vielen denkbaren Seiten ich vorzüglich hervorheben soll: ob etwa die der ungemeinen Fruchtbarkeit für eine neue Wendung der philologisch-historischen Studien, oder welche sonst? Schreibe mir also darüber. — Ich habe eben zwei sehr lederne Recensionen zweier noch ledernerer, ja hölzerner Bücher an Zarncke abfahren lassen: Teuffelii Opuscula und Rankii Meinekius. Scheußlich! — An Wagner habe ich seiner Zeit, auf Deinen Rath, meinen Jamblichus abgehen lassen: ich zweifle freilich, ob er ihm irgend etwas hat entnehmen können. Hast Du Dein Exemplar bekommen? Seinen Brief in der N. A. Z. habe ich gelesen und mich an der schönen Wärme für diese glückseligen Söhne der Sonne gefreut, die im schönen Scheine und im berückenden Wohlklange dieser Welt der *εἴδωλα* ein seliges Dasein zu verschwelgen so reiche Anlagen, und damit fast ein Recht bekommen haben. Wer weiß, ob ihnen nicht auch, in ihrer Art, die *ἰδέαι* aufgehen mögen. — Gute Nacht, lieber Freund, und laß bald von Dir hören, worauf auch ich nicht wieder in das Laster der Faulheit verfallen will. In treuer Liebe Dein E. R.

Empfiehl mich, bitte, Burckhardt dem *συνδαιμονιστής* sowie dem alten Vischer recht herzlich.

Nr. 83.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, ca. 20. Dezember 1871.]

Mein lieber, lieber Freund,
einen herzlichen Weihnachtsgruß zuvor!

Ich hoffte, Dir um diese Zeit bereits meine Schrift zuschicken zu können: es sind aber einige Verzögerungen eingetreten, nicht durch meine Schuld, so daß meine Weihnachtsgabe diesmal etwas zu spät kommen wird. Die Vignette des Titelblattes hat einige Störungen gemacht: die Zeichnung, von Gersdorff's Freunde Rau entworfen, hat unsern höchsten Beifall, aber der „bewährte" Holzschneider, den Fritzsch dafür ausgesucht hatte, hat eine stümperhafte Leistung gemacht, sodaß sein Holzstock ganz unbrauchbar und incorrigibel ist, und wir das Werk von Neuem einem der besten Holzschneider, dem akademischen Künstler Vogel in Berlin, übertragen mußten. Gersdorff ist mir treu zur Seite und zeichnet sich durch zuverlässigste Hülfbereitschaft in allen Dingen aus. (Hast Du ihm nicht einmal ein kleines Brieschen geschrieben? Ich glaube, Du würdest ihn sehr erfreuen. Er gehört zum Vorstande des Berliner Wagnervereins: willst Du Dich nicht bei ihm zu einem Loose anmelden? Alexandrinenstraße 121, II Treppen.)

Der Druck ist bedeutend compresser als in der „Bestimmung der Oper", daher wird die Schrift wenig umfangreich, etwa 140 Seiten. Acht Bogen sind nach jeder Seite hin fertig, und ich habe nur einen kleinen Rest und die Vorrede zu corrigiren. Der ganze letzte Dir noch unbekannte Theil wird Dich gewiß in Erstaunen setzen, ich habe viel gewagt und darf mir aber in einem ganz enormen Sinne zurufen: animam salvavi: weshalb ich mit großer Befriedigung der Schrift gedenke und mich nicht beunruhige, ob sie gleich so anstößig wie möglich ausgefallen ist, und von einigen Seiten geradezu ein „Schrei der Entrüstung", bei ihrer Publikation, laut werden wird.

Übrigens fühle ich mich in meinen Erkenntnissen der Musik wunderbar befestigt und von deren Richtigkeit überzeugt — durch Das, was ich diese Woche in Mannheim, mit Wagner zusammen, erlebte. Ach, mein Freund! Daß Du nicht dabei sein konntest! Was sind alle sonstigen künstlerischen Erinnerungen und Erfahrungen, gemessen an diesen allerletzten! Mir gieng es wie Einem, dem eine Ahnung sich endlich erfüllt. Denn genau Das ist Musik und nichts sonst! Und genau Das meine ich mit dem Wort „Musik", wenn ich das Dionysische schildere, und nichts sonst! Wenn ich mir aber denke, daß nur einige hundert Menschen aus der nächsten Generation Das von der Musik haben, was ich von ihr habe, so erwarte ich eine völlig neue Cultur!

Alles, was übrig bleibt und sich gar nicht mit Musikrelationen erfassen lassen will, erzeugt bei mir

freilich mitunter geradezu Ekel und Abscheu. Und wie ich vom Mannheimer Concert zurückkam, hatte ich wirklich das sonderbar gesteigerte übernächtige Grauen vor der Tageswirklichkeit: weil sie mir gar nicht mehr wirklich erschien, sondern gespenstisch.

Diese Weihnachten verlebe ich einsam in Basel und habe die Tribschener herzlichen Einladungen ausgeschlagen. Ich brauche Zeit und Einsamkeit, um über meine sechs Vorträge (Zukunft der Bildungsanstalten) Einiges nachzudenken und mich zu sammeln. Frau Wagner, deren Geburtstag am 25. December ist (und der ich, an Deiner Stelle, schreiben würde), habe ich meine „Sylvesternacht“ gewidmet und bin gespannt, was ich über meine musikalische Arbeit von dort aus zu hören bekomme, da ich noch nie etwas Competentes zu hören bekam. Wenn ich dieselbe Dir einmal zum Vortrag bringe, wirst Du, wie ich glaube, mit Rührung den warmen, beschaulichen und glücklichen Ton heraushören, der durch das Ganze hindurchklingt und für mich eine verklärte Erinnerung an das Glücksgefühl meiner Herbstferien zu bedeuten hat.

Mit Jacob Burckhardt habe ich einige schöne Tage erlebt, und unter uns wird viel über das Hellenische conferirt. Ich glaube, man kann jetzt in dieser Hinsicht Einiges in Basel lernen. Deinen Pythagorischen Aufsatz hat er mit großer Betheiligung gelesen und sich zu seinen Zwecken excerpirt, und das, was Du über die ganze Entwicklung der Pythagorasvorstellung sagst, ist gewiß das Beste, was über ein so ernstes Capitel bis jetzt gesagt worden ist. Inzwischen habe

ich über Plato eine Anzahl Grundeinsichten gewonnen, und ich meine, wir Beide dürften einmal die bisher so schäbige und mumienhafte Geschichte griechischer Philosophen tüchtig und innerlich erwärmen und erleuchten. — Alles, was Du Allgemeines zu sagen hast, übergieb nur nicht den verfluchten philologischen Zeitschriften: warte nur etwas auf die Bayreuther Blätter! — Über Deine zugesagte Zarnckische Anzeige bin ich sehr glücklich und von vornherein sehr dankbar. Mein lieber Freund, wir haben noch ein großes Stück Leben miteinander auszumessen: wir wollen treu sein.

F. N.

Nr. 84.

Rohde an Nietzsche.

Hamburg, 22. Decb. 71.

Weihnachten ist vor der Thüre, mein lieber Freund, und ich will es doch nicht verstreichen lassen, ohne Dir an der Jahreswende einen Freundesgruß zu fernerer treuer Gemeinschaft zuzurufen. Dir ist, trotz Krankheit und Ungemach, dies Jahr ja bedeutend genug geworden, da es Dir das Herrlichste, einen tiefen Blick in die geheimnißvollsten Kräfte der Menschennatur gestattet hat. Ich stehe nur von ferne; aber umso inniger erkenne ich die Kraft Deiner Freundschaft, daß Du auch jetzt noch, wo alle Deine

Wünsche und Gedanken in dem Einen großen Bestreben aufgehoben sind, meiner zuweilen gedenkest. Für meine Person empfinde ich es zuweilen fast wie einen Abfall, daß ich nicht immer im Stande bin, mit Dir in jener Meerestiefe Perlen zu fischen, mich in einem kindischen Behagen an Gründlingen und anderm philologischen Ungeziefer ergötze, das auch einer schwächeren Angelschnur zugänglich ist. Aber glaube nur, meine Gedanken und theilnehmenden Wünsche sind, unter aller Kleinkrämerei, zu der die Tagesarbeit nöthigt, in allen bessern Stunden bei Dir und tausend Gedanken bewegen sich in den Bahnen, in denen Du so glücklich Alterthum und Musik, Philosophie und Poesie wie ein herrliches Viergespann verbunden lenkest. Und so wollen wir stets vereint bleiben, mein lieber Freund, mag auch der Eine an hohen Götterbildern meißeln, wo ich mich mit kleinem Schnitzelwerk begnügen muß. Im Hinblick auf Dein großes Bestreben schäme ich mich oft genug des dumpfen Treibens: aber am Ende ist doch auch in diesen Quisquilien noch genug des Adels, der allem rein theoretischen Vornehmen eigen ist, daß selbst die Beschäftigung mit dieser bunten Erscheinungswelt alter, wirklich „humaner" Zeiten Einen das Elend der wirklichen, leibhaftigen Existenz vergessen machen kann. Verwunderlich ist freilich, wie bei den ersten Tönen wahrer Musik diese Spielsachen alle fortgeschwemmt werden, und man weit fortgetragen wird, zu jenem *τόπος ὑπερουράνιος*, wo die ewigen Ideen ihren Reigen führen. Aber wie selten hört man in unserm Barbarenlande etwas wirklich Ent-

rückendes, und wie bald sinken Einem, in der musenlosen, klanglosen Wochentäglichkeit die lahmen Flügel. Endlich aber mag die sorgsame Arbeit im Kleinen auch ihren Lohn tragen: sie bewahrt vor jenen leeren Abstractionen, die manche so irrig mit der Idee verwechseln, und sichert zum Wenigsten die „durchgängige Bestimmtheit“, die solchen ἰδέαι eigen ist. Nur die Sehnsucht, die höchste der Ideen, die des Hellenenthums, dereinst zu schauen, soll man sich wach erhalten. —

Laß nun aber bald einmal von Dir hören: wie es Dir in Basel und Tribschen ergehe, wie weit Dein Fritzschianum vorgerückt ist. — Von Wagners Ges. Schriften scheint ja der erste Band heraus zu sein; ich habe ihn noch nicht gesehen, sondern nur eine Anzeige von Nohl in der N. A. Z. Beiläufig, dem wackern Nohl sollte man den Mund verbieten; ich bin überzeugt, daß er der guten Sache nur schadet, da wo ihr noch geschadet, aber auch genutzt werden könnte. Im Grunde sind für eigenthümliche Gedankensysteme die Herolde geradezu gefährlich, die zu einem wahren Verständniß nicht ganz befähigt sind, einem solchen nämlich, welches die Gesammtheit der Gedanken aus sich neu und selbständig wiederzuerzeugen vermag. Der p. Nohl aber redet so, wie ein halb in die Mysterien Eingeweihter, wirft allerlei große Worte des Hierophanten durcheinander, und macht sicherlich auf die ἀμύητοι den Eindruck eines halb Trunkenen. Er mag ein guter Musikus sein — das kann ich natürlich gar nicht beurtheilen —, aber das ist das Unglück der rein musikalischen

Wagnerfreunde, daß sie oft für die erstaunliche Weite seiner ganzen Gedankenwelt, die, wie die Musik, das All umfaßt, nur ein einseitiges Maaßstäbchen mitbringen: so daß, wenn sie reden, man gar nicht sieht: wozu denn der Kothurn. —

Mir geht's so schlecht und recht: ich lese mit Lust Thucydides, habe Schnupfen und bin schlechter Laune. Wenn man doch seine Gedanken einsiegeln könnte — dann hättest Du viele schöne Gedankenbriefe bekommen, aber die gute Stunde und die freie Zeit sind nicht immer identisch. Jetzt sind die glückseligen Ferien; man arbeitet gar nicht mehr ad hoc und für den Tag; da kann man seine Privatdocentenmisère wohl vergessen, und denken, man hätte eine Pflicht und einen Posten in der Welt. — Lebe wohl, liebster Freund, erfreue mich bald durch einen Brief, und sei gewiß der steten Treue

Deines

E. R.

Nr. 85.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 2. Januar 1872.]

Mein lieber Freund,

Du hast jetzt wohl das Buch empfangen? — Willst Du an Zarncke eine kurze Notiz schicken, daß Du die Anzeige übernehmen würdest?

Wenn Dir übrigens der entfesselte Prometheus auf dem Titelblatte ebenso gut gefällt, wie er etwa Jacob Burckhardt gefällt: so erweise dem Künstler die Ehre und nenne ihn: Leopold Rau in Berlin.

Es war für mich ein ergreifender Augenblick, als heute die ersten Exemplare bei mir eintrafen. Ich habe immer die Worte auf den Lippen: Schaff', das Tagwerk meiner Hände, großer Geist, daß ich's vollende!

Unsre Briefe haben sich gekreuzt. Ach, mein lieber Freund, was danke ich Alles Deiner treuen Freundschaft! Du beschämst mich durch Deine Liebe. Jeder Deiner Briefe erweckt mir die gleiche Empfindung.

Ich bin in Eile und sage nur noch: ein tapferes Neujahr! Uns Beiden!

Dein getreuer

Friedr. Nietzsche.

Basel, 2. Jan. 72.

Nr. 86.

Rohde an Nietzsche.

Kiel, 9. Januar 72.

Geliebter Freund!

Dein Brief vom 2. traf mich am 6., noch in Hamburg: Dein Buch habe ich erst gestern Abend, als ich hierher zurückkehrte, gefunden. So wäre der große Schritt gethan, und nun möge er Segen

wirken! Wie dankbar ich Dir für das Geschenk des Buches bin, brauche ich mit Worten nicht zu sagen. An Zarncke schreibe ich morgen; ich werde mich freilich gewaltig comprimiren müssen, um für die Zarnckeschen angustiae schlank genug zu werden! Aber es bleibt kein andrer geeigneter Platz. An philologische Specialzeitschriften zu denken, wäre fast ein Hohn: man denke sich das Gaffen des versammelten Alexandria! Mir liegt, in dieser Angelegenheit, immer das Schillersche Epigramm von „Weisheit und Klugheit" im Sinn: in Alexandria aber wohnen, außer einigen klugen Ritschl's — die wie der Landpfleger sprechen werden: „Du rasest!" — zahllose Dumme, und ganz Einzelne, die nach tiefer Weisheit dürsten. [— —]

Noch habe ich nichts gelesen, sondern nur die Lettern „auf mich wirken lassen". Die Vignette ist schön erdacht, aber, so scheint mir, nicht ganz glücklich ausgeführt (rechte Hand, der Kopf des Geiers und der offenbar zu kleine und auf den Hals nicht richtig gesetzte Kopf).

Morgen werde ich mir dann, und, durch Gunst der *κρείττονες*, auch Übermorgen noch, zu reinen Festtagen einweihen, indem ich an Deiner Hand eingehe in das Land dionysischen Entzückens! und alles Übrige versinken lasse.

Und somit für heute *κόγξ ὄμπαξ*, lieber Bruder in Dionysos und Mystagog! Wie auch Alles gehen möge, meiner Liebe sei unwandelbar versichert.

Herzlichst

Dein E. R.

Bitte, mich Burckhardten zu empfehlen; ich danke ihm für seinen Antheil an meinen Pythagorischen Kleinigkeiten. —

Nr. 87.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 28. Januar 1872.]

Mein guter lieber Freund,

neulich habe ich einmal eine vorläufige Anfrage, ob ich eine Professur in Greifswald annehmen würde, durch Susemihl bekommen, aber sofort, zu Deinen Gunsten und Dich empfehlend, abgelehnt. Ist die Sache in einem weiteren Stadium? Ich habe an Ribbeck verwiesen. — Hier war die Sache doch bekannt geworden und hat mir eine große Sympathie bei den guten Baselern erweckt. Obwohl ich protestirte, daß es kein Ruf sei, sondern nur eine ganz vorläufige Anfrage, hat mir doch die Studentenschaft einen Fackelzug beschlossen, und zwar mit der Motivation, daß sie damit ausdrücken wolle, wie sehr sie meine bisherige Thätigkeit in Basel schätze und ehre. Übrigens habe ich den Fackelzug abgelehnt. — Hier halte ich jetzt Vorträge „über die Zukunft unsrer Bildungsanstalten“ und habe es bis zur „Sensation“, hier und da zum Enthusiasmus gebracht. Warum leben wir nicht bei einander! Denn was ich jetzt Alles auf dem Herzen trage und für die Zukunft vorbereite, ist in

Briefen auch nicht einmal zu berühren. — Ich habe mit Wagner eine Alliance geschlossen. Du kannst Dir gar nicht denken, wie nah wir uns jetzt stehen und wie unsre Pläne sich berühren. — Was ich über mein Buch habe hören müssen, ist ganz unglaubwürdig: weshalb ich auch darüber nichts schreibe. — Was denkst Du darüber? Ein ungeheurer Ernst erfaßt mich bei Allem, was ich darüber vernehme, weil ich in solchen Stimmen die Zukunft dessen, was ich vorhabe, errathe. Dieses Leben wird noch sehr schwer.

In Leipzig soll wieder Erbitterung herrschen. Niemand schreibt mir von dort ein Wörtchen. Auch Ritschl nicht.

Mein guter Freund, irgendwann müssen wir wieder mit einander leben; es ist heilige Nothwendigkeit. Ich lebe seit einiger Zeit in einem großen Strome: fast jeder Tag bringt etwas Erstaunliches; wie auch meine Ziele und Absichten sich erheben. — Ich kündige Dir, ganz verschwiegen und zur Verschwiegenheit auffordernd, an, daß ich unter Anderem ein Promemoria über die Straßburger Universität, als Interpellation bei dem Reichsrath, zu Händen Bismarck's vorbereite: worin ich zeigen will, wie schmählich man einen ungeheuren Moment versäumt hat, um eine wirkliche deutsche Bildungsanstalt, zur Regeneration des deutschen Geistes und zur Vernichtung der bisherigen sogenannten „Cultur", zu gründen. — Kampf auf's Messer! Oder auf Kanonen!

Der reitende Artillerist, mit
schwerstem Geschütz.

Basel, Sonntag, Jan. 72.

Nr. 88.

Rohde an Nietzsche.

Kiel, 29. 1. 72.

Aber warum verstummst Du so gänzlich, mein lieber Freund? [— —] Nun ist denn doch die Anzeige an Zarncke abgegangen, und ich hoffe nur, daß er meiner Bitte um baldigen Abdruck nachkommt und nicht gar eine ähnliche Eigenmächtigkeit begeht, wie bei einer Anzeige von mir über Rankes Meineke (am vorigen Sonnabend), wo er ohne mein Wissen vorn und hinten zwei Katzenbuckel für seinen Freund Ranke angehängt hat, dessen ganz dummes Buch mir natürlich zu empfehlen gar nicht eingefallen war. Zum Glück hat er meine Chiffer, ϱ, fortgelassen. [— —] Doch nun: weg mit dem Fandôm! (pag. 110.) Ach, lieber Freund, kommt sie einmal, die goldne Zeit, wo wir zwischen uns und diese freche Welt den Abgrund werfen, da uns doch im Innern ein weltentiefer Abgrund in Denken, Wünschen und Empfinden von ihr trennt? und wo wir, eine Gemeinde Engverbundner, dem Lichte entgegenwarten, das wohl endlich einmal auch uns aufgehen mag. Man kann nicht engere Gemeinschaft des Empfindens haben als ich mit Dir, der ich in jeder Faser empfinde, wie dieses Dein Buch auch meinen tiefsten Erfahrungen überall den mir leuchtend klaren und erschöpfenden Ausdruck giebt. Und dies sind keine ersonnenen Träume; wie

könnte ein zweites Wesen sie so im Innersten mit erleben! Daß aber Wagner uns in diesem Verstehen der tiefsten Dinge bestätigt, ist doch ein Band, das auch mich ihm näher verbinden mag, als ich sonst irgend zu hoffen wagen würde. So denke ich, was ich lange versäumte, ihm nächstens, ἀγαθῇ τύχῃ, von meinem verehrenden Antheil brieflich zu reden. — Für heute bin ich mit Papier und Kräften zu Ende, es ist spät Abend. Schreib nur bald, lieber Freund, und sei meiner Treue versichert.

E. R.

Nr. 89.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 4. Februar 1872.]

Deine Anzeige, mein lieber Freund, ist ein wahres Meisterstück einer verkürzten und verjüngten Wiederspiegelung des Originals, und ich fühle mich Deiner wieder einmal im allertiefsten Grunde versichert. Ich bin geradezu erstaunt (und mit mir Overbeck, dem ich sie vorgelesen), wie schön und neu, wie stilvoll Dir diese so schwierige Aufgabe gelungen ist, und weiß nicht, wie ich Dir dafür danken soll als durch das offenste Geständniß, daß ich so etwas wie diese Anzeige nicht zum zweiten Mal erleben werde. Heute schicke ich sie noch nach Tribschen, damit meine Freunde sich mit mir Deiner erfreuen. Ärgere

Dich nur nicht über den Zarncke; es ist ja Prostitution, mit dem Schreiber solcher Briefe zu verkehren. Also fahre er dahin; sein Sündenmaß ist voll, denn die Unverschämtheit, an die Ranke-Anzeige etwas angeflickt zu haben, dürfen wir ihm nicht verzeihn. Übrigens folgt er, in Betreff meines Buches, nicht sowohl eigenen Impulsen, als denen seiner Freunde Curtius und Overbeck rc.: denn die indianische Wuth gegen mich herrscht in diesem Kreise. Welche Frechheit, von einem „Freundschaftsdienste“ bei einer solchen Anzeige zu reden! die kein Zweiter machen könnte! Am wenigsten der alberne Herbartianer Zimmermann (der Schopenhauer's Ästhetik „vernichtet“ hat und höchster Bewunderer von Hanslick ist!) oder auch der gute Lehrs, der „mit Musik und Alterthum“ nicht „ausreichend vertraut ist“, „um der Anzeige gewachsen zu sein“. Wir wollen uns nur gewöhnen, das Allerdümmste jetzt in dieser Sache zu erfahren.

Von der Art, wie so ein Buch entsteht, von der Mühe und Qual, gegen die von allen Seiten andringenden anderen Vorstellungen sich bis zu diesem Grade rein zu halten, von dem Muth der Conception und der Ehrlichkeit der Ausführung hat ja niemand einen Begriff: am allerwenigsten vielleicht von der enormen Aufgabe, die ich Wagner gegenüber hatte und die wahrlich in meinem Innern viele und schwere Contristationen verursacht hat — die Aufgabe, selbst hier selbständig zu sein, eine gleichsam entfremdete Position einzunehmen; und daß dies mir, selbst bei dem allerhöchsten, am Tristan dargestellten Problem zu ihrer Erschütterung gelungen ist, gerade das be-

zeugen mir meine Tribschener Freunde. Das darf ich Dir sagen, mein geliebter Freund, — gerade an diesem Punkte fühle ich mich stolz und glücklich und bin überzeugt, daß mein Buch nicht untergehn wird. — [— —] Zarncke glaubt, daß es Dir darauf ankomme, mir zu nützen! Als ob nicht alles vielmehr darauf ankäme, Anderen durch eine solche Anzeige zu nützen! Nun, lassen wir die Todten ihre Todten begraben!

Ich will einen Versuch wagen, Deine Anzeige an die Augsburgerin zu schicken: ob ich gleich von vornherein das größte Mißtrauen habe. — In Betreff des Centralblatts hatte ich die sichere Empfindung, daß es nichts würde, und stieß ein Triumphgeschrei aus, als ich Deinen Brief heute bekam. Nun, auch unsere Zeit kommt! Und wir müssen zur rechten Zeit wissen, daß alle Compromisse nur schädlich sind: Kampf auf die Kanone!

Schreibe doch an Wagner's: Du wirst das allerrührendste Entgegenkommen finden. Denn man liebt Dich dort: und wir mögen Pläne machen, welche wir wollen, Du bist immer dabei bedacht.

In herzlicher Dankbarkeit

Dein

Friedrich Nietzsche.

4. Febr. 72.

Du hast doch meine Notiz über Greifswald bekommen?

Nr. 90.

Rohde an Nietzsche.

Kiel, 6. Februar 72.

Mein lieber Freund!

Nein, wir sollen offenbar mit den Klüglingen keinerlei Gemeinschaft pflegen. [— —] Wenn ich aber doch noch ein Loch finde, von welchem aus ich Deinen Ruhm verkündigen kann, so will ich, einiges beibehaltend, vieles in der Anzeige — die ich Thor mit schlauer Anbequemung an das Centralblatt geschrieben zu haben meinte! — ändern, namentlich dann auch das große Verdienst einer solchen, wie man sagen könnte, Kosmodicee (Du verstehst mich), betonen. [— —] Herrn Zarncke habe ich sehr „stilvoll" geantwortet: ohne Grobheit, aber „sehre kihl". [— —] Aber wiederum: weg mit dem Phantom! p. 110. Daß die Anzeige, trotz ihrer gelegentlichen Accommodation, Dir gefallen hat, ist mir tröstlich: wir wachsen, denk' ich, immer inniger zusammen, alter Freund! — Ungemein gerührt, als Zeichen reinsten Vertrauens, hat mich die gestern mir zugekommene Sendung der Tribschener Briefe: ich empfinde tief den vollen Glockenton einer in ihrem Innersten bewegten machtvollen Natur namentlich in dem Briefe des Meisters: wie läutendes Erz, stark und innig. Solche Natur zu solcher Empfindung

gebracht zu haben — wahrlich, theurer Freund, konntest Du reicheren Lohn für alle Uberwindungen erwünschen: ich rechne auch dies zu den Überwindungen, von den wortlos dunkel bewegten Erregungen der tiefsten Kräfte, am Licht der Sonne, in begrifflicher Rede vor allem Volk auf dem Markt zu reden. Es giebt ein zart empfindliches Schamgefühl auch des Gedankens: man kämpft es nur nieder, um den Edelsten sich, mit der rückhaltlosen Offenheit der Liebe, mitzutheilen. Heil Dir, daß in W. Dir solche verstehende Liebe entgegenkommt. — Ein Wort von Greifswald. Du hast aufs neue Kohlen auf mein Haupt gesammelt: ich danke Dir, mein lieber Freund, von Herzen: aber 's war wieder nischt. [— —]

Treulichst Dein

E. R.

Nr. 91.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, Mitte Februar 1872.]

Schnell, mein lieber treuer Freund, will ich Dir noch ein paar Zeilchen schreiben. Mit der Augsburgerin ist es nichts, wir wollen uns mit diesem Blatte nicht einlassen, weil es gegen W. infame Geschichten auf dem Gewissen hat. Die Norddeutsche stünde uns zu Gebote, — aber kommt es Dir nicht

lächerlich vor? Mir wenigstens. Denke außerdem, daß ich mit Dir über die Taktik einer Anzeige meines Buches insofern nicht einverstanden bin, daß ich alles Metaphysische, alles Deducirende fern gehalten haben möchte: denn gerade dies wirkt, in einem Hohlspiegel zusammengedrängt, schlechterdings nicht anreizend zum Lesen, sondern umgekehrt. Glaubst Du nicht selbst, daß so ein Zarnckischer Leser, wenn er Deine Anzeige liest und vom Buche sonst nichts weiß, sich der Last, es zu lesen, enthoben fühlen darf? — während gerade das Umgekehrte der gewünschte Erfolg sein muß, daß Alle, die sich mit dem Alterthum befassen, es pflichtmäßig erst lesen müssen. Wir wollen es doch ja nicht den guten Philologen so leicht machen, daß wir sie selbst fortjagen — sie sollen sich daran erkennen. Außerdem ist es durchaus nicht nöthig, daß dies Buch rein metaphysisch und gewissermaßen „transmundan" wirke: da ist mir Jacob Burckhardt ein lebendiger Beweis: er, der sich alles Philosophische und vor allem alle Kunstphilosophie, also auch meine, höchst energisch vom Leibe hält, ist von den Entdeckungen des Buches für die Erkenntniß des griechischen Wesens so fascinirt, daß er Tag und Nacht darüber nachdenkt und mir das Beispiel der fruchtbarsten historischen Benutzung an tausend Einzelheiten giebt: sodaß ich in seinem Sommercolleg über griechische Culturgeschichte viel! zu lernen haben werde, umso mehr, als ich dann weiß, wie vertraut und heimisch der Boden ist, auf dem dies gewachsen. Du und er — Ihr Beide zusammen gebt wirklich das Ideal des rechten Lesers ab: während Du von einer „Kosmodicee"

sprichst, erzählt er mir, daß er jetzt erst den Athenäus recht verstünde u. s. w. Da nun aber eine gewisse „Notorietät“, wie Burckhardt sagt, für ein Buch erst erreicht sein muß, ehe es ernst genommen wird, so ist die Taktik einer Anzeige etwas der Überlegung Werthes. Deine Anzeige findet übrigens Wagner „vortrefflich“: auch Frau Wagner findet, daß sie viel, viel zu gut sei für die Augsburgerin; doch wünscht letztere, Du hättest lieber auf die That als auf das Werk aufmerksam machen mögen. Damit bin ich nun wieder nicht ganz einverstanden: denn worin die That besteht, ist nicht so leicht, ohne die größte Beleidigung des lesenden Publikums, auszudrücken: und eine That soll man an ihren Erfolgen ermessen — vielleicht sind diese hier sehr gering, vielleicht läuft es auf einen elektrischen Schlag in's Wasser hinaus — kurz, ich mag nicht, daß man von mir redet. Sodann muß man, wenn man „Thaten“ abschätzen will, auktoritativ reden können.

Also, mein lieber Freund — ich sage Dir alles ganz offen, wie ich's fühle. Ich danke Dir für Deine edele Bemühung und werde Deine Anzeige brieflich unter Freunden herumschicken, — aber laß uns fern bleiben von dem Glauben, daß wir jetzt mit solchen Anzeigen etwas ausrichten. Die erwünschte „Notorietät“ wird vielleicht durch skandalöse Beurtheilungen und Beschimpfungen auch erreicht — ich empfehle Dir, nichts für mich zu schreiben, wie ich es mit Bestimmtheit weder von Wagner noch von Burckhardt erwarte: wir Alle wollen warten und uns privatim freuen oder ärgern.

Soeben werde ich durch einen Brief Ritschl's sehr überrascht und im Grunde recht angenehm: er hat gegen mich nichts von seiner freundschaftlichen Milde verloren und schreibt ohne jede Gereiztheit: was ich ihm hoch anrechne. Ich schicke Dir seinen Brief mit der gleichen Bitte, wie früher — mir die Dokumente einmal gelegentlich sicher zuzustellen. Du erfährst aus dem Briefe auch etwas in Betreff Dorpat's.

Hier bin ich in voller Gedankenthätigkeit über die Zukunft unserer Bildungsanstalten: und es wird Tag für Tag „organisirt“ und „regenerirt“, allerdings zunächst nur im Kopfe, doch mit der bestimmtesten praktischen „Tendenz“. Ich drücke mich heute infam aus: rechne meine stilistische Noth auf einen ewig fließenden Schnupfen und allgemeines Mißbehagen durch *κατάρρους* mit *βράγχος*. Hast Du denn nach Tribschen geschrieben? Ich erzähle Dir zum Schluß von dem 22. Mai, d. h. Wagner's Geburtstag, Grundsteinlegung vom Theater in Bayreuth, desgleichen vom Wagner'schen Haus, endlich klassische Aufführung der neunten Symphonie — also „Alle nach Connewitz!“ Wirklich treffen wir alle für die Pfingstwoche in Bayreuth ein. Lieber Freund, es ist fast nothwendig, auch für Dich, dort zu sein. Ich meine dies so ernst als möglich und denke mir, daß es Dir auch so scheinen wird. Fünfzig Jahre später würden wir es für unverzeihlich, für verrückt halten, nicht dabei gewesen zu sein, — also überwinden wir die bewußten Unbequemlichkeiten — Basel und Kiel wird wohl in Bayreuth seine M i t t e haben. Ich beschwöre Dich wirklich bei unserm Allerheiligsten,

der Kunst — komme dorthin! Wir müssen dies zusammen erleben, ebenso wie nächstes Jahr die „Bühnenfestspiele“. Schreib mir recht bald, mein lieber, treuer, guter Freund, und denke an mich wie an Einen, der mit einem ungeheuren Schallrohr Dir zuruft: Bayreuth!!

F. N.

Nr. 92.

Rohde an Nietzsche.

Kiel, 26. Februar 72.

Mein lieber Freund,

ich hätte Dir schon längst einmal wieder die Hand gedrückt — im Briefe: — aber ich hatte wieder einmal eine jener Perioden, wo ich mir, bei vollkommener Gesundheit, so gelähmt und verfroren im Gehirn vorkomme wie Ovid in Tomi: wo man dann die Last und Schwere des Daseins quälend empfindet und nur jenes exoterische Leben führt, das einen von langweiligen Gesellschaften in öde Kneipen, zu stumpfer philologischer Sklaverei führt. — Vorüber! — Ach liebster Freund, ich denke tausendfach an Dich, und am Herzlichsten, wenn ich Abends in den schönen Buchenwald spazieren gehe, wo im ersterbenden Schummerlicht die Einsamkeit und tröstliche Träume wohnen. — Hierbei erhältst Du Deine drei Briefe zurück; ich habe den beiden ersten den tiefsten Ein-

blick entnommen, auch dem von Ritschl aber Seltsames. Ich muß doch noch einige Worte über das gescheiterte Recensionsunternehmen sagen, weil sie auch die Auffassung des Buches selbst betreffen. Ich verstehe ganz wohl, was Dir an Burckhardt's philologisch-historischer Auffassung so wohl thut. Oberflächlich Blickende [— —] können nämlich in der That fast zu dem wunderlichen Gedanken kommen, als werde hier eine mönchische Abschwörung von „Vernunft und Wissenschaft“ gepredigt: dem gegenüber ist denn eine wissenschaftliche Verwerthung des Buches von Seiten eines Tiefblickenden hoch erfreulich. Kann man, gegenüber der vulgären Geschäftigkeit, worin bei uns der „Ernst des Lebens“ besteht, ein betrachtsames Leben höher stellen, als wir — ich zähle mich zu Dir — es thun? Aber haben wir nicht zugleich ein Recht, die Verflachung dieses an dem Erscheinen der Erscheinung haftenden Thuns zu beklagen? und nach einer Cultur zu seufzen, in der die πρᾶξις selber mehr wäre als ein leeres Treten der Mühle, und die Betrachtung mehr als die Beschreibung der Schlangenhaut, die das ewig Eine in jedem Moment abstreifend wechselt. Sind wir denn darum Thoren genug, für diese Zeit, wie sie ist, den Alexandrinismus ausreuten zu wollen? Was gab es denn zur Diadochenzeit Edleres als die guten alten Alexandriner. Aber darf man sich keine Cultur denken und ersehnen, in der die Edelsten mehr wären als Gelehrte? Darum nun meine ich, eine besondre Hervorkehrung der philologisch-historischen Seite des Buches sei nicht wohlgethan. Wohl für die Resignirten wie Burckhardt, nicht für

solche, die dem Standpunct des Buches selbst nahe kommen möchten. Aber auch die „That“, an die Spitze zu stellen, ist, wie es nicht diplomatisch wäre, so auch nicht richtig. Zunächst kann in dem ungeheuren Schwunge des Weltrades der einzelne Wille wenig thun, ehe er eine Vielheit von Willen vertritt. Gesetzt aber, die Aufforderung führte direct zur That, so hätte hier nun, fürchte ich, der alte Ritschl Recht: wir würden einen ungeheuren Dilettantismus befördern: wovor uns der heilige Goethe behüte! Denn das Buch, bei seiner für den gewöhnlichen Biedermannsstandpunct ungeheuren Paradoxie, liest sich gewiß viel mystischer, als es gemeint ist: und wie Ritschl eine Art von Verneinungstheorie herausgelesen hat, so würde es gewiß Manchen gehn. Wie nun aber gerade das Buch die Verweltlichung unsrer Gelehrtenbildung mit einer tiefsten Mystik zu versöhnen, wie es im Mythus die Vereinigung des ἕν mit dem πᾶν, in der Kunst die Überwindung zugleich der Mystik und des Rationalismus erwarte, dies alles nun im Griechenthum nachweise, und die beglückende Hoffnung nähre, daß uns die höchste Natur im Alter gewähre, was ihren glücklichen Lieblingen in die Wiege gelegt war — das müßte, auf eine oder die andere Weise gesagt werden. Also weder bloß die kühle philologische Erkenntniß, noch die ungeborne That, die ja auch aus Mißverständnissen geboren werden kann: zuerst die Erweckung eines tiefsten Bedürfnisses nach voller Menschenbildung, und in der Erkenntniß griechischer Art das imperativische Element. War nicht Deutschland schon

einmal so weit: aber wer empfindet heute auch nur das quälend Dunkle in der widerspruchsvollen Einheit des Einen und der Individuen: und wenn er sie empfindet, hat er, ein träumender Deutscher, einen andern Weg als die mystische Rückflucht ans Herz des Einen uralten Vaters? [— —]

A propos: 22. Mai! Da der Tag in die Pfingstferien fällt, wollen wir immerhin die Hoffnung solcher schönen Jubelfeste nähren: ich wüßte nicht, was mich hindern könnte, mir dies zu „verjönnen" außer dem verdammten Gelde: als von welchem ich nur ein minus besitze. Du machst Dir keine Vorstellung, wie ungeheuer wenig Gehalt ein Privatdocent bekommt: es wird wahrhaftig Zeit, daß ich was werde! „Doch ich fange an zu philosophiren." Darum „breche ich ab, indem ich mich zeichne mit aufrichtiger Hochschätzung

Dein ergebener Diener"

F. N.

SCHREIB NUR RECHT BALD EINMAL!

Nr. 93.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 16. März 72.]

Endlich, liebster Freund, kommt wieder ein Brief von mir. Wundere Dich nicht: es gab viel und

giebt viel zu überdenken. Mitten in der Berufsnoth, und zwar in der doppelten, hatte ich noch meine sechs Vorträge über die Bildungsschulen auszuarbeiten. Dies wird also meine zweite Schrift werden, und hoffentlich hast Du sie bis Mitte des Jahres oder früher in den Händen. Sie ist durchaus exhortativ und im Vergleich mit der „Geburt" populär oder exoterisch zu nennen. Ich will mir das Vergnügen machen, sie mit einer starken Einleitung an den „philologischen Verein" in Leipzig zu adressiren. Du verstehst sicherlich diese Maßregel nach allen ihren Seiten hin .... Mit der hier erzielten Wirkung bin ich außerordentlich zufrieden, ich habe die ernsthaftesten und ergebensten Zuhörer, Männlein und Weiblein und so ziemlich die ganze Studentenschaft besseren Schlags. Wenn ich an meine Hoffnungen und Pläne denke, so bist Du mir immer gegenwärtig, sodaß ich neulich sogar einmal ärgerlich wurde und mir sagte: „immer nur Rohde und niemand Anderes! Das hole der Teufel!"

Mein lieber und treuer Kamerad, wir müssen nun eben versuchen, mit einander uns so weiter durchzukämpfen. Wenn ich nur auch wieder mit meinen Bildungsanstaltgedanken so unbedingt Deine Theilnahme und Zustimmung finde, die mir bei der Taufe des Erstlings so erquickend war! Es ist traurig, daß ich Dir erst alle diese Dinge gedruckt vorlegen kann: während im Grunde zwischen uns alles, Wort für Wort, durchsprochen, durchdacht, durchlebt sein müßte. Nun, es kommt auch einmal ein Tag, wo es anders wird: daran glaube ich.

Was habe ich nun erlebt? Sehr gute Briefe und mindestens sehr merkwürdige über mein Buch, z. B. von Romundt; freilich sehr metaphysisch: er schreibt jetzt an einer Abhandlung — nun worüber doch! natürlich über das „Ding an sich" — und wird sie mir widmen. Dann von Franz Lißt (höchst überraschend!), von Hans von Bülow, von Hauptmann von Baligand, von Gustav Krug, von Dr. Hagen aus Bern, dann habe ich mehrere Berichte durch die Tribschener Freunde, woraus ich weiß, daß das Buch von Moskau bis Florenz sich ausgebreitet hat und überall sehr ernst und begeistert verstanden wird. Kurz, es bildet sich für dasselbe eine kleine Gemeinde — nur von den wackeren Philologen höre ich nichts — stumpf — dumpf — Mum! Mum! wie es in den Shakespeare-Übersetzungen heißt.

Übrigens verstehe ich alles, was Du in Deinem Briefe zuletzt mir sagst, und ich frage Dich deshalb nochmals, ob Du Lust hast zu einem größeren Artikel in der „Norddeutschen Allgemeinen" (Sonntagsbeiblatt) oder zu einem Brief an den Redakteur des Rheinischen Museums, zum Abdruck für dasselbe. Beides scheinen mir überlegenswerthe Möglichkeiten. Die Anstößigkeit dürfen wir vor Philologen nicht scheuen, und ich gehe jetzt darauf aus, alles möglichst an die rechte Adresse zu bringen. Noch ein anderer Einfall: es wäre möglich, den Brief über mein Buch an den Berliner Wagnerverein zu richten, natürlich zum Druck für die „Norddeutsche Allgemeine". Sodann könnte ich Dir noch vorschlagen, einen Vortrag für die diesjährige Philologenversammlung anzukündigen.

Alle diese Vorschläge sind ziemlich gleichmäßig skandalös. Aber wozu die Verschämtheit, wenn man was Rechtes zu sagen hat?

Das Beste übrigens wäre vielleicht ein offener Brief über das Buch, an Richard Wagner adressirt, von ungefähr 40 Seiten und schön gedruckt bei E. W. Fritzsch. Dabei wäre es nöthig, Dich als Philologen zu geriren und als Lehrer: vielleicht könnte dies eine kleine Widmung zu dem Gründungsfesttag in Bayreuth sein. An Publicität für ein solches bei solcher Gelegenheit abgelegtes Zeugniß würde Dir es nicht fehlen.

Das ist wohl der erträglichste Einfall. Schreib mir doch ein Wörtchen darüber. Und nun leb wohl, mein lieber Kriegs- und Friedenskamerad!

Dein getreuer, jetzt zum
Mittagsessen sich rüstender Freund
F. N.

Basel, Freitag.

Nr. 94.

Rohde an Nietzsche.

Hamburg, 10. April 72.

Du wirst gewiß schon ungeduldig geworden sein, mein lieber Freund, nach der Antwort auf Deinen

letzten Brief. [— —] Bedenklich sind nun allerdings — wenn wir von der einfachen, aber ganz wirkungslosen Anzeige in der „N. A. Z." absehen — alle die Wege. An einen Vortrag auf der Philologenversammlung ist wohl nicht zu denken: ich gehe, selbst wenn ich nicht nach Bayreuth gehe, zu dieser Pfingstversammlung keinenfalls nach Leipzig. Und die übrigen Möglichkeiten [— —] erfordern alle, was mir abgeht, die Wucht eines Auftretens mit Autorität, ohne welche es sehr schwer sein wird, nicht einigermaaßen ridikül zu werden. Da ich nun aber doch diese öde Stille über das Buch nicht ertragen kann und will, so habe ich schließlich als beste Möglichkeit erfunden, die auch Dir als solche erschien: den offnen Brief an Wagner. [— —] Also an W. nur als den patronus causae gerichtet, müßte das Schreiben sich eigentlich an die Herren Philologos richten, um sie zu ersuchen, aus Deinem Buche zu lernen, daß sie, aufhörend bloße Wortklauber zu sein, sich als eine Garde der edleren Bildung constituiren mögen, als wozu sie, an den Griechen, allein das leitende Vorbild haben können. [— —] Um aber nun überhaupt Wagner derartig „anulken" zu dürfen, habe ich endlich, was ich längst wollte, direct an ihn geschrieben, natürlich von der Absicht eines solchen Sendschreibens noch nichts erwähnend. [— —] Nur hoffe ich auf die Sonne: bei diesem verschlossnen Himmel gleiche ich einer alten Nebelkrähe: κρώζω. Ich bin nicht freien Gemüthes, wie Du wohl verspürst. [— —]

In treuer Liebe Dein E. R.

Nr. 95.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, etwa 12. April 1872.]

Liebster Freund, um Deine Stimmung durch das Zauberspiel der Hoffnung etwas aufzuheitern, erzähle ich Dir, als Antwort auf Deinen Brief, zuerst, in welche Combination ich neuerdings, allerdings erst in Gedanken, Dich und Deinen Beruf, alias Lebensunterhalt gebracht habe. Ich denke nämlich darüber nach, wie Du um Michaeli in alle Ehren und Emolumente meiner Basler Professur, als mein vollständiger Nachfolger, eintreten kannst. Ich selbst nämlich will den nächsten Winter herumziehn im deutschen Vaterland, d. h. eingeladen von den Wagnervereinen der größeren Städte, um Vorträge über die Nibelungen-Bühnenfestspiele zu halten: — es muß eben Jeder thun, was seine Pflicht ist, und, im Collisionsfalle, was seine Pflicht mehr ist. Habe ich aber auf diese Art einen Winter mich von der Universität getrennt, so benutze ich gewiß das einmal eingetretene Vacuum, um zwei Jahre lang nach dem Süden zu gehen. Zum Zwecke dieses Unternehmens lege ich meine Stellung hier nieder, sodaß Du dann in jeder Beziehung mein Nachfolger wirst; wenn die Universität mir aber wohlwill, so denke ich, wird sie mir den Titel und die Würde eines ordentlichen Professors unbeschadet der davon gänzlich unabhängigen, Dir

zugedachten Professur belassen, natürlich nicht den Gehalt. Bist Du geneigt, Dich mit dieser Combination vertraut zu machen? — Wie gesagt, betrachte es als einen Entwurf, über den wir uns verständigen wollen. Ich selbst denke mit dem letzten Reste meines Vermögens, vielleicht 2000 Thaler, noch 2½ Jahr existiren zu können — und was nachher wird, das weiß Gott, geht mich auch zunächst nichts an. Himmlisches Wohlgefühl, nicht als Stipendiat nach dem Süden zu wandern, die Augen rückwärts gedreht nach einem kaiserlichen Ministerium! Aber vor Allem muß ich wissen, ob Du nöthigenfalls bereit bist. Die Entscheidung müßte Ende Mai getroffen werden. —

Herzliche und große Freude hast Du mir gemacht, als Du an Wagner den Brief abschicktest. Wir haben nun einmal für das Beste und Edelste, was wir wollen, keinen andern Patronus: weshalb ihm von Rechtswegen alles als Opfergabe zukommt, was auf unserem eignen Ackerlande wächst. Wenn ich etwas schwer vermisse, so ist es gerade deshalb Deine Nähe: wir sollten immer zusammen uns an ihm erbauen und in der Erkenntniß seiner Werke fortschreiten. Das Nibelungenwerk taucht immer mehr vor meinen erstaunten Blicken auf — als etwas Unglaublich-Gigantisches und Vollendetes, und ohne Gleichen. Aber es ist schwer, solchen Werken sich zu nähern: weshalb Der, der viel davon empfunden und verstanden zu haben glaubt, davon auch reden muß, — daher mein Winterplan.

Zu Deinem Sendschreiben an Wagner wünsche

ich Dir frohes und glückliches Gelingen. Denke, ich bitte Dich, daran, in welcher Zeit Du Wagner das erweist: später kann ich Dir einmal deutlich machen, inwiefern es einer der complicirtesten und aufregendsten Momente war, in dem jedes wahre Zeichen von Verständniß und Theilnahme lindernder Balsam ist.

Ich lege eine Anzahl von Briefen bei, von Romundt, von v. Baligand (Kammerherrn des Königs von Bayern), von Franz Lißt, von Gustav Krug, von Professor Hagen in Bern, von Schuré in Florenz, von der Gräfin Krokow, von Frl. Mathilde Maier. Dann könnte ich noch erzählen von einem sehr liebenswürdigen Briefe der Ministerin von Schleinitz aus Berlin, von Frl. von Meysenbug in Florenz u. s. w. Hans von Bülow, den ich noch gar nicht kannte, hat mich hier besucht und bei mir angefragt, ob er mir seine Übersetzung von Leopardi (das Resultat seiner italienischen Mußestunden) widmen dürfe. Der ist so begeistert von meinem Buche, daß er mit zahlreichen Exemplaren davon herumreist, um sie zu verschenken. Es giebt bald eine zweite Auflage. Übrigens giebt es noch keine öffentliche Anzeige, nicht einmal eine Buchhändleranzeige — es ist ein Erfolg im Schooß der Familie. Dohm, der Redakteur des Kladderadatsch, ist auch ein „Begeisterter“ und wird darüber schreiben — vielleicht als der Erste: was sich rührend und ridikül ausnehmen würde. — Nur unsre verrückten Philologen schweigen. — [— —]

Windisch hat sich in Leipzig mit Roscher's Tochter verlobt. [— —]

Gersdorff ist treu, thätig und gut wie immer und ist jetzt in der nützlichsten und anhaltenden Correspondenz mit Tribschen. — Übrigens, mein lieber, guter Freund, ist Bayreuth am 22. Mai für uns nicht zu umgehen, nach Schicksalsschluß! Und im Herbst wirst Du ja, wenn meine Combination gelingt, Pfründner! Also komme, vorher aber schreibe mir. Zu allem, was Du unternimmst, nimm den Segen Deines Freundes, der Dich liebt und Dir herzlich zugethan ist.

Donnerstag. Friedr. Nietzsche.

Nr. 96.

Rohde an Nietzsche.

[Kiel, Mitte April 1872.]

Mein lieber Freund,

herzlichen Dank für Deinen liebevollen Brief. [— —] Freilich gehört dazu, um alles Naserümpfen der Philister verachten zu können, auch solcher Fonds von Geist und Charakter, wie Du diesen Schächern entgegensetzen kannst. Nichts desto weniger hast Du, was mich nur, so plötzlich angekündigt, einigermaaßen überrascht, gewiß schon lange in allen Folgen überlegt, namentlich auch, ob nicht, trotz der zeitweiligen Vacanz, es möglich sein würde, Dir Deine Basler Stelle offen zu halten. Denn das ist wenigstens sehr denkbar, daß nach Deinem Wanderapostolat die

übrige akademische Camaraderie Dir den Krieg erklärt. *Οὐ χρὴ γόνον λέοντος ἐν πόλει τρέφειν* war dieser Edeln Wahlspruch von jeher. Aber freilich ist mir unbekannt, ob Du nicht, dem Trieb Deines Genius zu Liebe, die ganze akademische Herrlichkeit kühnen Muthes in den Wind schlagen willst, und welche weiten Pläne Du etwa mit Bayreuth verbindest. [— —] Die Basler wenigstens wären große Thoren, wenn sie Dich so ohne Weitres ziehen ließen: sie müssen ganz wohl wissen, daß Du ihnen auf keine Weise ersetzt werden kannst. [— —] Wird Dir der, den Baslern jedenfalls etwas brüsk erscheinende Abgang dadurch erleichtert, daß Du sofort Einen stellst, für dessen guten Willen ꝛc. Du bürgen kannst? in diesem Falle würde ich natürlich, wenn man mich acceptirt, unbedingt annehmen. Aber eben: wenn man mich nimmt! Verdammter Weise sitze ich jetzt zwischen jenen zwei Stühlen, mit denen der richtige akademische „Streber“ grade sein anmuthiges Schaukelspiel zu treiben liebt, die mir aber eine sehr ungemüthliche Empfindung machen. [— —] Dann verspreche ich entschieden, [— —] daß ich, die hiesigen Aussichten einfach quittirend, mich auf ein „Verwerthen“ des Basler Rufes in Berlin nicht einlassen (wie das Ribbeck sicher verlangen wird), sondern nach Basel gehen will.*) [— —] Laß mich bald von Dir hören, liebster Freund, und sei meiner unveränderten Gesinnung versichert.

Dein E. R. [— —]

*) [Vierzehn Tage später meldete Rohde dem Freunde die Ernennung zum Professor in Kiel telegraphisch.]

20*

Nr. 97.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 30. April 72.]

Mein guter, lieber Freund, das ist ja ein wahres Glückstelegramm, nach allen Seiten hin Licht, Luft, Wärme und Wohlgefallen bei Gott und den Menschen verbreitend! Denke Dir, daß ich gerade in diesen Tagen eine derartige schnelle Wendung recht von Herzen ersehnte, weil ich plötzlich die Angst bekam, es möchte Dir vielleicht meine Freundschaft schlecht bekommen und bei der Kameraderie übel angerechnet werden. Ich wollte Dich eben brieflich, aber inständig angehen, ja nichts zu unternehmen, was auf einen sehr nahen Umgang mit mir oder gar mit Wagner deuten ließe; denn schon jetzt, fürchte ich, ist unsre Centralblatt-Angelegenheit mit einer gewissen komischen Färbung weit genug herumgetragen worden, um möglicherweise Den und Jenen gegen Dich aufzureizen. Jetzt aber, wo wir wie zwei Gewappnete mitten in der akademischen Zunft als treue Waffengefährten stehen, und die „Lebensnoth" einmal ihr Antlitz verhüllt hat, dürfen wir auch wieder Mancherlei mehr wagen, um die Leute zu erschrecken — nach dem Sprüchwort: „Was ist schrecklicher als eine Flöte? — Zwei Flöten!"

Tribschen ist mit dem heutigen Tage zu Ende! Wie unter lauter Ruinen verlebte ich dort noch ein

paar Tage, schwermuthsvolle Tage. Wir sprachen viel von Dir, auch von Deinem „tiefen, bedeutenden und ergreifenden Briefe" wurde mir erzählt: sobald ein wenig Ruhe hergestellt sein wird, wird Wagner Dir schreiben. Inzwischen läßt er Dir durch mich sagen, wie sehr er Dir danke, und bittet Dich, seiner Einladung nach Bayreuth zum 22. Mai ja zu folgen. Du bist verstanden worden und bist für immer in diesem Kreise der herzlichsten Theilnahme gewiß. Ach, welch ein ungeheures Leben regt sich jetzt von diesem Centrum aus! Und wie einzig glücklich sind wir, nicht außerhalb stehen zu müssen!

Die erste Anzeige meines Buches ist auch erschienen und sehr gut ausgefallen — aber wo? In der italienischen Rivista Europea! Das ist hübsch und symbolisch!

Ich habe dagegen Anzeichen davon, daß ich den eigentlichen Fachgenossen jetzt bereits lächerlich vorkomme, lächerlich und unmöglich, weshalb mir z. B. brieflich nicht mehr die übliche Höflichkeit angethan wird. Jetzt ist ja auch der Index des Rheinischen Museums erschienen — denke Dir, daß weder Ritschl noch Klette mir ein Wörtchen des Dankes für diese Gratis- und Hundearbeit gesagt haben! Schon mein Homeraufsatz (obschon nicht publizirt) hat die Äußerung hervorgerufen — „noch so ein Schritt und er ist ruinirt!" Da geziemt es sich freilich, dem allmählich immer frecher werdenden Völkchen die Zähne zu zeigen und sie sänftiglich mit der Nase auf die Dinge zu stoßen, die sie mit ihren blöden Augen nicht sehen mögen. Doch werden meine sechs Vor-

träge jetzt noch nicht gedruckt, sondern erst im nächsten Winter, nach einer vollständigen Umarbeitung. — Ach, wie freue ich mich, mein Freund, daß wir nun Beide innerhalb der akademischen Verschanzung stehen, die Feuerbrände in den Händen. — Dein letzter Brief erregte in mir die dankbarste Empfindung: wie unendlich einsam ich mich fühlen würde, wenn ich, bei allen Absichten und Hoffnungen, nicht an Dich denken dürfte, kann ich mir gar nicht ohne Schauder vorstellen. Deine Liebe gilt mir eine Million, sagt Falstaff. In Bayreuth wollen wir alles miteinander besprechen, was ich heute nicht schreiben kann, ohne viel zu schreiben. Nur dies: es ist wahrscheinlich, daß ich für die nächsten Semester es noch innerhalb der Universität aushalte und mir die segensreiche Flucht in den Süden für den Zeitpunkt vorbehalte, wenn meine Stellung unerträglich und ekelhaft wird. Das ist sie bis jetzt noch nicht. Ja, seit Deiner heutigen Ernennung, bin ich auch glänzender und üppiger gestimmt als lange und fühle mich etwas von den Strahlen der kaiserlich-ministeriellen Gnadensonne vergoldet, die heute über Dir und Deinem Hause aufgegangen ist. Ora pro nobis! Dazu hat heute der Herausgeber der „philosophischen Monatshefte" eine Biographie von mir eingefordert, wodurch ich mich gewissermaßen unter die „Philosophieprofessoren" aufgenommen fühle. Drittens glaube ich von Straßburg her das gläubige und patriotische Jauchzen zu vernehmen und den Festgesang pereat diabolus atque irrisores! Ein allgemeines akademisches Hochgefühl

schwellt den Busen, mit dem ich, an ihn geworfen, nämlich an den Deinigen, zu bleiben gedenke,

hochgeachteter Herr Professor,

Euer wohlaffektionirter
irrisor academicus.

Basel, 30. April 72.

Nr. 98.

Nietzsche an Rohde.

Basel, 4. Mai [1872.]

Mein lieber Freund, gieb mir, ich bitte Dich, recht schnelle und entschiedene Antwort auf meine Anfrage, ob Du nach Bayreuth kommst. Ich nämlich rechne mit vertrauender Hoffnung darauf, und nicht allein ich, sondern auch meine Freunde in der Fantaisie. Heute bekam ich von dort Nachricht: die Plätze des Theaters sind übermäßig beansprucht, während dieser schöne Rokokobau nur 700 Zuhörerplätze hat. „Doch hat Wagner für Sie und Dr. Rohde, den er durchaus als zu sich gehörend betrachtet, auf das Bestimmteste zwei Plätze reserviren lassen." Wörtlich.

Die zwei „Wagnerischen" Professoren dürfen nicht fehlen.

Ich reise Freitag vor Pfingsten ab und bin

Sonnabend mit dem Frühesten in Bayreuth. Wir erleben die Proben, das ist nöthig. Gieb eilig Nachricht Deinem

harrenden Freunde

F. N.

Nr. 99.

Rohde an Nietzsche.

Kiel, 6. Mai 72.

Nun, lieber Freund, da Du so drängst, eine eilige Antwort zu bekommen, so muß ich nun raptim zur Feder greifen und antworten: Ja, ich komme, nach Bayreuth, da, wie Du mir erzählst, in so freundlicher Weise mein Kommen gestattet und erwartet wird. Aber freilich am Freitag, 17. hujus, kann ich, als durch Colleg gebunden, noch nicht abreisen, frühestens Freitag Nachmittag, sodaß ich dann etwa am Sonntag in Bayreuth einträfe. [— —] So möge uns dieses denn zum Heil ausschlagen: ich freue mich vornehmlich, Dich auf einige Tage wiederzusehn; wenn ich mir auch, als verstockter ἄμουσος, im Übrigen unter der musikalischen Gesellschaft wie der Chinese in Rom vorkommen werde.

Für Deinen Glückwunsch zum Professor ebenfalls raptim meinen besten Dank: es ist ganz gut, endlich in eine Art von Hafen angelangt zu sein. Diesen

Erfolg übrigens danke ich, außer dem Wohlwollen andrer Collegen, namentlich der Freundschaft Ribbecks, dem ich dafür dankbar zu bleiben nie versäumen werde. [— —] Von Herzen, aber raptim, ut supra,

der Deine E. R.

Nr. 100.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 12. Mai 1872.]

Mein lieber Freund, nun Gott sei Dank, daß Du kommen willst. Bei der außerordentlichen Noth in Betreff der Plätze, des Logis u. s. w. war es durchaus nöthig, schnell zu wissen, ob Du kommen würdest. Das ist jetzt nun längst weiter gemeldet, nach der Fantaisie, wo jetzt meine Freunde hausen.

So sehen wir uns also wieder! Unsre Zusammenkünfte werden immer großartiger, immer historischer, nicht wahr?

Ich höre, daß die erste Probe am 19. sein wird, die zweite Montag, die dritte Dienstag.

Zwar bin ich etwas krank, im Besitz einer „Gürtelrose“ am Nacken: ich hoffe aber, daß zwischen Hautaffektion und Gehirnfunktion zur rechten Zeit Friede geschlossen wird: denn ich muß nach Bayreuth, trotz cingulum.

In den kurzen Osterruhemomenten ist auch eine pathetische vierhändige Musik entstanden: sodaß jetzt zwei χορικά gleichsam das ἐπεισόδιον dieses Winters einrahmen. — Ich will Dir übrigens meine Wintervorträge mitbringen, durch die ich hier eine unverhältnißmäßige Erregung und Begeisterung, besonders bei den Studenten, hervorgerufen habe. Gedruckt werden sie nicht. Jetzt lese ich an der Universität Choephoren vor sechs, vorplatonische Philosophen vor zehn Zuhörern. Es ist kläglich! Unsre werthen Fachgenossen sind recht still, in Betreff meiner Schrift: sie mucksen nicht einmal. Inzwischen brüte ich an ganz neuen Dingen, von denen Du hören sollst.

Wann willst Du in Bayreuth eintreffen? Ich, wie schon gesagt, bin von Sonnabend Morgen dort.

Ach, es ist wirklich unglaublich, was wir erleben! Und zusammen! Wenn ich mir dächte, daß wir in so wesentlichen Dingen uns nicht verstünden! Was würde mir fehlen!

Wir wollen wieder dem Genius unserer Freundschaft opfern.

Adieu! Lieber Freund.

F. N.

Sonntag, Basel.

Großer Tag! Wagnerconcert in Wien! Und — Tag der riforma federale in der Schweiz! Für selbige entweder Anfang vom Ende oder Ende vom Anfang.

Nr. 101.

Rohde an Nietzsche.

[Kiel, Mai 1872.]

Lieber Freund!

So denn Glückauf zu den schönen Tagen! ich kann nicht vor Freitag Nachmittag fort. [— —] Mit Bedauern höre ich von Deiner Krankheit: Rosenkränze sind unter allen Umständen verdächtige Dinger. Möge Dir der Aufenthalt im geliebtesten Elemente denn wohl thun: ich freue mich „recht sehre“ auf die schöne Wiedervereinigung. Che Dioniso ci guardi!

A rivederci tosto e lieti!

Dev^{mo} Ervino.

Ti prego di mandar i miei rispetti alla „Fantasia“; das reine Zigeunerwälsch.

Nr. 102.

Rohde an Nietzsche.

[Kiel, Mai 1872.]

Hier, mein lieber Freund, sind Deine Briefe zurück und zugleich mit ihnen eine Anzeige Deines

Buches in der „Norddeutschen Allgemeinen", die freilich „ihren Beruf verfehlt" hat, denn ihr wesentlicher Zweck war nur der, für die Bayreuther Festtage ein Freundschaftszeichen zu sein: dazu wurde es zu spät. Übrigens bitte ich Dich, diese Anzeige nur als eine Abschlagszahlung zu betrachten: denn ich weiß wohl, daß so unter „Forensia" und Schweinezucht versteckt und auf einen kleinen Kreis schon Eingeweihter berechnet, eine Anzeige eines solchen Buches keine Wirksamkeit haben kann. Vielmehr versprehe ich Dir hiemit ausdrücklich, daß ich von einem ganz anderen, nämlich mehr philologischen Standpunct aus noch einmal vors Publicum, in specie das philologische, treten werde, um von dem Buche zu reden: vermuthlich in der besprochenen Form einer Anrede an Wagner. Denn das Gefühl habe ich allerdings von Bayreuth mitgenommen, daß wir dort unsre Heimath zurückgelassen haben und daß ich die moralische Verpflichtung habe, mich im Kampfe um dieses höchste Gut, Dir, mit meinen schwächeren Kräften, als einen Waffenbruder an die Seite zu stellen. Aber, ich bitte Dich, laß mir Zeit, die Sache reifen zu lassen, denn nur dann kann sie für mich und Dich Sinn und Nutzen haben. Für den Augenblick hat mich der Trubel des Berufes wieder ganz umstrickt. [— —] Womit ich bin, in Eile, aber mit Jemieth

Dein Freund

E. R.

Nr. 103.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 27. Mai 1872.]

Freund, Freund, Freund, was hast Du gemacht! So ein E. R. ist nicht zum zweiten Male zu erleben. Ich tauchte, ohne diese Buchstaben zu sehen, langsam, immer erstaunter lesend, in den Bayreuther Empfindungsabgrund und endlich höre ich, daß die Stimme, die so feierlich und tief tönt, die des Freundes ist. Ach, liebster Freund, das hast Du mir gethan!

Ich schreibe nächtlings und eilig, um Dich zu bitten, daß ich mir von dieser Deiner herrlichen! Anzeige einen Abdruck machen darf, schön und üppig, Du sollst zufrieden sein, Papier und Druck wie bei meiner Schrift. Dann darf ich doch wohl Exemplare nach Belieben an unsere Freunde versenden, wie ich es früher (bei „Sokrates und die Tragödie") gethan habe? Wie geht Dir's? Unglaublich, nicht wahr?

Ich zerschmelze. Kampf, Kampf, Kampf! Ich brauche den Krieg.

Lebwohl, mein Freund!
Mein Freund!
Friedrich N.

Basel, 27. Mai 72.

Nr. 104.

Rohde an Nietzsche.

[Kiel,] 5. Juni [1872].

Mein geliebter Freund!

[— —] Du hast wohl das Pamphlet schon gesehen. Jedenfalls wirst Du es unter Deiner Würde halten, darauf zu antworten. Und so meine ich, daß nun gerade der Zeitpunkt gekommen wäre, wo ich mich an Deine Seite stelle. [— —] Ich würde denn in möglichst kurzer Zeit, in Form eines Schreibens an Wagner, des Skandals gedenken, den Menschen mit kaltverachtender Grobheit abthun und einiges Positive zur philologisch-historischen Begründung Deiner Ansichten, als Hauptsache, beibringen. [— —] Ich empfinde für Dich, wie ungemein viel werth, jetzt und zukünftig, im Streite Dir Deine Stellung auf einem erhöhten Lehrerstandpunkt und in einem Collegium sein muß, dessen zwei wichtigste Mitglieder, Vischer und Burckhardt, Dir durch wirkliche Achtung und sogar eine gewisse Theilnahme verbunden sind. Wer wollte so eine Stellung gegen die eines rastlosen, beruflosen, vagirenden Gelehrten aufgeben! [— —] Lebe in Ruhe und *μελιτόεσσα εὐδία*. Meiner unwandelbaren Liebe aber sei gewiß!

Dein E. R.

Nr. 105.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 8. Juni 1872.]

Siehst Du, mein lieber, lieber Freund, wie anstößig wir sind! Wir werden auch bald erfahren, wie einsam wir sind. Nun müssen wir ehrsam auf unserem Posten stehen bleiben. Wenn Du mir gerade jetzt zur Seite trittst, als kräftigster speerschwingender Waffengefährte, so erinnere ich Dich förmlich daran, daß *κελαινοῦ κύματος πικρὸν μένος* sich schnell auch gegen Dich wenden wird. Doch darüber müssen wir uns gemeinsam trösten. Alles, was Du thun willst, sei von meiner Liebe gesegnet! Wir wollen treulich mit einander aushalten, lieber Freund, in ernsteren Calamitäten als der gegenwärtigen. Denn dies ist nur ein unverschämtes Vorspiel, von ungeübter, knabenhafter Hand gespielt: — wir *ahnen* erst die „Weise", die uns aus dem Kreise der „Höheren" einmal entgegenklingen wird — *ἐπὶ δὲ τῷ τεθυμένῳ, τόδε μέλος παρακοπὰ παραφορά.* —

Gersdorff benachrichtigte mich über den ungefähren Inhalt jenes Pamphlets: so nur halb belehrt und über die Form unsicher, war auch ich etwas nervös erregt; seit gestern habe ich die Schrift in den Händen und bin ganz ruhig. Ich bin weder so unwissend, wie mich der Verfasser darstellt, noch so bar der Wahrheitsliebe: die ärmliche Gelehrsamkeit, die er

prunkend aufzeigt, muß man freilich etwas an den Schuhen abgelaufen haben, ehe man über solche Probleme mitreden darf. Nur durch die frechsten Interpretationen erreicht er, was er will. Dabei hat er mich schlecht gelesen, denn er versteht mich weder im Ganzen noch im Einzelnen. Er muß noch sehr unreif sein — offenbar hat man ihn benutzt, stimulirt, aufgehetzt — alles athmet Berlin. Denke Dir, daß er mich im vorigen Herbst besuchte, in Naumburg, in der Form der Verehrung, und daß ich selbst ihm gerathen habe, meine demnächst erscheinende Schrift ernst zu nehmen. Das hat er, in seiner Art, gethan.

Es hilft nichts, man muß ihn schlachten, obwohl das Bürschchen gewiß nur verführt ist. Aber es ist wegen des bösen Beispiels und wegen des voraussichtlich enormen Einflusses einer solchen Lug- und Trugbroschüre nöthig. Zum Dank dafür, daß Du ihn schlachtest, wird er dann irgendwo eine Professur bekommen und glücklich sein.

Vor allem aber, lieber Freund, wollen wir die Sache hoch und ernst nehmen, in unserer Weise; und den kritischen Gesellen auch nur als einen Typus in Betracht ziehn: in diesem Sinne bin ich herzlich erfreut, daß Du den Gedanken eines Sendschreibens an Wagner festgehalten hast. Daß Du hierin zu mir stehst, das wird allerdings ein unerhörtes Aufsehn unter dem philologischen Bienenstock machen; ich danke Dir von Herzen für diese Absicht. Fritzsch muß seine Sache schnell und schön machen, deß bin ich überzeugt.

Nun leb wohl, mein lieber, treuer Freund! Wir dürfen muthig und erhaben sein! Wir dürfen es!

Adieu! Geliebter Zukunftsphilolog!

Dein F. N.

Nr. 106.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 11. Juni 1872.]

Heute schreibe ich Dir nur, mein lieber Freund, daß Du gänzlich unbesorgt um mich seist; ich befinde mich wirklich in der von Dir angewünschten *μελιτόεσσα εὐδία*, ja sogar in einer gewissen übermüthigen Spannung. Ich habe das Vergnügen, meine Schwester zu Besuch bei mir zu haben, und verlebe mit ihr das harmloseste Dasein, während mich in einsamern Stunden die Bilder besuchen, die ich in meiner nächsten Schrift zu bannen suchen werde. Dazu habe ich ein Wohlgefallen an meinen Collegien, zumal an dem über vorplatonische Philosophen; diese großen Wesen erscheinen mir lebendiger als je und nur zum Spott kann ich des ehrsamen Zeller langgesponnene Berichte lesen. Beiläufig, daß ich Dir in Betreff der chronologischen Frage bei Pythagoras mit Wonne und Lob gefolgt bin: überhaupt sauge ich Deinen Aufsatz jetzt ordentlich aus. Findest Du das billigenswerth, daß ich, ungefähr nach Aristoteles'

Manier, aber sonst ganz wider die Sitte, die Pythagoreische Philosophie erst hinter der Atomistik und vor Plato behandele: die eigentliche Ausbildung muß doch da hinein fallen. Daß Pythagoras selbst schon alle Keime jener Philosophie gefunden habe, wie das Zeller noch annimmt, glaube ich nicht, und sehr schwach scheint alles, woraus er das Bekanntsein der pythagoreischen Principien bei Parmenides u. s. w. erschließen will. Die ganze Zahlenphilosophie erscheint mir umgekehrt als ein neuer Weg, zu dem das sichtbare oder scheinbare Mißlingen des Eleatischen, des Anaxagoras, des Leukipp ermuthigte — bitte, sage mir doch Deine Meinung über diese Dinge, ganz kurz, mit einem Worte.

Dann habe ich eine besondere Bedeutung des Anaximander entdeckt. — Zu den Zeitbestimmungen des Apollodor habe ich principiell Zutrauen: er hat schon das ganze willkürliche Wesen der älteren *διαδοχαί* entdeckt und durch seine Zahlen vernichtet. — Ich behandele als Hauptkerle Anaximander, Heraklit, Parmenides — in dieser Reihenfolge —; dann Anaxagoras, Empedokles, Demokrit. Thales nehme ich als Vorläufer zu Anaximander; Xenophanes als Vorläufer zu Parmenides; Anaximenes als Vorläufer des Anaxagoras, Empedokles, Demokrit (weil er zuerst eine feste Theorie über das Wie? des Weltprozesses, *μάνωσις πύκνωσις* aufstellt). Leukipp ist auch Vorläufer. Außerdem giebt es Nachläufer, Zeno 2c. Das ist doch eine schöne Kategorientafel: Hauptkerl, Vorläufer und Nachläufer!

Jetzt muß ich aber zu Mittag essen. Mein lieber

Freund, ich denke Deiner immer mit der größten Liebe und Beruhigung: auch mit der Empfindung, als ob wir einer großen Gefahr entgangen seien, nämlich der Gefahr, nicht zusammen in Bayreuth gewesen zu sein. Verdient das nicht eine besondere Libation? Diese sofort zu bringen, begebe ich mich zu Tische.

Ich grüße Dich von ganzem Herzen und bitte Dich um ein paar Briefzeilen.

Dein

Fr. N.

Dienstag.

Nr. 107.

Rohde an Nietzsche.

[Kiel, Mitte Juni 1872.]

Lieber Freund!

In höchster Eile drei Worte! Morgen wirst Du sicher den offnen Brief von Wagner in der „N. A. Z." lesen, worin zu anderm Herrlichen auch der Dr. phil. erschossen wird: ein Wonnefest für den Phöbus Apollon, da ja *τέρπουσιν λιπαραὶ Φοῖβον ὀνοσφαγίαι.* Nun aber, wie wird's mit meinem Schreibebrief an Wagner? Sein wesentlichster Inhalt ist in ganz andrer Gewalt mir vorweggenommen. [— —] Frage: *α*) bist Du überhaupt der Meinung, daß

21*

eine solche Epikritik von Seiten eines nah betheiligten „gläubigen Freundes“ nothwendig und heilsam sei? *β*) erfinde gefälligst eine anmuthige Form für dieses Vademecum. Wäre es möglich, auch diesen Inhalt in einen Brief an Wagner zu kleiden, so wäre das immer das Beste, weil das am meisten Drastische.

Tantum. Du siehst, ich schreibe heute in der eiligen Geschäftsbarschheit eines Unterofficiers. Von Herzen danke ich Dir für Deinen letzten Brief, den ich nächstens, in Muße, beantworten werde. Der ganze Ton hatte wirklich etwas von *εὐδία*, und das beruhigte mich sehr: die Erde hat Dich wieder!

Womit ich bin

Dein Freund

E. R.

P.S. Neulich schickte mir die Buchdruckerei von Breitkopf & Härtel aus Leipzig einen Abdruck meiner Anzeige in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“, wie es schien als Correkturbogen; als solchen schickte ich ihn zurück. Ich vermuthe wohl richtig, daß dies eine Probe des besondern Abdrucks war, durch den Du meiner nur ganz temporären und provisorisch gezimmerten Anzeige viel zu viel Ehre anthust. Habe aber Dank, geliebter Freund!

Nr. 108.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 18. Juni 1872.]

Mein lieber Freund,

ich habe an den Folgen eines Darm- und Magenleidens ein paar Tage im Bette gelegen und bin auch heute recht matt, — erwarte also nichts sonderlich Vernünftiges, wenn ich jetzt Deinen Brief, nach mannichfaltigen sich kreuzenden Überlegungen und Berechnungen, beantworte. Ach, mein lieber Freund, in solchen Fällen ist Das, was das „Klügste" heißt, gar nicht durch Schlauheit zu errathen: aber hinterdrein merkt man, ob man es ergriffen hat oder nicht. Denn der Fall ist absonderlich und ich wüßte nicht nach welchen Analogien zu entscheiden. Ich für meinen Theil lege außerordentlichen Werth darauf, daß die Philologen in ein heilsames Erstaunen gerathen, wenn Du plötzlich, als Philolog, an meine Seite trittst. Was Wagner in seiner Liebe für mich geschrieben hat, weiß ich nicht: bei der jetzigen Rohheit unsrer Zunftbrüder wird es jedenfalls anders wirken, als er erwartet. Bei solchen Gelegenheiten wird die unsichtbare Verschwörung gegen den „Geist" sichtbar. Das ist aber das Unverhoffteste, ja das eigentlich Schreckliche, daß ein Philologe, in Würden,

es wagt, mir zur Seite zu stehen: daß das nie geschehen würde, das eben hat den grenzenlos frechen Ton jenes Berliner Jungen möglich gemacht. Übrigens nehme ich des Bestimmtesten an, daß er nur das Echo seiner inspirirenden „Höheren“ ist, zu seiner Entschuldigung. Zu heilsamer Warnung und damit man nicht bei jedem neuen Produkt mit diesen ekelhaften Berliner Gesundbrünnlern zu thun hat, würdest Du, auch nach Wagner's Brief, etwas höchst Ersprießliches thun, wenn Du unsre Position, dem Alterthum gegenüber, in ihrer ganzen Ernsthaftigkeit und Strenge den Philologen schildertest und vor allem betontest, daß hier das Mitreden nicht jedem beliebigen Dr. phil. freisteht, geschweige denn gar das Recensiren. Lieber Freund, ich denke mir Deine Schrift vor allem ausgehend von allgemeinern Beobachtungen über unser philologisches Treiben: je allgemeiner und ernster diese Betrachtungen sind, umso leichter ist es, das Ganze doch an die Wagner'sche Adresse zu richten. Du könntest etwa im Anfang erklären, warum Du Dich gerade an Wagner wendest, warum nicht z. B. an eine Philologenversammlung: daß es uns jetzt ganz an einem höchsten Forum für die idealsten Wirkungen unserer Alterthumsstudien fehlt. Dann könntest Du von unsern Bayreuther Erfahrungen und Hoffnungen reden und daher die Berechtigung entnehmen, auch unsre Alterthumsbestrebungen mit diesem „Wachet auf! Es nahet gen den Tag“ zu verknüpfen. Dann auf mein Buch kommend — u. s. w. ach, lieber Freund, es ist so lächerlich von mir, in meiner matten Stimmung, das so hin zu schreiben. Aber

die Hauptsache scheint mir: die Anrede an Wagner muß bleiben, weil gerade die direkte Beziehung zu Wagner die Philologen am meisten erschreckt und zum Nachdenken zwingt. Ebenso muß aber die Hinrichtung jenes Wilamowitz rein philologisch vorgenommen werden. Vielleicht könntest Du, nach einer längern an Wagner gerichteten Einleitung allgemeinen Inhalts, einen Strich machen und nun, mit einer entschuldigenden Wendung, die Abschlachtung vornehmen. Jedenfalls aber müßte am Ende der Abhandlung der Ton wieder so allgemein und ernst werden, daß man Wilamowitz vergißt und nur noch die bemerkenswerthe Thatsache als Leser im Gedächtniß behält, daß mit uns nicht zu spaßen ist; womit bei Philologen sehr viel erreicht ist. Denn bis jetzt gelte ich ihnen als „Spaßphilolog“ oder, wie ich neulich hörte, als „Musiklitterat“.

Da die Schrift jedenfalls von Nichtphilologen gelesen wird, so sei doch, lieber Freund, gerade im Citiren nicht zu „vornehm“, damit die nichtphilologischen Freunde des Alterthums erfahren, wo sie etwas lernen können. Leider verbot der Ton meiner Schrift jede Belehrung dieser Art. Wenn es geht, suche den Eindruck zu verwischen, als ob sie von Wesen aus dem Monde, aber nicht von den Griechen erzähle. — Wird das Sendschreiben vielleicht die Länge von 30—40 Seiten bekommen? Und ist es Dir recht, wenn es Fritzsch verlegt? Oder soll es Teubner nehmen? Das würde mir wohl Ritschl auswirken. (Ritschl ist fabelhaft liebenswürdig und wohlgesinnt gegen mich.) — Verzeih mir, mein lieber

Freund, diesen dummen Brief und mach' es ganz nach Deiner Neigung. Aber sei überzeugt, daß ich sehr großen Werth darauf lege, wenn Du es thust. Mich kann man, in meiner jetzigen Vereinzelung, als Phantasten oder Dummkopf übersehen: stehn wir beide neben einander, beide mit der Liebe zu Wagner, so muß es eine tolle, skandalöse Aufmerksamkeit unter unsern philologischen Biedermännern und Schuften geben. In herzlicher Liebe und Treue

Dein

F. N.

Nr. 109.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 7. Juli 1872.]

Mein lieber Freund,

inzwischen habe ich einen Versuch gemacht, für Dein Sendschreiben die Teubner'sche Officin zu gewinnen — durch Ritschl, dessen aufrichtiger Neigung ich, bei aller Spannung der Situation, sicher bin. Ich bin aber abgefallen und schicke Dir den Brief Ritschl's zu, als einen Beweis, wie principiell bereits alle unsre Schritte gedeutet werden. Obwohl ich in einem ziemlich geschützten Exil lebe, dringen doch von Zeit zu Zeit Stimmen der allerfrechsten philologischen Überhebung und Mißachtung an mich heran; von

der Zunft bin ich, wie es scheint, zum Tode verurtheilt. Ob sie aber stark genug ist, wirklich zu tödten — das bezweifle ich.

Neulich wollten wir (Gersdorff und ich) Dir von München aus telegraphiren. Der „Tristan“! Aber wir dachten, daß der Ausdruck unsrer begeisterten Freude vielleicht in einer sehr schmerzlichen Wendung zu Dir gelangen werde, und unterließen es. Ach, mein lieber, lieber Freund! Vom „Tristan“ ist nicht zu sprechen! — In der ersten Hälfte des August ist eine Wiederholung, sodann, zum Jubiläum der Universität, Lohengrin und — vielleicht noch Meistersinger.

Hast Du denn ein paar Abzüge Deiner herrlichen Anzeige erhalten? Sie ist sehr verbreitet worden, — auch die „Bösen“ habe ich, aus Hohn, damit bedacht. Niemand weiß, daß die Versendung von mir ausgeht; denn Gersdorff hat alles, von Tegernsee aus, besorgt. Haupt, Curtius, Zarncke 2c. — alle *φίλτατοι* sind bedacht! Gott segne sie!

Freund Romundt ist, seit mehreren Wochen, hier eingetroffen — als unser definitiver Privatdozent für Philosophie! Sehr freundliche Aufnahme ist ihm zu Theil geworden. Im nächsten Semester wird er über „Materialismus“ lesen und ein Repetitorium über Geschichte der Philosophie einrichten. Man unterstützt ihn und er ist recht zufrieden. Seine Schrift „Kant und Empedokles“ erscheint hier bei Georg im Verlag.

In München berichtete mir Bülow von einer französischen Übersetzung meines Buches. Eine

begeisterte Dame, die früher Schumann's Schriften in's Französische übersetzt hat, Madame Diodati (Villa Diodati bei Genf, Byron's Villa) ist in voller Thätigkeit.

Ich habe einen ganzen Kreis von Florentiner Freunden kennen gelernt.

Da ich einmal beim Briefeschicken bin, will ich, als Gegengift gegen Ritschl's Brief, doch Wagner's letzten Brief beilegen. Lies ihn! Es wird Einem seltsam dabei um's Herz.

Wie geht Dir's, liebster Freund? Bist Du gesund und mäßig vergnügt?

Ich bin immer so glücklich, wenn ich an Dich denke. Wir wollen recht ruhig sein und uns von den Wellen nicht gar zu heftig bespritzen lassen. Das, was wir wollen, ist gut — und geht es Dir nicht auch so? Mitten in diesem „Wollen" darin, in der Conception und dem Ausbau unserer Welt, ist mir's, als ob es, außer uns (im Sinne des Wagner'schen „Wir") gar Niemanden gäbe. Die stumpfe philologische Rasselbande zieht dann an mir wie eine Schaar Bleisoldaten vorbei.

Lebe wohl, mein guter, lieber Freund. Ich möchte gerne wissen, was Du treibst und ob Du guter Dinge bist.

Sei herzlich gegrüßt von

Deinem

Friedr. Nietzsche.

Sonntag.

Lieber Freund, jetzt nehmen wir Fritzsch. Nicht wahr? Aber glaube nur dies: es hat gar keine solche Eile mit dem bewußten Sendschreiben! Mach Dir's behaglich, — aber behandle die Philologen nur im hohen, höchsten Stile!!

Nr. 110.

Rohde an Nietzsche.

Kiel, 12. Juli 1872.

Mein lieber Freund,

ich hätte Dir schon längst ein paar Zeilen geschrieben, wenn ich nicht in der Vorstellung gelebt hätte, daß mein Brief Dich doch nicht antreffen würde. Zu dieser Meinung verleitete mich der Poststempel Tegernsee, der auf dem an Ribbeck gesendeten Abdruck meiner Anzeige zu lesen war. Ich danke Dir übrigens herzlich für die herrliche Gewandung, die Du dieser Anzeige hast anmessen lassen; nur finde ich die Absendung an allerlei Ungerechte doch bedenklich, da diese offenbar darin eine Naivetät der Bewerbung um ihre Gunst sehen werden, statt des Hohnes, der beabsichtigt war. [— —] Wer mag denn aber Ritschl in den Kopf gesetzt haben, die Widerlegung des W. involvire eine Verfluchung der Philologie als solcher?

Daran denke ich ja gar nicht. Da vielmehr die Absicht meiner Schrift nur sein kann, den Ungrund der rein philologischen Vorwürfe nachzuweisen, um gerade diese Verbindung historischer mit philosophischer Betrachtung als das Endziel der Philologie aufrecht zu erhalten. [— —] Auch nur einen principiellen Kampf gegen die banausische Philologasterei beabsichtige ich bei dieser Gelegenheit nicht; trotzdem wird die nothwendige Hinweisung auf die volle Berechtigung, das Alterthum mit philosophischen, in specie Schopenhauer'schen Augen zu betrachten, den heiligen Zorn der Berliner und Leipziger Kritiker erregen. [— —] Endlich noch, um diese Polemika abzuschließen, bitte ich Dich, lieber Freund, mir einen kurzen und scharfen Titel erfinden zu helfen. [— —]

Also in ca. vierzehn Tagen hoffe ich fertig zu sein. [— —] Von München und Tristan erführe ich doch gern noch etwas Näheres und Weiteres. — Mir geht es sonst gut, doch bin ich schlechter Laune. Nächstens steht mir ein wirklicher Verlust bevor: Ribbeck geht zum Herbst nach Heidelberg und mit ihm verliere ich ein wirklich treues Freundesgemüth. Zu meiner Erhöhung wird sein Fortgang übrigens nicht beitragen. Sehr freut es mich für Dich und ihn, daß Romundt nun bei Euch sich ansiedelt: das ist ein großer Gewinn. Wäre ich nun etwa in Freiburg, so wären wir unser Dreie: so aber grüße ihn von mir und bleibe mein Freund!

Nr. 111.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, Juli 1872.]

Mein lieber Freund,
es kommt mir eben ein Einfall. Ich bemerke nämlich, daß kein Mensch den Brief Wagner's gelesen hat: und ich wünsche bei Gott, daß er nicht umsonst geschrieben ist, sintemalen er schön und wahr ist.

Könnten wir Wagner's Brief und Dein Sendschreiben zusammen in einer Broschüre bei Fritzsch erscheinen lassen? Ich sollte denken, es müßte dem beiderseitigen Gelesenwerden zu Statten kommen. Titel beliebig: etwa: Zwei Briefe über die Geburt der Tragödie. Dann ein zweiter specificirter Titel!

Scheint Dir der Vorschlag etwas für sich zu haben, so schreib mir recht, recht sehr schnell! Dann will ich sofort mit Wagner darüber verhandeln.

Mit Geschwindigkeit und Liebe

Dein

F. N.

Nr. 112.

Rohde an Nietzsche.

Sonntag, [gegen Mitte Juli 72].

Lieber Freund,

der Gedanke, Wagner's Brief zugleich mit meiner Schrift abdrucken zu lassen, ist auch mir früher gekommen. [— —] Umso mehr aber gab ich ihn auf, weil, bei längerer Überlegung, dieses Verfahren an sich mir nicht passend erschien. [— —] Zwei so ganz differente Personen an einander geschmiedet, würden doch in der That einen bloßen Tragelaphen darstellen, über den man sich mit Recht lustig machen würde. Bei alledem selbst vorausgesetzt, daß Wagner einverstanden wäre. Also, lieber Freund, gieb, ich bitte Dich, diese Kupplergedanken auf! wir Beide wären ein zu ungleiches Paar. [— —] Lebe in Gesundheit und Sonnenschein, geliebter Freund, und grüße Romundt; schreibe mir bald.

In herzlicher Liebe

Dein

E. R.

Nr. 113.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 16. Juli 1872.]

Hier, mein lieber, guter Freund, ist der Titel, die mit Jubel und Hohngeschrei begrüßte Erfindung meines Hausgenossen Professor Overbeck:

Die Afterphilologie
des Dr. U. v. Wilamowitz-Möllendorf.

Sendschreiben
eines Philologen
an
Richard Wagner.

Deinen Namen setzest Du dann erst unter den Brief, d. h. am Schluß (aber vollständig, mit allen Ehren!). Im Schlußwort kannst Du mit Wohlgefallen Wilamowitz einigemale noch als „Afterphilologen“ anreden. Er gilt uns als Vertreter einer „falschen“ Philologie, und der Erfolg Deiner Schrift soll sein, daß er auch den anderen Philologen so erscheine. An Ritschl will ich noch recht ernst und eindringlich schreiben, daß er doch den unbegreiflichen Einfall aufgeben möge, als hätten wir es auf einen Angriff auf die Alterthumswissenschaft

(oder die Geschichte!) abgesehen. Ich hatte ihm nur geschrieben, daß Du in einfacher philologischer Manier den dreisten Burschen abthun wolltest. Nun hat ihn aber der Brief Wagner's so erschreckt, daß er vor uns allen zusammen Angst bekommen hat. Dazu die Sorge für die „Teubner'sche Philologie"! Ich empfehle Dir dies als Schlagwort innerhalb der Vier Wände.

In Betreff der Wilamowitz'schen Behauptung über Aristarch und Titanen kann ich nichts auffinden, worauf er sich wohl beziehn möchte. Über das Vorhomerische der Titanenkämpfe hat am ausdrücklichsten Welcker geredet, Mythologie I, 262. Daß ich nur nicht immer wieder die weichliche Behauptung von der homerischen Welt als der jugendlichen, dem Frühling des Volkes u. s. w. hörte! In dem Sinne, wie sie ausgesprochen ist, ist sie falsch. Daß ein ungeheures, wildes Ringen, aus finsterer Rohheit und Grausamkeit heraus, vorhergeht, daß Homer als Sieger am Schluß dieser langen trostlosen Periode steht, ist mir eine meiner sichersten Überzeugungen. Die Griechen sind viel älter, als man denkt. Von Frühling mag man reden, wenn man vor den Frühling noch den Winter setzt: aber vom Himmel gefallen ist diese Welt der Reinheit und Schönheit nicht.

Meine Satyr-Auffassung gilt mir als etwas sehr Wichtiges in diesem Umkreis von Untersuchungen: und ist etwas wesentlich Neues, nicht wahr? — Sehr anstößig ist, daß ich die Satyrn, in ihrer ältesten Vorstellung, bocksbeinig genannt habe: es ist aber

gar zu dumm, sich dagegen einfach nur auf Archäologie u. s. w. zu berufen. Denn die Archäologie kennt nur den veredelten Typus aus dem Satyrspiel: vorher liegt die Vorstellung von den Böcken als den Dienern des Dionysus und von den Bockssprüngen seiner Verehrer. Die Bocksbeine sind das eigentlich Charakteristische der ältesten Vorstellung: und ohne allen archäologischen Beweis möchte ich behaupten, daß die οὐτιδανοὶ καὶ ἀμηχανοεργοί des Hesiod bocksbeinig waren, also capripedes, wie Horaz sagt, Od. 2, 2, und andre Dichter (auch griechische). σάτυροι erkläre ich, wie auch τίτυροι als Reduplikationen der Wurzel τερ (wie Σίσυφος zu σοφὸς sich verhält). τόρος durchdringend hell, σάτυροι die „durchdringend schreienden", als Beiwort der Böcke, wie μηκάδες der Ziegen. Ich denke, das ist eine famose Gleichung τορός zu τίτυρος = σοφός zu σίσυφος. Gefällt's Dir, so führe es doch mit an. — Natürlich verwechsle ich Satyrn und Pane nicht, wie Wilamowitz mir Schuld giebt. Ich sage p. 8: „Apollo, der das Medusenhaupt keiner gefährlicheren Macht entgegenhalten konnte"; Wilamowitz sagt dafür „schwingen" 9 und 18, wo er mich sogar mit Anführungsstrichen falsch citirt. Ich begreife jetzt noch nicht, woran Wilamowitz Anstoß nimmt: vorausgesetzt, daß er weiß, was die Aegis ist. Daß ich nur eine Scene fingire, wie etwa für den Apoll von Belvedere, ist ja doch klar. — Für Archilochus kommt besonders in Betracht Westphal, Geschichte der alten und mittelalterlichen Musik von p. 115 an: davon hat der Bursche gar keine Ahnung. — Zu adnot. p. 26:

Natürlich hieß der Orakelvers Σοφοκλῆς σοφὸς, σοφώτερος δ'Εὐριπίδης. — „Die ewig heitre Liebenswürdigkeit des Sophokles" hat mir, als Gesammtprädikat, viel Spaß gemacht. — p. 29 die obersten Zeilen, steht ein himmlisches Beispiel für die gedankenlose Flachheit des lesenden Wilamowitz. Überhaupt ist die ganze Seite lustig. — p. 18 verdienen die skandalösen zotigen Witze in der Mitte der Seite eine Züchtigung: ich bitte Dich nachzuschlagen, was ich auf Seite 19 eigentlich gesagt habe. Auch das Motto ist scheußlich gemein. — Die Verwechslung der Elegie mit der Lyrik ist auch hübsch. Auch mag sich der αὐλητὴς Mimnermus über das freuen, was p. 17 steht. — Daß Aeschylus den Höhepunkt der antiken Musik bezeichne, nebst Simonides, Pindar, Phrynichos, Pratinas, müssen wir doch einfach dem Aristoxenus glauben. (Wil. p. 21.) Dessen Gesammtempfindung unterwerfe ich mich auch in Betreff der neueren Dithyrambiker. Über die „Stimulanzmusik" redet ja Aristophanes deutlich: für das Mimetische weiß ich leider nichts mehr anzuführen. Ich „schmähe" nicht. Für den Geist der neuen Nomen- und Dithyrambenmusik müssen wir uns den Euripides zu Nutze machen, dessen σκηνικὴ μουσική jener Musik innerlich verwandt war: und dazu die Aristophanische Parodie. — Über die Stellung des Sokrates zur tragischen Kunst ist eine höchst merkwürdige Stelle Arist. Ran. 1491 χαρίεν οὖν μὴ Σωκράτει / παρακαθήμενον λαλεῖν / ἀποβαλόντα μουσικὴν / τά τε μέγιστα παραλιπόντα / τῆς τραγῳδικῆς τέχνης u. s. w. — Du weißt, daß ich bei den „Musen mit Dionysus

in der Mitte" an das bei Wagner in Tribschen hängende Aquarell Genelli's gedacht habe. — Sage es doch noch einmal den Philologen, daß mein Sokrates Hand und Fuß hat: ich fühle so stark den Contrast meiner Schilderung im Gegensatz zu den anderen: die mir alle so todt und verwest vorkommen. — Die Moira als ewige Gerechtigkeit gehandhabt in den Händen Zeus' ist die wesentlich aeschyleische Vorstellung. Die vorletzte Seite des Wilamowitz ist recht gemein, durch Unterschiebungen u.s.w. Die Beziehung des Aeschylus zu den Mysterien deutet doch auch Aristophanes an. — Mein lieber Freund, verzweifle nicht und ärgere Dich nicht — Du hast eine greuliche Arbeit unter den Händen: und wenn ich mir denke, daß Du Dich dabei so heillos befindest, so schäme ich mich und bereue schmerzlich, überhaupt von Dir ein solches Opfer angenommen zu haben. Ich empfehle Dir etwas Hohngelächter und einige diabolische Freuden als Würze des Daseins. In einer ruhigen Zwischenpause sollst Du dann von mir mancherlei über den „Tristan" hören, sowie über ein ungeheures, Bayreuth betreffendes Unternehmen, das ich in München gezeugt habe und das eine große Verantwortlichkeit in sich schließt. Ich bin Dir immer nahe, lieber Freund!

F. N.

Schicke mir doch die Vorträge! Bitte!

Nr. 114.

Rohde an Nietzsche.

[Kiel, 20. Juli 1872.]

Hier endlich, lieber Freund, kommen Deine Vorträge zurück: zürne mir nicht, daß ich so gar lange damit gebummelt habe.

Für Deine cenni vielen Dank: da ich selbst schon überall herumgestöbert hatte, waren sie mir im Wesentlichen nur ein Beweis, daß ich Deine Intentionen richtig verstanden hatte. Neu war mir die Erinnerung an das Genelli'sche Bild, dessen ich mich jetzt übrigens wieder ganz gut entsinne.

Was meint nun Fritzschius?

Ade für heute: in fliegender Eile

Dein Freund E. R.

Nr. 115.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 25. Juli 1872.]

Nun, mein Freund, des Fritzschii wegen sei unbesorgt! Er hat mir sofort eine günstige Antwort zurückgeschrieben und ersucht Dich, baldigst ihm das

Manuscript zu übersenden. Im Anfang des Herbstes will er dann eine Anzeige „im ausgedehntesten Maße“ von unseren beiden Schriften veranstalten. In Betreff der Ausstattung habe ich ihm nichts geschrieben; vertrauen wir hierin seiner splendiden Anständigkeit; ich würde auch an Deiner Stelle diesen Punkt ganz unerwähnt lassen. — Was denkst Du über den Titel?

Wie gefallen Dir, beiläufig gefragt, meine „gebildeten“ Vorträge? Ich habe sie, Dank Dir, wieder bekommen und gebe sie jetzt an Romundt. Den sechsten und siebenten Vortrag will ich Anfangs Winters hier halten und damit diese ganz populäre Vorstudie abschließen. Romundt, der Dir herzlichste Grüße sendet, druckt an seiner Schrift: ein hiesiger Verleger hat sie genommen, macht es uns aber nicht recht, weil er in Druck und Ausstattung ganz ruppig ist.

Ich habe einen Entwurf zur nächsten Schrift unter den Händen, genannt „Homer's Wettkampf“. Du magst nur immer lachen über die Unermüdlichkeit meiner agonalen Betrachtungen; diesmal kommt etwas heraus. —

Was ich Dir das letzte Mal über die Wilamowitzelei schrieb, waren rechte Lumpereien und gar nichts Principielleres. Aber — Gott sei Dank, wenn Du fertig bist; dann fällt von mir eine wahre Last — nämlich Dich mit jenem Wilamo-Wisch beschäftigt zu wissen! Ach, liebster Freund! Es soll nicht wieder vorkommen. Ich begreife nicht, wie ich Dich in einer solchen Sache noch bestärken konnte, — wenn ich nicht immer dabei an unsre seltsame Stellung zu Wagner gedacht hätte. Als Sendschreiber an

Wagner werden wir Beide eine eigne Rubrik bilden: darüber freue ich mich, mit Dir zusammen genannt zu werden. Und zu einer schicklichen Publicität wollen wir es diesmal schon bringen, sei es auch nur, um die Teubners Lügen zu strafen: diese nämlich wetten, im Briefe an Ritschl, zehn gegen eins, daß nicht hundert Exemplare verkauft werden. Ich hätte Lust, Ritschl zu schreiben, daß ich die Wette aufnehme. Ich habe das Teubner-Volk ein für alle Mal verschworen, nachdem ich ihren kleinlich-kaufmännischen Brief gelesen habe.

Doch hatte mich die Sicherheit jener Behauptung von 10 : 1 doch so erschreckt, daß ich auch von Fritzsch ein Nein! erwartete.

Nächsten Dienstag reise ich zum Jubiläum nach München. Beiläufig giebt es, innerhalb von neun Tagen, Lohengrin, Holländer, Tristan, — Gersdorff kommt wahrscheinlich auch. — Habt Ihr schon Ferien? Ich wage nicht mehr zu sagen.

Der heutige Morgen geht darauf, Goethe-Inedita zu lesen: ich bin, ad hoc, von der noch einzig übrig gebliebenen Tochter von Charlotte Kestner, eingeladen und habe schon neulich zwei schöne Gedichtchen „Reisesegen an Gräfin E." zu hören bekommen.

Ich möchte, Du hörtest den Tristan — es ist das Ungeheuerste, Reinste und Unerwartetste, was ich kenne. Man schwimmt in Erhabenheit und Glück.

Höre ich bald etwas von Dir, lieber, treuer Freund? Leb wohl!

Dein F.

Donnerstag.

Nr. 116.

Rohde an Nietzsche.

Kiel, Sonnabend [Ende Juli 1872.]

Ich bin fertig mit meiner Schrift, geliebter Freund, muß sie nur noch abschreiben, und dann kann's losgehn! [— —] Ich bin Dir und Overbeck für die Erfindung jener „Afterphilologie" sehr dankbar. Das Wort ist darum gut, weil es den philologischen Gesichtspunct andeutet, der dann, in seiner Langweiligkeit, doch durch den Zusatz „— an R. Wagner" contrabalancirt wird. Aber das treffliche Wort schmeckt mir doch etwas gar zu aristophanisch. [— —]

Basta per oggi. Ich denke viel an Dich, mein lieber Freund, und höre eigentlich nichts von Dir, nicht wie Dir's geht noch was Du planst und denkst und thust. Laß uns aber uns nicht verlieren, sondern getreu zusammenhalten. Ist denn Romundt schon bei Euch? Könnte ich doch nach Freiburg, wo Brambach fortgeht. Wer kommt dahin? Und so lebe wohl, lieber Freund und Bruder.

In Eile und Hitze

Dein Freund und Streber

E. R.

Nr. 117.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 2. August 1872.]

Also fertig bist Du, mein liebster Freund? Dann vermuthe ich Dein Manuscript auch schon in den Händen des braven Fritzschii. Mit ihm ist alles auf's Beste abgemacht: von der Ausstattung und dem Honorario habe ich kein Wörtchen gesagt; ich denke, wir vertrauen ihm und sagen gar nichts darüber.

Der Titel und sein Problem ist herzhaft hin und her erwogen worden, und alle, Overbeck, Romundt und ich, bleiben bei seiner völligen Unverfänglichkeit. Wir haben doch die so populäre Bildung Afterkunst u. s. w. [— —] Doch bitte ich Dich, um Allem vorzubeugen, vielleicht schon auf der ersten Seite eine kurze Definition und Umschreibung des Wortes Afterphilologie zu geben; damit beruhigen wir die scabreusen Gewissen.

Nach München bin ich nicht gereist, — Gersdorff konnte nicht kommen, er leidet sehr an einem Ohrübel. Allein mich unter dem Pack herumzudrehen, unter lauter leichtflüssiger Schmelzbutterbegeisterung — ist nicht recht schicklich: — kurz, ich blieb hier und freue mich dessen.

Ich bin im Begriff, die Bildungsvorträge umzuarbeiten. Sage mir doch ein Wörtchen darüber — denn Du mußt wissen, daß ich gar kein Urtheil über sie habe und mich gern belehren lasse.

Über meine letzte Composition, die ich in Bayreuth Euch vorspielte, habe ich mich endlich wahrhaft belehren lassen; der Brief Bülow's ist für mich unschätzbar in seiner Ehrlichkeit: lies ihn, lache mich aus und glaube mir, daß ich vor mir selbst in einen solchen Schrecken gerathen bin, um seitdem kein Clavier anrühren zu können.

Fräulein von Meysenbug wird wahrscheinlich in nächster Zeit in die Schweiz kommen, und wir wollen etwas zusammen leben, an irgend einem hübschen Winkel. Es ist so ein mütterlich-liebevolles Wesen. Wir waren in München fast fortwährend mit ihr zusammen. Ich empfehle Dir zu lesen „Aus den Memoiren eines Russen" von Alexander Herzen (dem Vater von Frl. Olga H.).

Deussen ist hier, ein paar Tage, gewesen. [— —]

Brockhaus ist vom Herbst an Dein Collega in Kiel. Ein durch und durch ehrenwerther Mensch und sehr zu achten.

— Von Freiburg weiß ich nichts, gar nichts. Wie würde ich die Combination Deiner Versetzung dorthin preisen! Aber ich kann gar nichts thun, — * * * wird wohl im Finstern schleichen. Ich habe Deinen Namen meinen Freiburger Bekannten oft und stark in's Gedächtniß gerufen. Aber — schicke

doch Deine Wilamowitzschrift an Professor Schönberg und Professor Mendelssohn — ich bitte Dich.

Und nun, alter, lieber Freund! Ich gratulire Dir zu den Ferien und wünschte, nicht hinzufügen zu müssen, daß unsere zweite Hälfte des Sommersemesters noch bevorsteht.

Romundt grüßt Dich von Herzen. Ich habe ein paar Goethe'sche Briefe geschenkt bekommen, von dem 86jährigen Fräulein Kestner (Lottens Tochter).

Ich lebe hier mit meiner Schwester guter Dinge und wünsche, daß es Dir noch besser geht.

Dein getreuer

Fr. N.

Nr. 118.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 26. August 1872.]

Warum, liebster Freund, höre ich, seit bereits drei Wochen, nichts mehr von Dir? Ist Dir mein letzter Brief (mit der Bülow'schen Einlage) nicht zugegangen? Oder hat die Post einen Frevel auf dem Gewissen? Oder bist Du gar, was der Dämon verhüte, krank? Am liebsten nehme ich an, daß Du Dich bequem am Seestrande gelagert hast und etwas den Gebrauch der Feder verlernt hast! Sollte aber die Schwinge Dir wieder wachsen, so benutze sie, ich

bitte Dich, um zu mir zu fliegen, i. e. metaphorice, — ohne Metapher: schreib mir doch einmal, mein lieber Getreuer!

Hier ist inzwischen Romundt's Schrift im Druck fertig geworden, unter dem Titel „Das Wesen der Dinge und die menschliche Erkenntniß": wobei mir einfiel, das langweilige „Ding an sich" wieder mit einem neuen Namen zu benamsen, nämlich so „das Derdiedas": äußerst abstrakte Artikelbenutzung zur Bezeichnung des rein-inhaltlich-Unbestimmbaren!

Romundt's Habilitation führt mich auf Freiburg, wohin wir Alle Dich gewünscht haben, — das wäre eine herrliche Dreieinigkeit geworden! Aber Brambächlein hat im Stillen gerauscht und geraschelt, ohne daß Jemand etwas ahnte. Nun hat Biedermann Horaz-Keller die Stelle.

Ich habe übrigens endlich an's Rheinische Museum die Fortsetzung meines Artikels über's „Certamen" eingeschickt: worauf mir Ritschl eine verdammt gutmüthige Postkarte zuschickte, die ich Deiner Bewunderung anempfehle. [— —] Übrigens ist's mir recht, wenn es ihm wohlgeht und er sich bei dem Glauben beruhigt, daß ich wieder in's „alte vertraute sympathische Fahrwasser eingelenkt" bin; er will mir aufrichtig wohl, und ich bin ihm ebenso aufrichtig dankbar. Aber freilich! „Nur eingelenkt, nur eingelenkt!" ruft er jetzt mir zu: und ich antworte: „man darf nicht sagen, was man denkt!" Denn es ist doch haarsträubend, daß er meint, weil ich einen Aufsatz über das Certamen schicke, habe ich aufgehört, „Tragödiengeburtsphilolog" zu sein!

Wie steht es denn mit Deinem Fritzschianum? Von Bayreuth aus werde ich angelegentlich darnach gefragt, und ich selbst habe herzlichen Appetit darnach. Bist Du mit dem braven Fritzsch zufrieden? Wir wollen uns doch bemühen, diese gute Firma etwas für uns festzuhalten. Sobald Du etwas Größeres zu drucken hast, so denke doch an ihn; denn ich habe alle die Teubner, Engelmänner u. s. w. verschworen.

In mir drängen sich jetzt die Entwürfe etwas durcheinander: doch fühle ich mich immer auf einer Bahn, — es giebt keine Verwirrung; und wenn man mir nur Zeit läßt, bringe ich's an's Tageslicht. Besonders fruchtbar ist meine Sommerbeschäftigung mit den vorplatonischen Philosophen geworden.

Im jubilirenden München bin ich nicht gewesen, das habe ich Dir wohl geschrieben. Wie steht es nun mit dem Herbst? Ich bin noch nicht ganz entschieden, ob ich nach Norddeutschland komme.

Es ist so wohlgemuthes Spätsommerwetter, daß man recht glücklich sein müßte, wenn man zusammen wäre! Ich habe immer nur einen Wunsch: nicht hastig zu werden, — und solche Witterung predigt diese Lehre anschaulich, blau und goldgefärbt.

Ich preise Basel, weil es mir erlaubt, ruhig, wie auf einem Landgütchen, zu existiren. Dagegen ist mir schon der Klang eines Berliner Organs verhaßt wie die Dampfmaschine. Kürzlich besuchte uns hier so ein Berliner deus ex machina, der Redakteur der Spener'schen, Wehrenpfennig, — ich hatte Honigseim im Bauche, als er wieder abreiste.

Nun, lieber, guter, treuer, alter Kamerad, sei gesund und — ein bischen selig, nämlich schreibselig, im Hinblick auf Deinen schweizerisch-vereinsamten, in der Tonne lebenden

Διογενὴς Λαερτιάδης.

Nr. 119.

Rohde an Nietzsche.

Hersbruck, 28. August [1872].

Mein lieber Freund!

Nicht als ob ich Sauhirt oder Brauknecht in diesem oben verzeichneten Neste geworden wäre: aber es ist ein sichres Factum, daß ich dieses „Sendschreiben eines Philologen" in einer spektakulösen Kneipe besagten Nestes verfasse. [— —] Am Reisen ist auf die Länge auch wenig „Fraid", namentlich nicht, wenn man Briefe verfassen soll unter brüllenden, ihr scheußliches Bayrisch laut hervorrülpsenden Fuhrleuten, wie ich „alleweile". Ich freue mich aber auf die grüne Natur, in die ich jetzt erst recht einlaufen werde, nachdem ich mich bisher in allerlei Städten herumgetrieben habe. Hätte ich mehr Geld, so wäre ich nach der Schweiz gegangen, oder lieber noch nach der gebenedeieten Italia. Ich war jetzt u. A. auch in Nürnberg, und hatte doch aufs Neue das Gefühl,

daß an reiner und ganzer Freude da weniger zu holen ist unter all den viereckigen Fratzen als in einer einzigen, kleinen italienischen Kunststadt: Verona, Padua, selbst Brescia. Und doch waren die Trefflichen sicher auf dem richtigsten Weg zur freien Schönheit, der nicht durch einen verhimmelten Idealismus geht, der nichts darzustellen wagt, wie er es sieht, sondern irgend ein fantastisches Spectrum. So aber bleiben diese Dürer ꝛc. stehen, wo die Realisten der altflorentinischen oder der paduanischen Schule standen: was hinderte aber den Fortgang? Ach die verwünschte Theologie und der dreißigjährige Krieg: womit ich bin, in alter Liebe, Dein Freund und Fuhrmann

E. R.

Nr. 120.

Rohde an Nietzsche.

Kiel, 27. September 72.

Mein lieber Freund!

[— —] Meinen Brief aus Hersbruck hast Du ja wohl bekommen? ich bin dann noch etwa vierzehn Tage in der Welt herumgelaufen, „weite Welt und breites Leben“ in mich einzusaugen; namentlich habe ich mich

an einer gründlichen Betrachtung der Dresdner Gallerie erquickt. Es ist ein sehr „nachdenkliches“ Phänomen, daß eine Betrachtung solcher Bilder der Erscheinung uns solch reines, tiefes Vergnügen gewähren kann; das ist freilich eine Lust, und eines der sichersten Zeichen, daß eine so reine Entbindung des Intellects vom Willen, wie Schopenhauer annimmt, eine Einbildung ist: woher sonst das bestimmte Gefühl einer reinen zwar, und unvergleichlichen, aber einer Lust? „Doch ich fange an zu philosophiren.“ [— —] Kürzlich ist mir Romundt's Buch zugekommen: sage ihm doch meinen besten Dank dafür; ich schreibe ihm nächstens selbst, sobald ich einigermaaßen guter Laune bin. Ich bin seit meiner Reise noch zu keiner rechten Ruhe, zu jener gleichmüthigen Temperatur der Empfindung gekommen, in der man kein Glück erwartet und kleine Annehmlichkeiten mit Behagen aufnimmt. [— —] Hier aber fühle ich mich ganz allein und einsam, unbeschreiblich allein und öde: vollends seit auch Ribbeck fort ist, der doch persönlich ein Herz für mich hatte, meine ihm sehr wohl bekannten Meinungen mit Zartsinn und Schonung, und nicht ganz ohne Sympathie ertrug. Ich bin ihm doch viel und auf immer schuldig; ein edler Mensch. — Nun aber bin ich im Innern ganz verwaist, und dazu regnets seit vierzehn Tagen fortwährend, und alles sieht aus nach trostloser Finsterniß und Eingeschlossenheit und Kälte. Säße ich doch Dir nur näher, mein geliebter Freund: immer die alte Klage. Säße ich zum Mindesten in Süddeutschland irgendwo, da Freiburg, wie ich freilich längst wußte, durch den

Keller verrammelt ist. Ihr habt's fürwahr in Basel gut: zwei zusammen spotten der ganzen Welt, aber Einer so ganz solo, soletto, das ist trist. Was macht Burckhardt? Grüße ihn doch bei Gelegenheit. Wie konnte man sich, vor einiger Zeit, doch einbilden, der passe in das ameisenhafte civilisirte Getriebe in Berlin? Vor diesem Berlin habe ich ein förmliches Grauen; [— —] man versteht vollkommen, welches Entsetzen einst die alten Christen vor der „großen Hure" zu Rom empfanden. Aber wo ist heute der Erlöser? das neue Blut? die Kraft, an einen Menschengott, eine Incarnirung der Liebe zu glauben? Das war doch, so thöricht es sein mag, etwas sehr Großes und Beglückendes. Ach, lieber Freund, ich bin nicht immer hoffnungsvoll, aber eines weiß ich gewiß, daß die Wagner'schen „Wir", wenn sie nicht die Welt reformiren können, sich eines großen und guten Gehaltes sicher wissen dürfen. Schreibe mir bald, lieber Freund, und gieb mir Muth.

In alter, treuer Gesinnung

Dein

E. R.

Nr. 121.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 25. Oktober 1872.]

Endlich, liebster Freund, ist die erste Erregung überwunden, die mir beinahe eine Unverdaulichkeit zugezogen hätte — es wäre doch Schade gewesen, wenn ich an dieser herrlichen Weinbeere erstickt wäre, nicht wahr? Nun sitze ich recht behaglich-nachmittaglich in meinem warmen Zimmer und freue mich wie ein Kind über die Bescheerung, immer von Neuem wieder an ihr herumschnuppernd und -knuppernd. Was Du mir heute erwiesen hast, weiß ich nicht in Worten zu schildern: ich wäre so völlig unfähig gewesen, es mir selbst zu erweisen, und weiß, daß es keinen zweiten Menschen giebt, von dem ich ein solches Freundschaftsgeschenk erhoffen könnte.

Was hast Du Dich überwinden müssen, armer, lieber Freund, mit jenem Menschen so lange umzugehen! Ich begreife nachträglich das Ekelhafte und Peinliche jenes Angriffs am stärksten, indem ich fühle, was Du unter ihm gelitten hast. Nun aber strömt Deine Schrift in's Weite und schleppt den [—] Burschen hinter sich drein in das Weite. Welche Wirkungen Du davon erwarten kannst, entnimm aus folgenden Mittheilungen, die an mich gekommen sind,

ohne daß ich, wahrhaftig!, nach ihnen gesucht hätte. In Leipzig ist eine Stimme über meine Schrift: wie sie lautet, hat der brave und von mir sehr geachtete Usener in Bonn, vor seinen Studenten, die ihn gefragt haben, verrathen, „es sei der bare Unsinn, mit dem rein gar nichts anzufangen sei: jemand, der so etwas geschrieben habe, sei wissenschaftlich todt“. Es ist, als ob ich ein Verbrechen begangen hätte; man hat zehn Monate jetzt geschwiegen, weil wirklich alles glaubt, so gänzlich über meine Schrift hinaus zu sein, daß kein Wort darüber zu verlieren sei. So schildert mir Overbeck den Eindruck aus Leipzig. Alle Parteien sind darin eins: damit aber die barocke Ausnahme nicht fehlt, erschien vorgestern ein Brief von E. Leutsch im „Altweiberton“ und verräth Neigungen! Die ganze Erfahrung hat etwas Blödsinniges! (Beiläufig, der alte Knabe schickte ein dickes Volumen, vielleicht 10—15 Abhandlungen, Programme u. s. w., und zwar seine Theognisberichte altmodisch-zierlich eingebunden! Es ist zum Todtlachen!) Halb und halb hält man mich wohl sogar für übergeschnappt: denn diesen Trost haben unsre „Gesunden“, wenn sonst kein Trost verfangen will.

Nun Deine Schrift, in ihrer Großherzigkeit und kühnen Kriegsgenossenschaft, mitten in das gackernde Völkchen hineinfallend — welches Schauspiel! Romundt und Overbeck, die einzigen, denen ich bis jetzt sie vorlesen konnte, sind außer sich vor Freude über Dein glücklichstes Gelingen! — sie werden nicht müde, Einzelnes und Allgemeines preisend hervorzuheben,

sie nennen die Polemik „Lessingisch" — nun, Du weißt, was gute Deutsche mit diesem Prädikate wollen. Mir gefällt vor allem, immer den tiefen dröhnenden Grundton, wie bei einem starken Wasserfall, mitzuhören, durch den eine jede Polemik erst geweiht wird und den Eindruck der Größe macht, jener Grundton, in dem Liebe, Vertrauen, Muth, Kraft, Schmerz, Sieg und Hoffnung zusammenklingen. Lieber Freund, ich war ganz erschüttert — und als Du von den „Freunden" sprachst, vermochte ich lange nicht weiter zu lesen. Welche herrlichen Erfahrungen habe ich doch in diesem Jahre gemacht! Und wie zerstiebt an ihnen alles etwa von anderswoher auf mich losstürzende Ungemach! Auch aus Wagner's Seele heraus bin ich stolz und glücklich, — denn Deine Schrift bezeichnet einen merkwürdigen Wendepunkt in seiner Stellung zu den wissenschaftlichen Kreisen Deutschlands. Kürzlich soll die „Nationalzeitung" so frech gewesen sein, mich unter die „litterarischen Lakaien Wagner's" einzurechnen; welches Erstaunen, wenn auch Du Dich zu ihm bekennst! Das ist wohl etwas wichtiger noch, als daß Du an meine Seite trittst? Nicht wahr, alter Freund? Und das, gerade das, macht den heutigen Tag mir zu dem glücklichsten, den ich lange erlebt: ich sehe, was Du in Deiner Freundesthat für mich, für Wagner gethan hast!

Wenn Gersdorff Deine Schrift liest, so bin ich überzeugt, daß er zwei- bis dreimal sich auf den Kopf stellen wird, aus Freude und Glück! Und wie schön und „fürnehm" hat wieder der brave Fritzschius seine Sache gemacht! Wenn er nur nun

auch den Vertrieb ebenso gut besorgt — und etwas schneller, als das Erscheinen; ich wußte in der letzten Zeit gar nicht mehr, was ich denken sollte, und war fast Willens, an ihn zu schreiben. Du kennst doch Wagner's neueste Schrift „über Schauspieler und Sänger"? Ein ganz neu entdecktes Bereich der Ästhetik! Und wie fruchtbar gewendet erscheint mancher Gedanke aus der „Geburt der Tragödie". Ich unterhalte mich mit dieser neuen Schrift, als ob ich mit Wagner zusammen wäre, dessen Nähe ich jetzt nun, so lange schon, entbehre.

Wir wollen muthig sein, mein lieber, lieber Freund! Ich glaube jetzt immer nur an das Besser-werden, an unser Besser-werden, an unser Wachsen in guten Absichten, guten Mitteln, an unser Wettlaufen nach immer edleren und ferneren Zielen! Oh wir erreichen sie, und nach jedem Siege ist uns das Ziel weiter gesteckt und wir laufen muthiger vorwärts. Soll es uns sehr kümmern, daß es nicht viel, ja sehr wenige Zuschauer giebt, die Augen haben zu sehen, welchen Wettlauf wir laufen? Kümmert uns dies, wenn wir nur wissen, daß diese wenigen Zuschauer auch für uns die einzigen Kampfesrichter sind? Ich für mein Theil gebe für einen solchen Zuschauer, wie Wagner ist, alle Ehrenkränze, die die Gegenwart spenden könnte, preis; und ihn zu befriedigen reizt mich mehr und höher, als irgend eine andre Macht. Denn es ist schwer — und er sagt alles, ob es ihm gefällt oder nicht, und ist für mich wie ein gutes Gewissen, strafend und belohnend.

Nun mögen alle guten Geister mit uns sein,

liebster Freund! Jetzt gehen wir miteinander, eines Glaubens und eines Hoffens! Was Du erlebst, erlebe ich, und es giebt nichts mehr, was einer von uns noch für sich wäre, nichts Gutes und Rechtes!

Ich danke Dir, mein Freund, ich danke Dir!

Dein

Friedrich.

Basel, den 25. Oktober 1872.

Nr. 122.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 27. (?) Oktober 1872.]

Hier, mein lieber Freund, schicke ich Dir einen herrlichen Brief Wagner's: er schrieb ihn mir, noch bevor er Dein Sendschreiben in den Händen hatte. Ich will von allem Guten, was mir zu Theil wird, Dich als Mittheilnehmer — und in diesem Falle, bei Wagner'schen Briefen, Dich ganz allein! Denn einen solchen Brief, wie den heutigen, zeige ich selbst Romundt und Overbeck nicht, so sehr ich sie liebe und ehre. Du wirst Muth und Kraft aus solchem Briefe athmen, mir geht es so.

Höchst originell und fast spaßhaft ist die allgemeine Perplexität in den Kreisen der musikalischen

Meister über mich als Componisten: Bülow's Brief kennst Du ja, — nun kommt Liszt! und nennt Bülow's Urtheil „sehr desperat“.

Ich lese Deine „Apologie des Nicht-Sokrates“ immer noch als Morgenimbiß und Abendbrod; ein Exemplar lasse ich mir zusammen mit Deiner Anzeige in der „Norddeutschen Allgemeinen“ für meinen Prunktisch herrichten, recht üppig in Leder und Gold.

Daß nur Fritzsch die Schrift ordentlich anzeigt! Ich will, daß er im litterarischen Centralblatt sie inserirt: „Freunden zum Trost, Feinden jedoch zu ewigem Neide!“ Schreib ihm doch ein paar Worte über Centralblatt und Rheinisches Museum; etwa auch Hermes? Jedenfalls Augsburgerin! Dann möge er ein Exemplar an Leutsch schicken.

Machen wir uns auf einen lärmenden Skandal gefaßt und stecken wir Watte in unsere Ohren, aber die Watte der guten Denkungsart und des „guten Ruhekissens“, welches das gute Gewissen sich nennt.

Ich sehe mich immer staunend nach einem ähnlichen Vorfall um und finde keinen. Giebt es noch andre derartige „Freunde“, wie Du einer bist? Die „kritische“ Nachwelt wird behaupten, Du habest selbst die Geburt der Tragödie geschrieben und mich nur als *πρόφασις* genommen, um nachher noch solche Anzeigen und Apologien zu schreiben! Aus dem Innersten heraus! Aber ebenso aus dem Äußersten! Ich scheine Dir nur das Wort aus dem Munde genommen zu haben, und Du bist Freund genug, mir darüber nicht böse zu sein?

Kurz, es ist etwas Mirakelhaftes dabei: sehen wir zu, was unsere „Kritiker“ zu diesem „Monismus des Dualismus“ sagen werden.

In herzlicher Liebe

Dein F.

Sonntag.

Nr. 123.

Rohde an Nietzsche.

Kiel, 1. November 72.

Mein Freund!

Du magst Dich gewundert haben, daß ich Dir die Streitschrift so ohne Empfehlungswort zuschickte und nun schon so lange schweigend ihr nachsehe. Ich kann auch nicht mit Wahrhaftigkeit die allerdings drängenden, dieses Mal fast wohlthätig mich übermannenden Arbeiten zum Semesterbeginn als Entschuldigung vorbringen. Und doch, ich glaube, daß Du diese gänzliche Abneigung, nun noch etwas zu sagen, innerlichst verstehen wirst. Was hätten wir uns in dieser Sache zu sagen, das nicht ein Jeder im Herzen selbst empfände! Nun sind wir fürs Leben zusammengethan und werden alle Niederträchtigkeit der Welt in Gemeinsamkeit zu erdulden haben. Das ist es aber nicht, was mich in dieser

Zeit bedrückt und müde macht: wer zu einer Sache und Person rechte Liebe trägt, der wird der giftigsten Bosheit des genus humanum auf die Länge nicht entgehen, und darf nur wählen, was er vorzieht, die Dumpfheit oder die stete Belästigung der in ihrer gemeinen Beschränktheit bedrängten πλήσιοι. [— —] Da erweckt es denn den peinlichsten Krampf, diese Balgerei, die man auf dem stillen Papier sich seufzend abgerungen, nun vor all den biedern Hallunken jetzt erst allmählich öffentlich zu wiederholen. So ist man denn vor ein Forum gestellt, das man innerlich gar nicht anerkennt und das man doch zu respectiren sich den Anschein geben muß. — Das ist das Scheußliche bei aller derartiger Polemik, und man muß es am eigenen Herzblut empfunden haben, um sich für alle künftigen Fälle zu geloben: „Laß Du Dich nur zu keiner Zeit zum Widerspruch verleiten." Ich habe das unsäglich Widerliche dieses Gefühls zum Theil dadurch überwunden, daß ich, Wagner anredend, zunächst denn doch an einen Freund und tief gemeinsam Empfindenden mich richten durfte. All diese Bedrängniß und Ekel hätte ich gewiß nicht auf mich genommen — denn ich bin eine ganz antipolemische Natur, überall wo mein Herz mitredet —, wenn ich diesen Schritt nicht für absolut nothwendig, und wenn auch unzweifelhaft äußerlich ganz erfolglos doch insofern wenigstens für ersprießlich gehalten hätte, als den Herrn „Zunftgenossen" laut zugerufen wird, daß Du unter all ihrem Hohn und Naserümpfen wenigstens Einen Genossen gefunden hast, der die vorgehenden Gemeinheiten nicht stillschweigend

ansehen will. Es ist mir ja keinen Augenblick zweifelhaft, daß all dieses, soweit es etwa an diese Herren gerichtet ist, rein in den Wind geredet sein wird; man müßte ja die Menschheit und namentlich diese ungemein selbstzufriedne Sekte nicht kennen, wenn man wähnen könnte, daß sie durch die kräftigsten Appelle sich je vermögen lassen sollten, die Welt und das Alterthum für mehr zu halten als ein Additionsexempel, das jeder mit leidlich gesunden Sinnen aus den einzelnen Daten sich zusammenrechnen könnte. Hier werden wir keine Proselyten machen, und wenn ich in der Schrift so thue, als wenn ich daran glaubte, so geschieht das, wie Du wohl empfinden wirst, nur darum, weil es, diesem Maulwurfsgeschlecht gegenüber, galt, grade die sogenannte „wissenschaftliche“ Ehre zu retten, was ohne einige Concessionen nicht anging: ich durfte nämlich nicht merken lassen, daß ich eigentlich gar nicht allein Herrn W.-M. bekämpfe, sondern die ganze philologische Consorteria, von der uns eine tiefe Kluft scheidet. Aber nun möchte ich dem Volke so gern den Rücken kehren, und nur noch da mit ihnen verkehren, wo sie selbst sapiunt, nämlich in reinen philologicis: aber erst muß die Pein des Spießruthenlaufens zwischen Hohn, Neid und allen ekelhaften Kleinlichkeiten dieser Biedern ertragen werden. — Du wirst mich nicht mißdeuten, geliebter Freund, wenn ich Dir all diese Mißempfindungen ganz naiv mittheile; ich bereue den Schritt selbst keinen Augenblick; all seine Consequenzen wußte ich voraus, und es stellt sich nun nur doppelt das tiefste Bedürfniß

ein, von Zank und Haß mit ganz Unverwandten sich dem liebsten Freunde einfach in herzlicher Liebe zuzuwenden, in die kein Neider und Verhöhner irgend hineinzureden hat. Wenn mir das tief widerwärtige Befassen mit jenem Scandalon nicht die Leichtigkeit ließ, mich im Spott und fröhlich pfeifender Nichtachtung des Witzes über diesen ganzen Morast zu erheben, so hoffe ich doch, daß aus dieser schwerfällig derben Polemik Du und die Freunde, die ich meine, eben erst recht den eigentlichen Herzenston herausgehört habt: es war mir bittrer Ernst mit dem Ganzen! Und das sagen mir ja auch Deine lieben Briefe, für die ich Dir mit dem ganzen Herzen danke. Schreib mir oft, mein Freund, ich bin unersättlich nach Briefen von Dir, jetzt am meisten, wo in einer ekelhaft ausbrechenden Feindseligkeit oder Verhöhnung der Umgebung mir das immer erneuete Bewußtsein, mit Dir und unserm Vorbild und Leiter mich im Guten und Reinen, in der wärmsten Empfindung des Gemüths einig, engverbunden zu wissen, alleine Kraft und Trost geben kann. Es ist im Übrigen keine Rettung in dieser über uns sicher hereinbrechenden Hochfluth des Gemeinen, als daß wir absolut keine weiche Seite bloß geben, sondern den Kopf stolz und hoch erhoben tragen. Ich weiß mich im Herzen völlig frei von jeder Regung selbstüberschätzenden Hochmuthes; aber in solchem Kampfe muß man gewiß die Miene der unerschütterlichsten Selbstschätzung annehmen, soll Einen das Gesindel nicht unter die Füße kriegen. — Das aber können wir uns wohl vornehmen, und

als durch diese Eine Prostitution errungen betrachten: niemals wieder uns durch Polemik gegen Andersempfindende aus den eignen Bahnen drängen zu lassen: in positivo salus! Die Negation hilft zu gar nichts.

Also: evviva l'amicizia! ich werde sehr bald wieder so weit mich durchgerungen haben, daß alles Andere außer „uns" mir vollkommen egal ist. Und bei „uns" hat meine Brandschrift gewirkt wie sie sollte. Ich habe von Wagner ein freundliches Schreiben bekommen, voll jener erhabenen Naivetät, die ihm als schönste Eigenthümlichkeit des Genius eigen ist. Als ob ich, mich zu ihm gesellend, seiner Sache irgend etwas zusetzen könnte. Dein Lob, lieber Freund, der Schrift selbst täuscht mich über ihre Mängel nicht: aber ich sage mir, daß hier einmal wirklich es nur auf die „That", nämlich die Thatsache der Herausgabe einer solchen Schrift ankommt, gar nicht auf die sonstige Qualität der Schrift, während sonst ein solches Lob (wie Frau Wagner damals Deinem Buche zugewendet wissen wollte) für ein selbständig bedeutendes Buch das Minimum des Lobes, in meinen Augen, darstellt. Frau Wagner hat an Gersdorff sich sehr befriedigt über die Schrift ausgelassen: ich hoffe, wenn ich ihr ein gebundenes Exemplar schicken kann, selbst von ihr einige Zeilen zu bekommen. [— —] Kommen sie endlich, so schicke ich auch Dir sofort ein „sulliches" („und ich habe sulliche", sagte jener Leipziger Philister von den „scheensten besten Kindern": siehe Bayreuther Pfingstfest). Auch der treue Gersdorff hat mir sehr zufriedengestellt ge-

schrieben. — [— —] Von mir noch zwei Notizen: ich war seit dem 13. Oktober wieder vierzehn Tage in Hamburg, an meiner Schwester und ihren zwei kleinen wundervollen Kinderchen mich erfreuend. Dort gedachte ich Deiner am 15. und fand den Brief vom 9. erst zurückgekehrt wieder vor, zugleich die Afterphilologie. —

Den ganz herrlichen Brief von Wagner bekommst Du nächstens wieder, zugleich auch Deine ausgeführtere Partie aus der „Geburt“. Dann auch Einiges über Wagner's neueste Schrift, die er mir schickte. Auf baldiges Wiederschreiben, mein einzig geliebter Freund. Dein E. R.

Liebster Freund! Fritzschius steht gerechtfertigt da; eben schickt er mir die gebundnen Exemplare, nicht so stattlich, wie ich sie in meinen Träumen sah, aber doch eingebunden. Mit einem derartigen Exemplar schicke ich Dir eine Anzahl anderer zur beliebigen Vertheilung. [— —] Schreibe mir bald, lebe wohl und in Heiterkeit: *δέξαι τὰν ἀγαθὰν τύχαν, δέξαι τὰν ὑγίειαν! Ἑρβῖνος.*

Nr. 124.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, November 1872.]

Lieber, guter Freund, wir werden's schon ertragen. Hier ist das nächste, mich etwas bedrückende Faktum,

daß an unserer Universität die Philologen ausgeblieben sind, für dies Wintersemester: ein ganz einziges Phänomen, das Du Dir wohl ebenso deuten wirst wie ich. In einem speziellen Fall weiß ich sogar, daß ein Student, der hier Philologie studiren wollte, in Bonn zurückgehalten ist und beglückt an Verwandte geschrieben hat, er danke Gott, nicht an einer Universität zu sein, wo ich Lehrer sei. — Kurz, die Vehme hat ihre Schuldigkeit gethan, aber wir dürfen's uns nicht merken lassen. Daß die kleine Universität nun gar noch durch mich leiden soll, ist recht schwer zu ertragen. Wir sind um zwanzig Mann hinter dem Bestande des letzten Semesters zurückgeblieben. Mit äußerster Noth habe ich ein Colleg über Rhetorik der Griechen und Römer zu Stande gebracht, mit zwei Zuhörern, d. h. einem Germanisten und einem Juristen.

Jacob Burckhardt und der Rathsherr Vischer haben sich außerordentlich über Deine Schrift gefreut. Beiden habe ich von den schönen mir übersandten Exemplaren mitgetheilt, ebenso Overbeck und Ritschl, sodann den Florentinern Olga Herzen und Fräulein v. Meysenbug. Nun habe ich zwei Prunkexemplare: vielleicht sieht das hier Gefertigte so aus, wie Du es im Traume gesehn hast. Es trägt die Aufschrift „E. Rohde zur Geburt der Tragödie“, und vereinigt Deine beiden Abhandlungen. Diese sind für mich ein Schatz, um den mich jeder Autor alter und neuer Zeit beneiden muß: Freund Immermann hier am Ort meint immer, Deine Sachen seien mindestens so schön wie die meinigen. Kurz, man be-

merkt unser Orest- und Pyladesthum *χαλεποῖσιν ἐνὶ ξείνοισι* und erfreut sich dran, — was ich nur erwähne, weil wir Beide nicht bezweifeln, daß viel mehr sich daran ärgern.

Von Auswärtigen hat noch Niemand einen Mucks gethan. Natürlich die Unsrigen abgerechnet. Das weißt Du, daß Wagner und Frau in wenig Wochen hierher auf acht Tage kommen? Romundt hat seine Antrittsrede gehalten und ist glücklich, für alle drei von ihm angekündigten Collegien Zuhörer zu haben. Gersdorff kommt im Januar, auf der Durchreise nach Italien, hierher. Er war über Deine Schrift „freudetaumelnd"!

Hast Du von dem Zöllnerskandalon in Leipzig gehört? Sieh Dir ja einmal sein Buch über die Natur der Kometen an; es ist erstaunlich viel für uns darin. Dieser ehrliche Mensch ist, seit dieser That, in der schnödesten Weise in der gesammten Gelehrtenrepublik wie excommunicirt, seine nächsten Freunde sagen sich von ihm los, und er wird in aller Welt als „verrückt" verschrien! Ganz ernsthaft als „geisteskrank", weil er nicht in das Trara-Horn der Kameraderie bläst! Das ist der Geist der Leipziger Gelehrten-Ochlokratie!

Daß ein Irrenarzt in „edler Sprache" nachgewiesen hat, daß Wagner irrsinnig sei, daß dasselbe, durch einen andern Irrenarzt, für Schopenhauer geleistet worden ist, weißt Du wohl schon? Du siehst, wie sich die „Gesunden" helfen: sie dekretiren für die unbequemen ingenia zwar kein Schaffot; aber jene schleichende, böswilligste Verdächtigung nützt

ihnen noch mehr, als eine plötzliche Beseitigung, sie untergräbt das Vertrauen der kommenden Generation. Diesen Kunstgriff hat Schopenhauer vergessen! Er ist der Gemeinheit des gemeinsten Zeitalters wunderbar gemäß!

Jetzt aber muß ich in's Colleg, will aber doch nicht mehr warten, Dir meinen Gruß zu schicken. Ich denke, wir schicken uns diesen Winter, so oft es geht, Blättchen und Briefchen, aber auch ehrlich lange Episteln? Nicht wahr? Mein liebster Freund, sei nur guter Dinge: das Gute siegt schon dadurch, daß man das Böse vergißt. Vergessen wir die Hunde!

Von ganzem Herzen

Dein F.

Nr. 125.

Rohde an Nietzsche.

[Kiel, 14. November 1872.]

[— —]*) Neulich erzählte mir Gutschmid, Ritschl habe ihm kürzlich in Leipzig erzählt: ich sei für Freiburg an erster Stelle in Aussicht genommen gewesen: aber jene Anzeige in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" habe mich als unmöglich erscheinen

*) [Der Anfang des Briefes fehlt.]

lassen. Es kam mir vor, als ob diese Geschichte mir von dem guten, fischkalten Gutschmid durchaus „im Auftrag“ als avis erzählt werde. Sie zeigt jedenfalls sehr klar, wie es nun kommen wird.

So, jetzt wenden wir uns von dem Gräuel ab: wenn mich all dieses nicht in der rohen Materie bedrohte: innerlich rührt es keine Faser bei mir. Ich bringe es nicht einmal fertig, irgend Einen von all dem Volk eigentlich zu hassen, am Wenigsten den Herrn von Wil.-Möll. Gehört denn nicht unser ganzes Innre, und die Welt, die unendlich reiche Welt der Anschauung uns ganz allein: alle Köter sind da verbannt, wie aus dem τέμενος des Tempels. Und so richte ich mich immer wieder auf, wenn ich in den heiligen Hain trete, wo nur die innere Musik, die mich umtönt, das Schweigen und die Andacht unterbricht. Man hat es kaum nöthig, sich, wie in vielen Zeiten die Stilleren, die von dem Pöbel jede Minute maltraitirt werden, mit einer harmonirenden Gemeinde, nach irgend welchen fernen seligen Inseln zu wünschen. Nimmt uns, in diesem Nest, auch die gütige Kunst nur selten in ihre sanften Arme, so sind wir doch in unserm stillen Winterzimmer, und auf einsamen Lustgängen, alleine mit der tröstlichen Natur, der Einen Mutter, aller Plage und Last entronnen. Ich wünsche mir oft nur eine ganz ergebne, die ganze wunderliche Person mit Schwächen und allen guten Gaben, mit Haut und Haar unbedingt liebende Weiberseele zur Seite: mit solch einer Genossin — dergleichen wohl das Seltenste

auf dieser Welt ist —, die mit gleicher Nothwendigkeit, wie Einer selbst, in alle Tiefen der Empfindung hineintauchte, müßte das Leben sein, als ob man mit glänzenden Seraphsflügeln, ein seliges Paar, durch einsamen Äther den höchsten Sonnenwelten zuschwebte. Was kümmerte Einen dann die dumpfe Menge unten im Nebel! — Kürzlich fiel mir Varnhagen's Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang in die Hände: im zweiten Bande fand ich einen Menschen in Briefen verewigt, wie ich ihn nie im Geiste noch gesehen habe: Alexander von der Marwitz. Selten ergriff mich etwas so wie diese Seele: „stets blickend in die Höh'", nach allem Edelsten; innerlichst glühend, ohne die Stütze irgend einer Superstition, frei von aller Schwelgerei im Geistreichsein, und doch Welt und Menschen und Bücher im Spiegel des vornehmsten Geistes, zur wahren Befreiung des Schauenden, widerspiegelnd; seiner Vornehmheit so bewußt, und doch von allem Hochmuth, als ein ächter Mensch, unsäglich fern. Das lies doch, lieber Freund! Man sage doch nicht, daß unsre Zeit nicht gräulich hinter jener zurückgeschritten sei! Darf sich wohl das Menschliche harmlos frei zeigen? ohne daß man, zu allgemeinem Jubel, psychiatrische Studien darüber macht! Jene Menschen wären für uns, und was gehen uns die andern an?

E. R.

Nr. 126.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 21. November 1872.]

Herzlich geliebter Freund, hier sende ich Dir das Curiosum des Ritter Schaf von Leutsch. Übrigens hat er mir auf meinen ebenfalls sehr zuvorkommenden Brief ebenfalls nicht geantwortet, vielleicht ebenfalls deshalb, weil ich mein Erstaunen über seinen Heldenmuth gar zu naiv ausgedrückt habe und am Schlusse ihn feierlich auf Dich und Deine „Afterphilologie“ verwies. Laß fahren dahin, das alte Schaf hat davon doch keinen Gewinn — und wir erst recht nicht! —

Für Freitag Abend ist mir der Besuch Wagner's und Frau hier angekündigt, etwa auf eine Woche: inzwischen telegraphisches unaufhörliches Wetterleuchten zwischen Basel, Mannheim und Darmstadt. Da soll es hoch hergehen und Deiner soll, in Lust und Leid, immer treulich von uns Dreien gedacht werden! Mach Dich auf ein tüchtiges Gläser- und Ohrenklingen gefaßt!

Heute Abend ist hier ein üppiges Ballfest und da es für mich mit einer gewissen fluchwürdigen Romantik verknüpft ist, so mache ich es, wie das alte Pferd Ibykus Ἦ μὰν τρομέω νιν ἐπερχόμενον.

Daß Ihr in Kiel nicht allein durch das Köchinnengesuch des * * * heimgesucht seid, hoffe ich Dir durch

mitfolgenden rein unglaublichen Brief zu beweisen. Ein ehrbares Hochzeitsgelüst ist, in einfacher Kutscher-deutlichkeit, darin ausgedrückt.

Was meinst Du aber dazu, daß neulich ein ehrsamer Anderer, ein ganz tüchtiger Musikus, mich um einen Operntext (mit karthagischer Musik, nach Salambô), zugleich um einen Cantatentext für altkatholische Reformzwecke in unbedingtestem Vertrauen angieng, und zwar — wie er ganz ruhig explizirte — weil ihn sein Freund, „der Dichter Lingg" (ich nenne ihn „den Dichterling"), im Stich gelassen habe! Das gehört doch auch zu den „scheensten besten Kindern", auch ich habe „sulliche"!

— Ich schreibe morgens, nach jenem Ballfest, von dem ich mich gegen 3 Uhr trennte, weiter: der Tag ist grau und regnerisch-schmutzig, mir aber geht es vortrefflich, „doch Gedanken stehn so fern" heißt es bei Tieck und bei mir. — Also Du spielst in Kiel Komödie? —

Inzwischen traf eine Karte von Ritschl ein, die ich, zur Erbauung und andern Nebengedanken, beilege. Leider auch ein Telegramm, welches den Besuch Wagner's in Basel abmeldet, aber mich zu einem Zusammentreffen in Straßburg auffordert: dorthin werde ich auch morgen abreisen, um von Freitag bis Sonntag beglückte Atmosphären zu schlürfen.

Ich denke jetzt, wenn ich kann und an jedem Ort, darüber nach, durch welche Schläue ich Dich und mich zusammenbringe, besonders um Dich aus Deiner erratischen Block-Einsamkeit zu erlösen. Hier läßt sich's bereits leben, weil man so viel demokratischen

24*

Takt hat, um den „Narren auf eigne Faust“ die Existenz zu gönnen. Aber schwierig ist's, Dich da irgendwo hineinzudenken: denn überall stehen Candidaten, selbst am Katheder des noch keineswegs lebensmüden Gerlachii.

Deine Prophezeiungen mögen wohl zutreffend sein, mein lieber Freund; mich juckt der Daumen, wenn ich an sie denke, was ja sowohl ein wahrsagerisches als Händel-von-der-besten-Sorte-verkündendes Phänomen ist. Ich litt sehr an der schwarzen Gallsucht, als ich Deinen Brief las, und lief gleich darauf spazieren, um einen vernünftigen Einfall zu haben, wie ein materielles Fundament und Postament für Dich zu erbauen sei. Bis jetzt „öde das Meer“, kein Schiff zu sehn! In Straßburg will ich mit Wagner über den Begriff einer klassischen Professur in Bologna verhandeln: auch Fräulein von Meysenbug wird etwas Auskunft geben können. Was meinst Du, unter anderem, zum Rektorat in Bayreuth? Aber das sind bis jetzt alles ganz dumme Gedanken. Ein Redakteurgehalt mit ca. 2000 Thaler könnte vielleicht ermittelt werden, wenn die von Wagner und mir längst geplante periodische Zeitschrift gegründet ist, in der, praktisch, durch Beispiel, die Möglichkeit einer hochgesinnten und durchaus fürnehmen, wahrhaft belehrenden Culturzeitung bewiesen werden soll. Freilich erst vom Jahre 1874 an. Übrigens denke ich darüber nach, meine nächste Schrift als Festschrift für das Jahr 1874 und Bayreuth einzurichten, vielleicht wird sie den Titel haben — „Der letzte Philosoph“. Ich baue daran pyramidum altius.

— Ich dachte mir, daß wir auf irgend eine Weise kund zu geben hätten, wie jenes Jahr und jenes Fest zu ehren sei. —

Zuletzt bleibt immer für mich die Auskunft, Dir meine Professur feierlich zu cediren, mit der ich jetzt ohngefähr eine Einnahme von 4500 Francs genieße. Nun weiß ich zwar auch nicht recht, wo ich später unterkriechen soll, doch geht jetzt und eigentlich immer mein Schicksal so unerwartet, daß ich vielleicht schneller als man denkt darauf eine Antwort habe. Unter allen Umständen sollst Du nicht lange mehr in der trüben Materienstimmung und melancholischen Frage *δός μοι ποῦ στῶ* Dich befinden; inzwischen spiele nur Komödie, liebster Freund. Wie auch ich gar nicht geneigt bin, die Miene „fröhlich pfeifender Nichtachtung" abzulegen. Wir wollen schon, als Dioskuren, unsre Lebensrosse bändigen.

Adieu, alter Freund!

Hurra hoch! Du sollst leben!

Dein

F. N.

Nr. 127.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 7. December 1872.]

Liebster Freund, wie geht's? Nächstens hoffe ich Dir ein größeres photographisches Conterfei von mir schicken zu können, heute nur ein paar gute Grüße. Nicht wahr, inzwischen hast Du von Frau Wagner einen guten Brief erhalten? Ich habe gesehn, wie sie ihn vollendete — in Straßburg, wo wir neben einander, im Hôtel Ville de Paris, wohnten und wieder ordentlich nachgeholt haben, was man bei dem Auseinanderleben alles einbüßt. Von Dir war immer so die Rede, als ob Du unter uns wärest, und die größte Offenheit war, in Hinsicht auf Dich, unter uns Regel und Nothwendigkeit. Soeben fragt sie bei mir brieflich an: „Hören Sie von Professor Rohde Gutes oder mindestens Erträgliches? Seit wir gemeinschaftlich sein Schicksal besprachen, geht mir das Brüten über Möglichkeiten nicht aus, — die ewige Ohnmacht bei lebhafter Theilnahme ist ein schwer zu schleppendes Geschick!“ Eigentlich soll ich Dir Vieles noch erzählen, besonders über den außerordentlichen Eindruck, den Wagner und Frau von Deiner Schrift hatten (ebenso wie die Gräfin Muchanoff), wie Beide meinten, mit einem solchen polemischen Meisterstück könne man in Frankreich be-

rühmt mit einem Schlage werden: die Deutschen seien dafür zu wenig „fein". Doch ich weiß nicht, was Frau Wagner Dir bereits alles geschrieben hat. Wir haben mit einander manche ganz annehmbare Möglichkeit für Dein äußeres Geschick in's Auge gefaßt, z. B. die Stellung eines Bibliothekars bei der italienischen (und Wagner'schen) Kronprinzessin. Irgend wann kommt etwas von dem heraus, was wir als Nummer in die Lebenslotterie, zu Deinem Besten, gesetzt haben.

Theilnehmende Briefbemerkungen habe ich über Deine Schrift neuerdings von Fräulein von Meysenbug, von Gustav Krug, von meiner Mutter und besonders mehrfache von meiner Schwester erhalten. Mein hiesiger Buchhändler sagte, sie wäre stark begehrt und verkauft. Mein Buch ist thatsächlich in Leipzig vergriffen. Das Neueste ist, daß Jacob Bernays erklärt hat, es seien seine Anschauungen, nur stark übertrieben. Ich finde das göttlich frech von diesem gebildeten und klugen Juden, zugleich aber als ein lustiges Zeichen, daß die „Schlauen im Lande" doch bereits etwas Witterung haben. Die Juden sind überall und auch hier voran, während der gute teutsche Usener [— —] dahinten, im Nebel bleibt.

In der florentinischen Gesellschaft liest man jetzt meine Bildungsvorträge, — es scheint dort jetzt gerade eine große Regsamkeit in Reform-Plänen der Anstalten zu sein, und es ergötzt mich sehr zu denken, daß mein Stimmchen mit unter dem italienischen Chorus gehört wird. — Die gute Gräfin Diodati

übersetzt kräftig darauf los, Gott und der französische Sprachgenius möge sie in Schutz nehmen, daß ich mich nicht gar zu solökisch ausnehme.

„Der Philosoph“, d. h. mein ganz unausgebrütetes Gedanken-Ei, liegt jetzt mir einzig in den Sinnen, so bunt und suchenswerth wie ein schönes Osterei für gute Kinder. — Gersdorff giebt im December seine juristische Laufbahn auf und kommt, nach Italien durchreisend, im Januar nach Basel. Krug hat ein sehr schönes Quartett gemacht und mir übersandt: es ist schönste „Erinnerungsmusik“, nämlich wie ein Tag aus unserem gemeinsamen Knabentraumleben, sehr abendwolkenhaft. Weihnachten will ich nach Naumburg und dort mit Krug etwas Musik machen, auch die Sylvesternachtsklänge sollen ihren Affektionswerth behalten: was kann ich dafür, daß die Musik schlecht ist! Manfred ist übrigens noch „töller“, und ich denke nie ohne Gelächter an die absurde Trommeleiscene in Bayreuth im Hause des bestürzt bewundernden und überfallenen Buchhändlers.

Kann man Dich denn nicht nach Heidelberg berufen? Ribbeck, Windisch sind Dir doch sicher — und Köchly hat nicht allzu viel zu sagen. Ich kenne dort nur einen Menschen und das ist ein Weib, aber ein sehr gutes: die Mutter des Malers Feuerbach. Ich werde, da ich ihr eben zu schreiben habe (in Sachen eines von mir protegirten Jesuitenzöglings, der hier in Basel Medizin studiren soll), Deine Schrift mitschicken.

Laß Dir's gut gehn, theuerster und lieber Freund, und sei muthig, wie ich es bin. Wagners haben

mich so gesund und „resolut“ im Goethe-Mazzinischen Sinne gefunden und sich darüber sehr gefreut. Bringen wir's erst dahin, einmal wieder zusammen leben zu können, so soll's ein Heidenleben geben! Inzwischen lies doch des Grillparzeri vorletzten Band (der Gesammtausgabe), die Aesthetika betreffend: er ist fast immer einer der Unserigen!

In herzlichem Gedenken

Dein

F. N.

Nr. 128.

Rohde an Nietzsche.

[Kiel, 8. December 1872.]

Geliebter Freund,

endlich muß ich mir doch einmal, in ewig drängenden Beschäftigungen, die Arme frei machen, um Dir die Hand zu schütteln und unsrer alten Zusammengehörigkeit mich aufs Neue zu versichern. [— —]

Mache mir nicht die Sorge, daß Du Dir um mich Sorge machest, sondern take it easy, und denke vor Allem nicht daran, mir Deine Basler Stelle ohne dringendste Abberufung zu cediren; ich empfinde es täglich mehr, wie wichtig es ist, daß wir gerade auf Universitätskathedern stehen, wenn wir auch auf die

Jungens mehr durch influxus magicus unsrer Person als durch direkte Heilslehren, die ja doch nur Perlen vor die Säue wären, wirken dürfen. —

Ich schicke Dir zurück: 1. Wagner's Brief. 2. Ritschl's Karte (darüber ist nun nichts zu sagen: ich halte die Kundgebung für ganz aufrichtig, und wir wären Thoren, die Achtel-Bundesgenossenschaft eines doch so einsichtsvollen Mannes abzuweisen. Wieweit sie aber gehe, werden wir alsbald, wohl ohne sonderliches Staunen, erfahren, wenn wir — nicht einmal irgend eine öffentliche Parteinahme, sondern nur etwa eine Aufnahme eines Buchhändlerinserats meiner Schrift auf den Umschlag des Rheinischen Museums verlangten. Das würde unmöglich sein. — Jetzt übrigens verstehe ich die unerwartete Zustimmung jenes Leipziger Studenten; auch Ribbeck schrieb mir vor etwa vierzehn Tagen, liebenswürdig, und zustimmend, er habe die Schrift mit voller Befriedigung gelesen: der Zweck, Deine „wissenschaftliche Ehre" zu rehabilitiren, sei vollständig gelungen; er zweifle nicht daß die Schrift Sympathie (in philologischen Kreisen) finden werde; Ritschl habe ihm geschrieben: „beiden Betheiligten sei zu der „trefflichen Streitschrift" zu gratuliren". — Très bien; ich wollte aber bis auf die Einzelheit jeder denkbaren Collision vorhersagen, wieweit diese Zustimmung sich nach außen geltend zu machen wagen wird.) 3. Dein „Fragment". Dieses habe ich mit großer Begierde und Andacht öfter gelesen, und brauche nicht erst zu sagen, daß ich mit seinem Inhalte ganz übereinstimme: aber dergleichen bekannt zu

machen, wäre so gefährlich wie fruchtlos. Denn ich glaube, daß den Vielen, d. h. all den liberalen Optimisten, dieser ihr Optimismus von einer weisen Natur, wie eine schützende Decke nicht ohne eine wichtige Absicht übergehängt ist: wie das Verdeckthalten der Nothwendigkeit des Leidens und Sterbens die *δειλοὶ βροτοί* zum Weiterleben und -arbeiten treiben muß, in Zwecken die nicht ihre individuellen sind, so scheint der tiefwurzelnde Optimismus der Anker zu sein, an dem die moralischen Antriebe zum Guten, d. h. zu allem was dem Heile der Gesammtheit dient, bei den Vielen einzig befestigt ist. Erkennten sie das wesentliche Schreckliche, mit menschlichem Gerechtigkeitsmaaß gar nicht zu Messende, gegen alles Individuelle blind Grausame dieser Gesammtheit, so würden sie, fürchte ich, aller moralischen Antriebe zum Dienste der Gesammtheit sich für entbunden erachten. Der gute Wille ist gewiß das unverdächtigst Schätzenswertheste am Menschen, und mit einer muthigen Einsicht in die grauenhaften Bedingungen der Weltexistenz scheinen den nur wenige, eigenthümlich Geartete vereinigen zu können. Aber wenn nun freilich, der heilsamen Dumpfheit ledig, die optimistischen Vielen nach ihren wirklich naturwidrigen hirtengedichtartigen Anschauungen die Menschheit einzurichten unternehmen, dann ist das Chaos da: denn der *κόσμος* beruht gewiß nur auf einer furchtbar grausamen Gewalt. Aber man kann das den Vielen nicht ohne gefährliche Mißverständnisse klar machen. —

Aus Straßburg bekam ich einen liebenswürdigen

Brief der Frau Wagner; ich möchte ihr antworten: wohin adressire ich? Wann kommen sie nach Hamburg? Das schreibe mir und noch vieles Andre! Von Herzen

Dein E. R.

Nr. 129.

Rohde an Nietzsche.

Hamburg, 22. December [1872].

Mein lieber Freund,

heute komme ich nur, um Dir zum Feste einen Glückwunsch zu bringen, der Dich meiner treuen Gesinnung versichern soll. Es wäre gar nicht so übel, wenn ich jetzt auch in Naumburg sein könnte und ein wenig an Euren — Deinen und Krugii — musikalischen Orgien theilnehmen könnte, „gezückten Ohres“ zuhörend und hoffentlich etwas mehr davon verstehend als damals in Bayreuth, wo ich, von allen Tönen dieser Tage ganz overpowered, nur wie im Traume, auf Herrn Giesels (oder wie der biedre Buchhändler hieß) Sopha sitzend, Dich, resp. Herrn George Chatham manfredisiren hörte, und nicht ohne Rührung plötzlich die Weisung vernahm: alleweile erscheine ein Geist! Scheene! aber ich war so obturirt, daß ich gar nicht folgen konnte. Wann werden wir uns nun in Bayreuth wiedersehen und noch ganz andre

Erscheinungen haben? Das wäre etwas so Außerordentliches, in dieser „Jetztzeit" so Wunderartiges, daß ich noch immer eigentlich nicht recht daran glaube; beruhige mich einmal ernstlich, o Freund, über die lumpige pecuniäre Seite: der letzte Bericht des vortrefflichen Feustel klang recht sehre „elegisch und trübe"; und welche Lappalie ist es eigentlich, um die es sich handelt. Kürzlich hat man in Wien das Doppelte für ein Operntheater aufgebracht, in dem vermuthlich nach altem Stil fortvirtuosirt wird: und nur für eine wirkliche ächte Kunstleistung, ein „Beispiel", dergleichen die neuere Zeit gar keins noch kennt, muß mit Stöhnen, Seufzen und Mühe das miserable Geld zusammengekratzt werden, an dessen Ausbleiben vielleicht die erstaunlichste That einer totalen Kunsterneuerung scheitern kann! — Ich habe in den Zeitungen Wagner's Reise nach Talenten antheilvoll verfolgt, und sehr über die ridiküle Onkelmiene mich ergötzt, mit der Kölner und Bremer Zeitungen ihm das Zeugniß ausstellten, in persönlicher Gegenwart bei Weitem nicht so „anmaaßend" zu sein, wie in seinen Schriften — von denen die Esel nichts, aber nichts verstehen! Dann wundern sie sich, wenn die dämonische Einwirkung des Mannes selbst nicht zu den Gemeinheiten stimmt, die irgendwelche litterati sine litteris aus einzelnen seiner Broschüren herausdestillirt haben! Ich freue mich sehr auf ihre Anwesenheit in Hamburg, über die ich nur noch nichts Näheres weiß. — Heil Dir, liebster Freund, wenn Du diese fürchterlichen Krakelzüge mit m ü t t e r l i c h e r Feder vollzogen, entziffern kannst:

aber, auch ohne das, „Heil Dir" überhaupt und hinwiederum auch im Besundern. Wir wollen gutes Muthes sein: was kann uns anfechten, da wir uns für „ächt" halten dürfen, und einig bleiben wollen in allem Besten. So möge uns gemeinsam das Weihnachtskind Sieg und Siegesfreude bringen, Freundschaft und Treue uns erhalten! Viele Grüße an Deine Mutter und Schwester, sowie an Krug (*καδίσκος*).

Von Herzen Dein

F. N.

bibliotecario in spe di Sua Altezza Reale la principessa Margherita di Savoia

(Motto: „ich kann kein Fürstendiener sein" SCHILLER.)

Nr. 130.

Nietzsche an Rohde.

Naumburg, 4. Januar 1873.

Herzlichen Dank, geliebter Freund, für Deinen weihnachtlich vergnügten Gruß und Brief. Inzwischen wirst Du wohl mein Photogramm bekommen haben: heute will ich, als am letzten Naumburger Ferientage, nur ein Wörtchen schreiben, denn heute Abend fahre ich schon wieder retrorsum. Oft ist Deiner gedacht

worden, von Gustav und mir, wenn je musicirt wurde, und noch öfter bei mir zu Hause. Ich habe an Frau Wagner ein dickliches Manuscript geschickt mit folgendem Titel: Fünf Vorreden zu fünf ungeschriebenen (und nicht zu schreibenden) Büchern. 1. Über das Pathos der Wahrheit. 2. Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten. 3. Der griechische Staat. 4. Über das Verhältniss der Schopenhauerischen Philosophie zu einer deutschen Cultur. 5. Der Wettkampf. Davon kennst Du höchstens Nr. 3; alles Andre ist ganz neu. Wagner lud mich zum Neujahrstag ein, zur Geburtstagsfeier von Frau Cosima; ich konnte nicht kommen. Im Januar, denke ich, wirst Du Beide in Hamburg zum großen Concert begrüßen und wahrscheinlich während dieser Zeit der cavaliere von Frau Wagner sein. Am zweiten Feiertag war ich in Weimar, um den Lohengrin zu hören: ich hatte dem Intendanten telegraphirt, daß ich ihn noch nie gehört habe, und war in seiner Loge. Auch in Leipzig war ich einen Nachmittag: mein Verleger hatte brieflich die Erlaubniß zur zweiten Auflage eingeholt und ich gab mündlich die vergnügte Zustimmung. Nun bitte ich Dich mir unumwundenst zu sagen, was Du etwa an Worten verändert und vertauscht wünschest. Du bist der beste Kenner und Beurtheiler des Buches, auch seines Details: bitte sage mir, was Du meinst. Ich schicke ein Blatt mit, worauf ich notirt habe, was mir aufgefallen ist. Was denkst Du zur Einführung der griechischen Endungen Dionysos? Mit Ritschl war ich auch

zusammen, er hat mir über die Kieler Professur alles Einzelnste mitgetheilt: — er meint, daß Schöll nicht annehmen werde. Von Dir meinte er, es könne Dir nicht fehlen, einmal eine gute, ordentliche Stellung zu bekommen, auch seist Du schon mehrfach genannt worden, bei anderen Gelegenheiten. Von Freiburg schwieg er. Übrigens weiß ich, daß die Freiburger unglücklich über ihren absoluten Fehlgriff (Keller) sind. — Von mir wußte Ritschl manches Unangenehme zu vermelden, z. B. daß ich ein schlechter Dozent sein solle (er drückte es nicht so stark aus, aber er meinte es). Ich habe ihn gebeten, mir dies schriftlich zu geben, und werde Dir das Documentum zuschicken. Ich sei nicht populär genug ꝛc. Da nun die augenblickliche Zahl von zwei Zuhörern dafür spricht und alle Welt aus meinem Buche sich eine verrückte Vorstellung über meinen Vortrag macht, so begreife ich, bei der herrschenden Mißgunst gegen mich, jenes Urtheil — an das aber jetzt, mit Schlauheit, meine akademische Unmöglichkeit und Unbeförderbarkeit angeknüpft werden wird. Übrigens glaube ich, ohne alle Bescheidenheit, daß ich ein ganz leidlicher Dozent bin, und auch in Basel glaubt man dies. —

Lebe wohl, mein lieber Freund, und lebe immer besser im neuen Jahre. Sei überzeugt von meinem guten Muthe und daß wir endlich triumphiren werden. Amen.

F. N.

Nr. 131.

Rohde an Nietzsche.

Kiel, 12. Januar 73.

Mein lieber Freund,

einen herzlichen Neujahrswunsch zuvor: das Jahr kann uns vieles bringen, uns jener Wunschzeit um vieles näher bringen, wo „der Tag dem Edlen endlich kommt“. Die freudige Botschaft von der zweiten Auflage soll uns ein Glückszeichen sein: wunderlich bleibt zwar, daß man von den Wirkungen der also doch offenbar viel gelesenen Schrift so gar nichts verspürt: aber ihre Zeit wird nun wohl bald gekommen sein: vergleiche den Juden Bernays, der alles schon lange selbst sich so gedacht hat. Das ist immer die Weise, wie man das nicht wohl zu Tödtende sich zurechtlegt; andre ziehen es vor, dasselbe zu „widerlegen“, ja es zu „vernichten“, etwa wie die Franzosen im letzten Kriege unsre Heere: wo es dann sehr verwunderlich war, daß die zehnmal „Vernichteten“ immer wieder den Vernichtern auf dem Hals saßen. So macht man's jetzt noch mit Schopenhauer (mit Wagner ohnehin): kürzlich fiel mir eine Broschüre des wackern J. Bona Meyer in Bonn in die Hand, in der mit lächelnder Suffisance (die fast noch schlimmer, an solchen Knirpsen gegenüber unserm Riesen, ist als die sonst übliche moralische Entrüstung) Schopenhauer

zu den Todten, als recht hübsch begabter „Sophist", geworfen wurde. So wird es nun wohl auch Dir gehen. Apropos: hast Du das dumme Gerede des Onkel Leutsch in einem der letzten Hefte des „Anzeigers" über meine Anzeige der „Geburt" gelesen? Welchen Schöps mag der Edle sich wohl zur „unparteiischen" Berichterstattung erwählt haben? Das fehlte bloß noch, daß so ein Monsieur [— —] uns Deinen Feuertrunk als eine harmlose Wassersuppe für jeden braven Biedermann gar noch anempföhle! —

Jetzt nun in Kürze die gewünschten Einzelvorschläge.*) Auf Größeres läßt Du Dich wohl nicht ein: sonst wäre es sicher nicht unzweckmäßig, am Anfang, in aller Kürze, eine Erklärung über Deine Ansicht des Wesens der Musik und der andern Künste irgendwie anzubringen: ich weiß, daß so, wie es ist, den Nichtkennern am Anfang vieles unklar bleibt, was sich erst nachträglich aufhellt. — [— —]

Griechische Schreibung: Dionysos ꝛc. würde ich sehr widerrathen: 1) soll man in solchen ἀδιάφορα nicht den Anschein der Schulfuchserei — und das ist der einzige Effekt solcher „Correctheit" — auf sich laden, 2) ist solche Schreibung ohne die entsprechende Betonung pure Halbheit. Willst Du etwa Aischylos, Hómēros, Rhianós ꝛc. sagen? 3) darf man dann natürlich auch nirgends abkürzen: wie

*) [Von den zahlreichen und sehr beachtenswerthen Verbesserungsvorschlägen sind nur wenige allgemeiner interessante und unmittelbar verständliche hier abgedruckt.]

pedantisch klingt aber Homeros, Pindaros, und gar Athenai! — Laß es nur ruhig bei der lateinischen oder halblateinischen (nämlich Sokrates ꝛc.) Schreibung.

Du brauchst „als“ mit dem Relativum meistens falsch: man kann es doch nur setzen (es steht dann aber auch vortrefflich), wo es einem lateinischen qui mit dem Conjunktiv oder einem quippe qui entspricht. [— —] — p. 4, 8 „unwankend“ falsch: man kann „un“ nur vor Substant. Adject. Partic. Passiv. und ganz wenigen, bestimmten Partic. activ. setzen. Wagner sündigt gegen diese Regel sehr oft in „Oper und Drama“. [— —] p. 7, 10 von unten „die Griechen als träumende Homere ꝛc.“ Wilamow mißversteht Dich freilich ganz: aber klar ist allerdings der, der Antithese zu Liebe gewählte Ausdruck „träumende Homere“ nicht: er soll doch heißen: im Traum sind sie Homere an zwingender Bildungskraft; man wird aber zunächst verstehen: sie gleichen dem Homer, wenn er träumt; was allerdings Unsinn ist. Ich glaube die ganze Antithese muß anders gewendet werden. [— —]

Noch meinen besten Dank für Dein aber wirklich grausames Porträt, dessen Rückenschrift ich erst gestern entdeckte. „Heere, der Bart wächst aber recht sehre“, nach Roscher. Wagners kommen am 21. zum Concert nach Hamburg: Zusammentreffen der Dionysiasten. Dann denke an uns. — Ade und laß bald von Dir hören.

Treulichst

Dein E. R.

Nr. 132.

Rohde an Nietzsche.

Kiel, Sonntag [26. Januar 1873].

Mein lieber Freund,

ich hatte mir zwar mit der Hoffnung geschmeichelt, bei meiner Rückkehr von Hamburg von Dir einen Brief vorzufinden; aber auch so will ich, keine Repressalien übend, Dir von den dort verlebten denkwürdigen Tagen einige Kunde geben. Ich war drei Tage dort, Dienstag, Mittwoch und Donnerstag, und erlebte während derselben zwei Concerte und eine, wunderlicher Weise zu Wagner's besonderer Ehre veranstaltete, höchst mangelhafte Meistersingeraufführung. Die Concerte, von einem im Ganzen wohl etwas mangelhaftem Orchester ausgeführt, waren mir doch darum sehr interessant, weil ich einige Stücke, wie die Einleitung zum Lohengrin, Vorspiel und Schluß von Tristan und Isolde, Liebeslied aus Walküre („Winterstürme wichen —“) und Schmiedelieder aus Siegfried, theils zum ersten Male, theils (wie namentlich Tristan und Isolde) zum ersten Male in richtigem Zeitmaaß und rechter Beseelung hörte. Dazu hatte ich die Genugthuung, meine Vaterstadt sich im Ganzen sehr anständig benehmen zu sehen: die eigentliche haute volée veranstaltete ein sehr gut geleitetes Bankett (an dem Theil zu nehmen ich leider

verhindert war) mit guten Reden angesehener Leute: kurz es zeigt sich eine Spur von Verständniß der über Theater, Kapellmeister, erste und zweite Tenore hinausgreifenden Bedeutung Wagner's, und wahrscheinlich wird auch der Erfolg für die pecuniären Zwecke der Wagnervereine nicht unbedeutend sein: solange es nämlich Mode bleibt und den guten Hamburgern nicht durch ihre einheimischen „Musiker" und „Kritiker" ausgeredet wird: wozu sie eine bedenkliche Neigung haben. — Was mir persönlich eigentlich das Bedeutendste war: eine ruhige persönliche Besprechung mit den Beiden, war natürlich, bei dem ewigen Trubel und Wagner's natürlicher Ermüdung, nicht recht zu erreichen. Dafür zähle ich auf eine friedlichere Begegnung: und im Herzen dachte ich es mir eigentlich als das denkbar Angenehmste, wenn wir beide etwa einmal, in den Sommerferien, in Bayreuth auf ein paar Tage zusammentreffen könnten; dann würden wir Vier wohl wirklich eine „fruchtbringende Gesellschaft" ausmachen. — Außer diesem Dürftigsten und Äußerlichsten wäre ich jetzt noch nicht recht im Stande, von diesen Tagen etwas Ordentliches zu sagen: mir prägen sich dergleichen Ereignisse stets erst allmählich und mit der Zeit immer tiefer und bedeutender ein: wenn ich zumal meiner einfältigen ungeschickten Befangenheit vergesse, die mich, namentlich bei solchen wirbelnden Festereignissen, immer zu einer einigermaaßen dummen Rolle zwingen: ich weiß dann oft weder zu reden noch zu schweigen, während ich inwendig so dumm gar nicht bin. — Eines bringe ich stets mit:

die tiefe Empfindung: was doch unserm Leben und Sein dieser Mann ist, für Verstand, Sinn, Herz und Willen! und ich blute wirklich, wenn man dann endlich scheiden soll, im innersten Herzen; warum muß man denn in der Wüste leben, wenn man doch im Stande wäre, ein reichstes Leben in Gemeinschaft der wenigen innerlich Zusammengehörigen zu leben! Kehrt man dann zurück, so giebt es ein schmerzliches Ringen, bis die erregten Wellen sich endlich in das matte Geplätscher der gewöhnlichen, erbärmlichen Existenz zurückzwingen lassen wollen. Wäre ich doch nicht so allein! nie sehne ich mich mehr als in solchen Zeiten nach Dir, mein geliebter Freund, unter diesen mattherzigen Menschen, denen ich mich gar nicht hochmüthig überlegen, aber in keinem Punkte verwandt und zur liebenden Eröffnung zugetrieben fühle. [— —]

Von Dir war in den wenigen ruhigen Momenten viel die Rede. Frau Wagner läßt Dich vor Allem herzlich grüßen, Dich dann um Verzeihung bitten wegen ihres Schweigens auf Deine Sendung: zu einem ordentlichen Briefe fand sich in Berlin, wo Wagners vorher waren und weniger hier noch, keine Zeit. Das Telegramm, das ich in ihrem Namen beförderte, hast Du wohl bekommen. Was sie von Deinen „Vorreden“ hält, wie hoch sie sie stellt, schreibt sie Dir selbst bei erster Gelegenheit. Der Aufsatz über den homerischen Wettkampf schien ihr, wenn nicht der bedeutendste, jedenfalls der, auf dessen Bahnen sie Dich weiter wandeln zu sehen am Meisten wünschte: theils, wie sie mir in etwas

aphoristisch (der Zeit wegen) abgebrochner Weise auseinandersetzte, weil die eigentliche Philosophie wohl ihre Grenze in Schopenhauer erreicht habe, theils weil sie solche Ideen, eingehender ausgeführt, als mögliche Mittel zu Deiner philologischen Rehabilitirung zu betrachten scheint. Dies letztere ist, wie wir wohl besser wissen, ein Irrthum. Von den Gesinnungen der Leipziger gegen Dein Buch wußte sie Seltsames aus einer Begegnung mit dem alten Brockhaus (der, scheint es, eine ältere Auflage seines Sohnes ist), Seltsames, nur nicht Überraschendes, zu berichten. — Wie viel ich an Dich dachte und täglich an Dich denke, brauche ich Dir nicht zu sagen: am Stärksten in der (sehr bedenklichen, für Wagner wahrhaft angreifenden) Vorstellung der Meistersinger: unter den sonderbarsten Entstellungen dachte ich an die schöne Zeit, wo ich bei Dir zuerst dieses Zaubergedicht kennen lernte und, auf das allertiefste erregt, von diesen Klängen umspielt, wie in einer goldnen Wolke wandelte, den andern Achäern unsichtbar. — Wie geht's denn Deiner zweiten Auflage? Und wie geht es Dir, herzlich geliebter Freund? Das schreibe mir bald, und grüße Gersdorff, den Italienpilger, sowie Romundt von mir.

E. R.

Nr. 133.

Nietzsche an Rohde.

Basel, 31. Januar 73.

Herzlich geliebter Freund,
ich war krank und lag zu Bett, als Dein erster Brief kam, und bin noch nicht wohl, jetzt wie Dein zweiter Brief eintrifft. Das ist schön, daß Du Dich durch mein Stillschweigen nicht hast abschrecken lassen. Ich habe mit größtem Dank Deine reichliche Blüthenlese aus der ersten Auflage angenommen und ausnahmelos benutzt: möge ich es Dir in allem recht gemacht haben. Eine kleine Umgestaltung der ersten drei Seiten war alles Umfänglichere, zu dem ich mich, bei der Correktur, verstehen konnte; sonst habe ich mancherlei in einzelnen Worten noch nachgebessert. Keine neue Vorrede, sondern alles, wie es war. —

Inzwischen bin ich Preisrichter geworden: der Allgemeine deutsche Musikverein hat einen Preis von 300 Thaler auf eine fünf-Bogen-Schrift populärer Natur über Wagner's Nibelungendichtung ausgesetzt: Professor Heyne, Professor Simrock und ich sind die Richter, ersterer auf meinen Vorschlag. Das ist doch ein anständiges Collegium. Den Preis habe ich, von ursprünglich 100 Thaler, auf 300 emporgeschraubt und freue mich des gelungenen Werkes.

— Ich denke über Organisation eines schweize-

rischen Wagnervereins nach. Beiläufig: liest Du das „Musikalische Wochenblatt“? Von Wagner waren herrliche Reiseberichte darin, von mir ein furioser Angriff auf Alfred Dove. Kannst Du nicht, in irgend einer Ostern=Mußezeit, einen kleinen Aufsatz für dies Wochenblatt machen, ich meine von unserem Laienstandpunkte aus: etwas über unsre Bayreuther Hoffnungen, etwa anknüpfend an unsre dort verlebten Pfingsttage. Es ist das einzige Blatt, wo wir von der Leber und zu den Unserigen reden können. Gestern schrieb der Italiener Gersdorff, Florenz=berauscht. Du kommst auch im Briefe vor, folgendermaßen: „Rohde's Stellung und unsre Wünsche für ihn habe ich mit Fräulein von Meysenbug besprochen und unseren Freund ihrer Fürsorge empfohlen. Wenn sie Gelegenheit findet, ihn allein zu sehen, so wird sie Herrn Villari die Sache vortragen. Dieser ausgezeichnete Mensch, den ich neulich kennen lernte, wird sicherlich Alles thun, was in seiner Kraft steht. Er hat sehr großen Einfluß; aber freilich auch die Feinde, die Pfaffen und Jesuiten, sind mächtig und rühren sich wie die Maulwürfe.“

Meine Bildungsvorträge übersetzt Fräulein von Meysenbug in's Italienische und wird sie dann in italienischen Zeitschriften erscheinen lassen: sie werden noch naiver klingen, es ist himmlisch. — Ich bin sehr vergnügt, daß Frau Wagner einige Freude an meinen „Vorreden“ hat. Du kennst sie nicht? Ein Hauptstück ist drin, das erste, „über das Pathos der Wahrheit“. —

Ich klage eigentlich gar nicht mehr, außer wenn

ich an Dich denke, mein geliebter Freund. Warum mußt Du dort oben wie ein Eisbär einsam hausen? Was macht denn die Universitätsgeschichte? Noch nicht fertig? — In Freiburg empfindet man, nach neuen Berichten, sehr stark die Dummheit, die man mit Keller begangen hat.

Eine kleine, höchst auffallende Schrift, die 50 Dinge falsch, aber 50 Dinge wahr und richtig sagt, also eine sehr gute Schrift — versäume nicht zu lesen: der Titel würde Unsereinen nicht anziehn, darum rathe ich sie Dir eigens an. Paul de Lagarde, Über das Verhältniß des deutschen Staates zu Theologie, Kirche und Religion. Göttingen 1873. Dieterich'sche Verlagshandlung.

Sodann lese ich Hamann und bin sehre erbaut: man sieht in die Gebärzustände unsrer deutschen Dichter- und Denker-Cultur. Sehr tief und innig, aber nichtswürdig unkünstlerisch.

Ich schreibe übrigens wieder über die alten griechischen Philosophen: und irgendwann kommt ein Manuscript, zur Probe, an Dich. — Hast Du denn das Programm des Professor Overbeck, an dem Du einen treuen, freundschaftlich gesinnten Menschen hast, bekommen? Er schickte es gerade während der Sturmfluth. Wir fürchteten, es möchte zu Grunde gegangen sein.

Über Brockhaus schreibst Du, was wir Alle wissen, empfinden und bedauern. Er ist ein durchaus anständiger Mensch, das ist wahr und im vollen Maße bewährt. [— —] — Was hat denn der alte Brockhaus zu Frau Wagner über mich gesagt?

Ich habe recht an Dich und Euch gedacht, in der Zeit der Concerte.

Also im Sommer Bayreuther Concil! Wir als die Bischöfe und Würdenträger der neuen Kirche! Ich möchte so gern noch etwas litterarisch zur Förderung unsrer Sache thun und weiß nicht wie. Alles, was ich projektire, ist so verletzend, aufreizend und der Förderung zunächst entgegenwirkend. Daß man selbst mein schwärmerisch gemüthliches Buch so übel genommen hat! Sonderbare Menschen! Was soll unsereins nur machen! Ausrufezeichen und Fragezeichen.

Es lebe die Freundschaft und der treueste Freund Erwin Rohde!

Fr. Nietzsche.

Nr. 134.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 21. Februar 1873.]

Geliebter Freund, ich höre nichts von Dir und will von Herzen wünschen, daß nicht ein Übelbefinden die Ursache davon ist. Denn es ist ein Kunststück, in dieser Jahreszeit nicht krank zu sein; ich selbst schleppe mich mit einem grippenartigen Zustande von Woche zu Woche, doch in aller Heiterkeit des Gemüths, wenngleich arg verschnupft. Jetzt ist übrigens das

Wetter wonnevoll, und zu Fastnachten will ich einen Versuch machen, den Vierwaldstätter See für ein paar Tage heimzusuchen: wärest Du dabei! Man hat hier das Schöne doch in beneidenswerther Nähe: und wenn ich Dir sage, daß ich Ostern, nach mehrjähriger Gewohnheit, auf eine Woche nach Montreux gehe, so ist es doch ein rechtes Glück, so etwas ohne viel Aufhebens jederzeit ausführen zu können. — Inzwischen bin ich leidlich thätig gewesen und habe an meinen alten griechischen Philosophen gearbeitet, über welche nach den Osterferien ein opusculum erscheinen zu lassen eine angenehme Hoffnung ist.

Bis dahin wünsche mir Ruhe, Gesundheit und Freiheit von Unterbrechungen verstimmender Art: denn die Unterbrechungen an sich sind mir sehr lieb und nothwendig, vorausgesetzt, daß sie mich nicht krank und besorgt machen. Die Philosophie ist eine Person, die ich wechselweise mit Liebe und Haß verfolge: mitunter flüchte ich sogar aus Ekel oder Wuth. Dann sind mir Unterhaltungen anderer Art Bedürfniß; so habe ich in den letzten Tagen ein Hochzeitsgeschenk für Fräulein Olga Herzen gemacht, die sich im März mit Herrn Monod verheirathet: eine vierhändige Composition, für das Ehepaar bestimmt, und mit dem Titel „Une Monodie à deux“. Sie ist gut gerathen und würde mir keine Bülow'schen Briefe zuziehen.

Aus Bayreuth habe ich einen langen Brief von Frau Wagner. Von dem Hamburger und dem Berliner Concert haben sie 12000 Thaler mitgebracht. Über die Hamburger Auszeichnungen schrieb Frau

Wagner besonders beglückt: Deine Vaterstadt hat den besten Takt von der Welt bewiesen. — Liesest Du das „Musikalische Wochenblatt“? Der Dr. Fuchs hat sich Lotze und Gervinus als aestheticos vorgenommen und prügelt und haut tapfer darauf los.

Neulich habe ich in einem „Evangelischen Anzeiger“ über mich Einiges gelesen, was mir auf Wochen hinaus Heiterkeit verschafft: ich wurde der „in's Musikalische übersetzte Darwinismus“ genannt, meine Theorie sei der „Developpismus des Urschleims“ u. s. w.: kurz die vollendete Tollheit!

— Ein Buchhändler hat mir angezeigt, im Börsenblatte (im buchhändlerischen) sei ein neuer Artikel des Dr. W.-Möllend. gegen mich (oder uns) angekündigt — wieder bei Gebrüder Bornträger. Ich habe aber verboten, mir dergleichen zuzusenden, kenne auch keinen Menschen, der es gelesen hat, hoffe übrigens, daß Du ebenso verfährst.

Nun muß ich zu Mittag essen, doch werde ich auf Dich mit Overbeck und Romundt anstoßen, die ebenso wie ich Deiner immer mit Betrübniß gedenken, mit Betrübniß, daß Du nicht hier bist! Ach, der Teufel! Warum nicht!

Dein

F. N.

Nr. 135.

Rohde an Nietzsche.

Kiel, 27. Februar 73.

Mein theurer Freund!

Ich danke Dir von Herzen für Deinen letzten, sowie für den vorhergehenden Brief: ich selbst wollte stets schreiben, namentlich um von Deinem Befinden Genaueres und Beruhigendes zu hören, aber ich schob es immer wieder auf. Ein Glück nur daß Du endlich wieder in der Besserung bist; ich fürchte, Du nimmst Dich nicht hinreichend in Acht, und thust nicht hinreichend im Punkte einer gewissen plebejischen Zerstreuung von einsamen Gedanken, die den Isolirten, wenn man sie ununterbrochen walten und weben läßt, allmählich aufreiben. Ach, warum in aller Welt hält das fatum uns Beide so starr und weit getrennt: was wollten wir zusammen für ein vortreffliches Leben führen, und all der zahllosen Feinde und Nörgler spotten: und nun ist's doch eine recht miserable Existenz, meine zumal, die ich in kläglicher Dumpfheit so weiter spinne. — Davon kein Wort mehr; gefehlt hat mir zum Glück außer einigem Schnupfen nichts: aber fehlt Einem nichts, wenn man so mit zusammengefalteten und gepreßten Flügeln wie in einer Art Winterschlaf liegen muß?! —

Sehr freue ich mich auf Deine nächsten Aufsätze,

von denen der über griechische Philosophen, wenn ich Dich recht verstehe, sogar im Drucke erscheinen soll. Schick mir nur auch das Buch der Vorreden noch einmal zu irgend einer Zeit. Wieweit ist es denn mit der zweiten Auflage der „Geburt“? Schärfe nur dem E. W. Fritzsch ein, daß er etwas besser für Vertrieb derselben sorge: mit meiner Afterphilologie hat er es so seltsam gehalten, daß ein hiesiger Buchhändler mich neulich ganz erstaunt über die Existenz dieser Schrift interpellirte, von der er bis dahin gar nichts gewußt hatte! Ein sonderbarer Schäker! Auch sein Wochenblatt schickt er, obwohl wiederholt von mir aufgefordert, mir seit Neujahr nicht mehr: einige Nummern sah ich bei Wagner in Hamburg, darunter auch Deinen etwas sehr furiösen Angriff auf Herrn Dove. Hoffentlich schickt mir Fr. nun nächstens den ganzen Rummel. — Hineinschreiben mag ich übrigens jetzt wenigstens nichts: ich habe eine Periode des Schreibe-ekels, die immer auf einer schwer zu überwindenden Verstimmung des einsam, *χαλεποῖσιν ἐνὶ ξείνοισιν* Lebenden beruht. — Von der zweiten Broschüre des Wil.-Möll. habe auch ich Nachricht bekommen: ich war neugierig genug, sie zu bestellen. Antworten werde ich (denn dieses Werk geht natürlich gegen mich) sicher nur im alleräußersten Falle. [— —] — Bei Zarncke stand ja neulich dummes Zeug über Dein Buch: ersichtlich von H. Zimmermann, dem Verfasser einer ungeheuer langweiligen Ästhetik. — [— —]

Hier hast Du einen wahren Schnupfenbrief, mein geliebter Freund. Ich bin nicht hoffnungsvoll, aber

nicht eigentlich verstimmt, bedenke vielmehr täglich in meinem Herzen, wie glücklich im Ganzen ein Geschick zu nennen ist, das Einem in der Jugend, bei gänzlicher Hoffnungslosigkeit für die Zukunft, doch für die Gegenwart die Möglichkeit eines stillen Wachsens in dem, was von ächter Bildung unsereinem assimilirbar ist, gewährt. Dieses Gefühl stillen und steten Wachsens ist fast das Einzige, was mir, in dieser Kälte des Lebens, von Glücksempfindung übrig bleibt; daneben preise ich das Schicksal, mir einen so treuen und ächten Freund bescheert zu haben, wie Dich: und so wollen wir einander treu verbunden bleiben.

In alter Liebe

Dein E. R.

A propos: wo steckt denn und was schreibt Gersdorff-Italinsky? Grüße doch Romundt und Overbeck, dessen Programm ich mit vielem Interesse gelesen habe, wie ich Dir auch schon einmal geschrieben habe.

Nr. 136.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, ca. 22. März 1873.]

Geliebter Freund, gestern gieng auch dies Semester, das achte meiner Erfahrung, zum Teufel oder wohin

Du willst, und heute giebt es die Möglichkeit etwas aufzuathmen. Aber es will nichts Rechtes mit dem Aufathmen werden, wenn ich nicht erst mit meinen Freunden Frieden schließe: denn diese werden mir zürnen, wie selten ich Briefe schreibe und wie undankbar ich mich gegen ihre briefschreibende Liebe benehme. Neulich bekam ich, in den Fastnachtstagen, bei tiefer Verstimmung, Deine Zeilen, geliebter Freund, und verwünschte wieder den Dämon, der uns trennt, oder, um ganz direkt zu reden, das dumme Benehmen der Freiburger, die Dich haben konnten [— —]. Nun sitzen wir auf unsern Stühlchen und kommen nicht zusammen! Jeden Brief möchte man fluchend beginnen und schließen, ja ich empfehle Dir, für unseren Gebrauch, das neue Wort „ich brieffluche, Du briefsfluchst" u. s. w.

Übrigens bin ich, wie ich recht empfinde, viel besser daran als Du. Overbeck und Romundt, meine Tisch-, Haus- und Gedankenfreunde, sind der trefflichste Umgang von der Welt: sodaß ich, nach dieser Seite, das Ächzen und das Krächzen ganz abgethan habe. Romundt hat gestern sein erstes Semester, als Akademiker, geschlossen und hat einen großen kathedralen furor in sich von diesem ersten Versuche davongetragen. Er hat das Interesse der Studenten wirklich erregt und wird ganz gewiß in seinem Elemente sein, wenn er Academicus bleibt. Overbeck ist der ernsteste, freimüthigste und persönlich liebenswürdig-einfachste Mensch und Forscher, den man sich zum Freunde wünschen kann, dabei von jenem Radikalismus, ohne den ich nun schon gar nicht mehr

mit Jemandem umgehen kann. In den Osterferien wird er ein Dokument dieses Radikalismus, ein öffentliches Sendschreiben an Paul de Lagarde machen. Was im Verlauf eines Jahres von uns zusammen an wichtigen und eingreifenden Dingen besprochen wird, ist der Masse nach sehr groß, und ich empfinde fortwährend dabei, was man entbehrt, wenn man Dich entbehrt. Unser Leben soll noch lang genug sich hinspinnen, um zu sorgen, daß vieles Gewollte zur That wird; aber für uns Beide ist es irgendwann einmal necessitas, zusammenzuleben, eben dieser „Thaten" halber.

Ich hoffe, bald so weit zu sein, Dir ein größeres Stück meines ganz langsam sich gebärenden Buches über griechische Philosophie zur vorläufigen Einsicht zu übersenden. Über den Titel steht nichts fest; wenn er aber lauten könnte „der Philosoph als Arzt der Cultur", so siehst Du, daß ich mit einem schönen allgemeinen und nicht nur historischen Problem zu thun habe.

In Leipzig ist die Setzer-Angelegenheit noch nicht geordnet, daher große Verzögerung der zweiten Auflage. Wilamowitzii zweites Stück habe ich gelesen: man schickte es mir in's Haus, und ich fand es lustig genug und ganz und gar sich selbst abthuend. Gersdorff hat den Schäker in Rom gesehen; ich schicke Dir seinen Glücksbrief, damit Du mit mir an dem Glück des „taumelnden Cavaliers" Deine Freude hast.

Jüngst war die Verheirathung von Fräulein Olga Herzen mit Herrn Monod aus Paris. Ich erschien mit einer Hochzeitscomposition, vierhändig,

folgenden Titels, der als Symbol einer guten Ehe gedeutet werden soll

Une Monodie à deux.

Fräulein von Meysenbug ist tief unglücklich und sehr bedauernswürdig, sie bat mich, ich möge jetzt Ostern zu ihr nach Florenz kommen, um sie etwas zu trösten. Leider habe ich keine oder so gut wie keine Ferien, Dank dem ehrenwerthen Pädagogium.

Richard Wagner hat mir seine bisher noch ungedruckte Schrift von 1864 „Staat und Religion" zugesandt, ursprünglich für den König von Bayern verfaßt; ich bin tief erbaut. So schreibt jetzt kein Mensch mehr über Religion und Staat, besonders nicht an Könige. —

Beiläufig: welche Skandalgeschichte meint denn Wilamowitz mit der Bemerkung über den „Philologischen Anzeiger" c. S. 3 seines Pamphlets, Anmerkung. Der alte Leutsch ist doch nicht auch doppelzüngig?

Ich habe immer vergessen, den Aufsatz über das Certamen Dir zuzuschicken, der nun schon ganz abgelagert ist und doch nicht besser geworden. „Nimm sie freundlich an!" sagte das Kind zum Vater an seinem Geburtstage und ließ die Torte in den Dreck fallen.

Wenn wir nur noch eine andre Kunst gelernt hätten, theuerster Freund, um zusammen durch die Welt zu ziehen! Denn als Conjekturen-Dachshund hat man wahrlich kein ehrliches Gewerbe. Orgeldrehen ist besser. In diesem Semester hatte ich es zu zwei

26*

Zuhörern gebracht, der eine war Germanist, der andre Jurist, beiden trug ich Rhetorik vor! Es kommt mir so unglaublich verdreht vor, besonders wenn ich bedenke, daß der Eine ein persönlicher Enthusiast von mir ist und ebensogut für mich Stiefel wichsen, als von mir Rhetorik hören würde!

Nächstes Semester wird es etwas besser stehen: das Pädagogium wirft ein paar gute Philologen ab, mit denen doch zu verkehren ist.

Die Abundantia-Bilder sind heute hier angekommen, und ich gedenke unsrer vergnügten Leipziger-Naumburger Herbsttage! Das wollen wir doch bestens wiederholen, dieses Jahr, nicht wahr, bester Freund? Im Sommer besucht mich meine Schwester. Aber im Oktober ziehe ich Dir entgegen, nach dem guten Thüringen. Oder wollen wir in Dresden zusammenkommen? Nur ja nicht wieder in dem gottverdammten Leipzig!

Ich wünsche Dir reinen Himmel, heiteres Gemüth und empfehle, als mein Stärkungsmittel, Dir den Marcus Antoninus; man wird so ruhig dabei.

Treu und Deiner stets gedenkend

Fridericus.

Basel, Mitte März. Nein! circa am 22. März.

Im Gersdorff'schen Briefe kommt was Rührendes vor, Du wirst es finden, meine Vorträge betreffend. Das ist ein Freund.

Nr. 137.

Rohde an Nietzsche.

Hamburg, 23. März 1873.

Geliebter Freund!

Warum höre ich nun schon seit so langer Zeit gar nichts mehr von Dir? laß mich doch nächstens wenigstens erfahren, daß Du nicht wieder krank geworden bist und Dich in guter Stimmung fühlst.

Zweitens aber überlege Dir folgenden wundersamen Plan. Auf wiederholte Einladung Ribbecks besuche ich ihn in Heidelberg vom nächsten Donnerstag, 27. März, an. Wie lange ich dort bleibe, weiß ich nicht. Jedenfalls aber möchte ich, einmal so nahe zu Dir gerückt, nicht die seltne Gelegenheit, Dir einmal die Hand zu schütteln, versäumen. [— —]*)

Von Herzen

Dein

E. R.

*) [Das Ausgelassene und ein folgender Brief aus Heidelberg vom Dienstag (1. April) betreffen lediglich die Modalitäten des Zusammentreffens (in Bayreuth) am 7. April.]

Nr. 138.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 5. Mai 1873.]

Theuerster Freund,

bist Du wieder in der Semesterthätigkeit darin? Wir fangen so nachgerade in diesen Tagen an. Was Glänzendes wird es wieder nicht, doch auch nicht so lumpig und so durchaus verächtlich, wie im vorigen Winter. Gersdorff schrieb heute Morgen aus Sicilien. Overbeck ist mit seiner Schrift (wir nennen sie „Zukunftstheologie") fertig, auch der Verleger ist gefunden — und wer? Fritzschius! Natürlich in so schönem Gewande wie die Geburt der Tragödie auftretend, wird sie nicht verfehlen, alle theologischen Parteien zur Entrüstung zu bringen. Gersdorff hat Recht, wenn er schreibt, Basel sei vulcanisch geworden. Auch ich habe wieder etwas Lava gespien: eine Schrift gegen David Strauß ist ziemlich fertig, wenigstens in der ersten Skizze — aber ich bitte Dich um Grabes-Nacht-Stillschweigen, denn es wird eine große Mystifikation in Scene gesetzt. Ich kam von Bayreuth in einer solchen anhaltenden Melancholie zurück, daß ich mich endlich nirgends anderswohin retten konnte, als in die heilige Wuth.

Für die Zusendung Deiner Schrift über Aelius Promotus (bis dahin mir schändlich unbekannter

Herr!) danke ich Dir bestens, habe sie mit schuldigstem Respekte gelesen und bekenne nicht ohne Desperation, durchaus verächtlicher Lump zu sein gegen Dich philologum. Dafür kannst Du aber auch keinen Hymnus auf die Freundschaft machen, noch den Papst durch die Monodie herauslocken (herauslitzen vulg.).

Weißt Du, daß unser überaus festlicher Abschiedstrunk in Lichtenfels mich berauscht gemacht hatte? Nämlich es trat das Phänomen ein, daß ich wähnte, ich würde in einem großen Rade mit herumgedreht: dabei wurde mir schwindlicht, ich schlief ein, wachte in Bamberg auf, trank Kaffee: und war Mensch wie zuvor. Verlebte dann den Nachmittag in Nürnberg, sowie den zweiten Ostertag, und befand mich körperlich ebenso wohl als höchst, höchst schwermüthig! Dabei waren alle Leute geputzt und liefen im Freien herum, und die Sonne so herbstlich mild. Nachts sauste ich nach Lindau ab, fuhr, im Kampf von Nacht- und Tagesgestirn, früh um fünf Uhr über den Bodensee, kam noch zeitig am Rheinfall bei Schaffhausen an, machte dort Mittag. Neue Schwermuth, dann Heimreise; an Lauffenburg vorbeikommend sah ich, daß die Stadt mächtig brannte.

Hier ist, für den ganzen Sommer, ein Freund Romundt's eingetroffen, ein sehr nachdenkender und begabter Mensch, Schopenhauerianer, Namens Rée. — Ritschl hat Wilamowitzium angezapft und schickte mir die betreffenden Seiten des Rheinischen Museums zu. Geht mich gar nichts an.

Übrigens haben wir uns, wie mir vorkommt, gar

nicht recht gesprochen, doch haben wir zusammen viel gelernt und erfahren — und diese Gemeinsamkeit ist doch wichtiger.

Den Barbier habe ich nicht bezahlt; was mich arg kränkt. Der Hausknecht, der von mir fürstlich belohnte, war, wie mir eingefallen ist, wahrscheinlich derselbe, den ich damals beinahe die Treppe hinuntergeworfen habe. Alle Schuld rächt sich auf Erden. In Schaffhausen habe ich ein vortreffliches Tintenfaß gekauft, mit einem Gutta-percha-Einsatz: die Tinte zeigt gar keine Oberfläche, und die Feder des Schreibenden drückt erst jenen Einsatz etwas nieder: so wird die Tinte nicht staubig und die Feder nicht übermäßig voll: und darum schreibe ich heute so schön, daß Du nichts lesen kannst, nicht wahr?

Nun, so wollen wir denn unser Dasein weiterschleppen und den Vers meines Freundschaftshymnus singen, welcher anfängt „Freunde, Freunde! haltet fest zusammen!“ Weiter habe ich das Gedicht doch noch nicht: doch der Hymnus selbst ist fertig — und dies ist das metrische Schema:

–⏑–⏑–⏑–⏑–⏑ „Freunde, Freunde, haltet fest zusammen!“

–⏑–⏑–⏑–
–⏑–⏑–⏑–⏑–⏑
–⏑–⏑–⏑–
–⏑–⏑
–⏑–⏑
–⏑–⏑–⏑–⏑–⏑

Preisausschreiben an alle
meine Freunde, darauf einen
Vers zu dichten oder zwei!

Ich dachte, es würden während des Briefschreibens einige Herrn Studenten kommen, um zu meinem Collegio sich anzumelden. Denn es war meine Stunde; aber es ist keiner gekommen.

Wehe! Wehe!

Adieu, mein lieber, guter Freund! Und denke meiner freundlich.

Dein Fr. N.

Basel, 5. Mai 73.

Nr. 139.

Rohde an Nietzsche.

Kiel, 20. Mai 73.

Mein lieber Freund!

Du wirst mich längst für den treulosesten aller Briefschreiber gehalten haben, wegen meines langen und nicht fidelen Silentium. Ich bin dieses Mal ziemlich frei von Schuld, denn ich bin in einem eselmäßigen Ochsen so über die Ohren versenkt, daß, wenn am Abend die für allerlei Gutes und Treffliches, als z. B. auch Briefschreiben, bestimmte Stunde kommt, ich meist an Gehirn und Augen zu allem Vernünftigen unfähig bin, vor Ermüdung. [— —] Deine ganz vortrefflichen, sehr fein und lieblich gesponnenen Alcidamantea habe ich, als in eine vorperipatetische Periode ausgesponnener Litteraturfabelkreise gehörig, schon mit Lust und Lob verwendet, ja ausgelitzt. [— —]

Von unsrer schönen Zusammenkunft bin ich ohne Gefährde heimgekehrt. [— —] Auch mir hat Ritschl sein Erotema gegen Wilamolch zugeschickt. [— —]

Welcher Esel hat denn neulich Dein Buch bei Onkel Leutsch angewiehert? Ich sah nur hinein; daß doch immer die Blinden über die Farben am Besten unterrichtet sein müssen! [— —]

— Sehr gespannt bin ich auf Overbeck's Brandschrift. (Grüße doch ihn und Romundt herzlich.) Lagarde habe ich erst jetzt gelesen, mit großer Stärkung, in dem sehr kräftigen, ja austeren Aposteltone und Ernste. Namentlich was er von einer mehr als „historischen" Theologie, als einer Anleiterin zur Religion sagt, ist vortrefflich. Als Voraussetzung muß man ihm freilich immer zugeben, daß auf dem Grunde des trüben Schlammes „christlicher" Tradition eine ächte, lautere, ganz eigentliche (vor Allem, nicht rein moralische, sondern metaphysische) Offenbarung ruhe: sonst hat die neue „Theologie", in ihrer historischen Art, gar keinen Sinn. — Frappirt hat mich seine Meinung über das Johannesevangelium: ich habe es neu gelesen und der gänzliche Mangel an Dogmen läßt es freilich sehr alt erscheinen: man sieht eigentlich nichts als einen, durch seine Person ganz magisch wirkenden Heilslehrer, der den Untergang des *κόσμος οὗτος* voraussagt, zu dem er selbst nicht als Richter, sondern als *σώζων* der an ihn Glaubenden kommt. Nichts kann übrigens wehmüthiger sein als die vollständige Einsamkeit, mit der er, nach Johannes, auch unter seinen Jüngern stand. [— —] Diese Tage werden uns in wunderbaren Erinnerungen vereinigen. Auf bald: vale meque ama.

Φιλόλογος.

Nr. 140.

Rohde an Nietzsche.

Kiel, 20. Juni 73.

Mein lieber Freund!

Endlich ist wohl Deine böse ἀμβλύωσις so weit gewichen, daß man es wagen kann, mit einigen Zeilen sein Mitgefühl auszusprechen, ohne eine neue Verschlimmerung des Übels damit hervorzurufen. An Gersdorff, der mir von Basel aus einen so freundlichen Brief schrieb, hätte ich längst wieder geschrieben, wenn ich irgend eine Vorstellung davon gehabt hätte, wie lange er sich eigentlich bei Euch aufhalten und also von einem eventuellen Schreibebrief erreicht werden würde. Die Anwesenheit und thatkräftige Hülfe dieses treuesten aller Kameraden muß Dir freilich eine große Erleichterung in der Noth gewesen sein: ich bitte, ihn, wenn er noch in Basel ist, von Herzen von mir zu grüßen. Du aber, theuerster Freund, nimm nur vor Allem das kostbare Augenlicht auf das Sorgsamste in Acht, ohne das wir nichts sind als miserable Fledermäuse, elend piepsend und grübelnd, klebrig umhertappend: dem „Unbewußten" des Herrn von Hartmann durchaus vergleichbar, als einem Maulwurf mit ausgestochnen Augen.

Mich verlangt sehr, etwas Näheres von dem Verlauf der Krankheit zu hören: d. h. wenn eben diese Krankheit ohne Beschwerde zu schreiben verstattet.

Ich bin noch immer das alte Ackerpferd, ochsend und gelehrtes Korn zerstampfend, von früh bis Abend, essend, verdauend, schlafend und badend, von Gedanken wenig geplagt. Sela. — [— —]

Dagegen bin ich zu Pfingsten in Kopenhagen gewesen, und habe mit allergrößtem Interesse eine ganz fremde Existenz einmal um mich herfluthen lassen. Verstände man diese seltsam tönenden Fluthen, so erführe man sicherlich, daß das Leben dort so gemein verläuft, wie überall in der Welt; so aber, ganz fremd und unverstehend, macht dieses Getöne einen so sonderbar anziehenden und anregenden Eindruck, wie eine bloße Instrumentalmusik, bei der der Phantasie zu allen denkbaren Flügen der Raum gelassen ist, oder ein Gesang in fremder, unverstandner Sprache, die ebenfalls das Anziehendste hinter ihren fremdartigen Tönen sich vorzustellen erlaubt. Das ist der Reiz der Fremde. Es ist übrigens ein sehr liebliches, sonderbar weiches und liebenswürdiges Inselland. [— —]

Grüße also vor Allen Gersdorff, aber auch die ganze „engere Tafelrunde“ im Kopf von Herzen: mit Ausnahme des „Rüsselgespenstes“, das mir Gersdorff so drastisch vorgemalt hat. [— —] Bleib mir gut, und sorge für Deine Gesundheit.

Dein E. R.

Nr. 141.

Rohde an Nietzsche.

Florenz im Postgebäude,
[Herbst 1873] Dienstag.

Liebster Freund!

In aller Eile nur folgende Anfrage, die allmählich „zeitgemäß“ wird: wann beginnen Eure Ferien, cioè, wann verläßt Du Basel? Ich möchte das wissen, um danach meine weitern Reisepläne zu bestimmen. Wenn Du nämlich gegen Ende September und Anfang Oktobers in Basel bist, werde ich jedenfalls meinen Weg über diesen „Platz“ nehmen; sonst mache ich einen anderen Rückweg. Also bitte ich Dich, mir nur mit zwei Worten Deine Pläne mitzutheilen, und zwar, in doppelter, wenn auch identischer Fassung, der Vorsicht und Sicherheit wegen: nämlich

Signor Rohde (weiter nichts! deutlich geschrieben)
Genova, poste restante
und: idem Parma, poste restante.

Soweit dieses. Im Übrigen ist über meine Reise Näheres so kurz nicht zu sagen: Florenz ist über alle Gedanken und Worte herrlich, jetzt ist auch das Wetter, nach starken Regengüssen, abgekühlt, das Licht

herrlich und die Luft erquickend schön, recht die „feine Luft“ von Florenz, die ja die feinen und grandiosen Köpfe der alten Zeit erzeugt haben soll. Gersdorff soll nur eilen, daß er herüberkommt. Schreibe mir doch auch über seine Pläne und eventuelle Möglichkeit des Zusammentreffens: alles doppelt, da Briefe hier „mehrschtens“ überhaupt nicht ankommen, und doppelt immer noch eher als einfach.

Figurati, wen ich als lieben Mitbewohner der casa Nardini, in der ich bis vor einem Sonnabend unternommenen Ausflug nach Siena wohnte (jetzt bin ich umgezogen), entdeckte?? Unsern edlen Freund Herrn Ulr. von Wilamowitz, genannt Dr. phil.! —

Das Papier geht zu Ende, addio und auf baldige Nachricht.

Von Herzen Dein

E. R.

Nr. 142.

Rohde an Nietzsche.

Hamburg, 14. Oktober 73.

Mein lieber Freund,

Einen herzlichen Glückwunsch zuvor, der Dir Gesundheit und Freudigkeit bringen soll, und neue Kraft zum Unzeitgemäßen, das allmählich immer „zeitgemäßer“ werden möge. Ich werde morgen

Mittag in stiller Erinnerung ein Glas auf Dein Wohl und die Dauer unsres Bündnisses, in dem mich der letzte Basler Aufenthalt neu bestärkt hat — leeren. Exaudi nos, daemon, und laß uns endlich einmal zusammen leben und wirken: das sei auch für mich der liebste Wunsch. Aber davon kann wohl zunächst noch nicht die Rede werden (Reim).

[— —] Wie seltsam überrascht es Einen doch immer aufs Neue, zu bemerken, daß die meisten, nämlich, bis auf ganz Wenige, alle Menschen statt in einer zweckvollen „Steigerung" in einem ziellosen Provisorium bis an ihr Ende so fortleben. Eigentlich geht es Einem selber wohl auch so; aber die Andern stellt man sich unwillkürlich glücklicher und weniger dem harmlosen „Viech" gleichend vor, das diese Ziellosigkeit ganz naiv zur Schau trägt. Also, nach dieser „Schweifung": es war sehr ungemüthlich [— —]. Am andern Tage nach Leipzig. Dort verlöschendes Meßfeuer, alte wohlbekannte Düfte, halb Cloake, halb Droguerieladen (ich erinnere mich der meisten Dinge immer nach einem ihnen anhaftenden Geruche), verschleierte Herbstlüste: ich erinnerte mich aufs Innigste unsres Freundschaftsemesters, einer glückseligen Dämmerungszeit, in der ein ganz neuer und fremder Ton in meiner Empfindung zum ersten Male erklang. So wankte ich einen ganzen Tag in einer träumerischen Stimmung umher, wie sie sich bei einem *μουσικός* wohl zu einer musica auctumnalis verdichtet hätte. — Am Abend Besuch bei Fritzsch. [— —] Deine Conjekturen über sein Stillschweigen sind gänzlich verkehrt, wie ein scharfsichtiger

Kritiker (gezeichnet E. R.) in Basel Dir voraussagte. [— —] Endlich: wer lobte „Geburt" und „Afterphilologie"? Professor Wenzel, genannt der Kater, kintschesken Angedenkens! [— —] Ach, liebster Freund, was scheeren uns diese Fremden! Grüße mir vielmehr die Freunde Overbeck und Romundt, und versichere sie, daß mir die wenigen Tage in Basel die eigentlichste und herzlichste Sympathie für sie eingeflößt und erneuert haben. Grüße auch Deine Schwester und bleibe gesund, liebster Freund. Semper idem

E. R.

Nr. 143.

(Diktirter Brief, von Dr. Romundt geschrieben.)

Nietzsche an Rohde.

Gedruckt: Hôtel Bodenhaus Splügen.	Von der Schweizer Grenze 18./10. 73. [Basel.]

Liebster Freund!

Obenstehende Hôtelanzeige besagt nur, daß ich im vorigen Jahr auf dem Splügen war und daß ich augenblicklich kein anderes Briefpapier habe. Der aber, welcher diesen Brief und diese schlechte Hand schreibt, ist Romundt genannt.

Seit Deiner Abreise habe ich mich mühsam durchgeschleppt, mußte alle drei Tage zu Bett liegen und

war außer Stande, Deinen Geburtstag, wie sich's gebührt, durch Briefe und Weinspenden zu feiern. In Betreff des meinigen habe ich mir vorgenommen, immer nur das Vorübersein eines Jahres zu feiern und die Zukunft mit einiger Resignation herankommen zu sehn. Wenn die Götter sehr gnädig sind, so erhalten sie mir im neuen Jahre das, was ich im alten hatte; nämlich: meine Freunde und die Lust etwas Rechtes zu machen.

Alles Neue nämlich ist fürchterlich; wie ich schon in den ersten Tagen des neuen Jahres zu erfahren Gelegenheit hatte. Neu ist z. B. die Aufforderung, die mir heute zukommt, zu Gunsten des Bayreuther Werkes und im Auftrage eines Patronenausschusses einen Aufruf an das deutsche Volk (mit Züchten zu reden) zu machen. Fürchterlich ist diese Aufforderung auch: denn ich habe selbst einmal aus freien Stücken etwas Ähnliches versucht, ohne damit fertig zu werden. Deshalb geht meine dringende und herzliche Bitte an Dich, lieber Freund, mir dabei zu helfen, um zu sehn, ob wir vielleicht gemeinsam das Unthier bewältigen. Der Sinn der Proklamation, um deren Entwurf ich Dich bitte, läuft darauf hinaus, daß Groß und Klein, so weit die deutsche Zunge klingt, bei seinen Musikalienhändlern Geld bezahlt; zu welcher Handlung man etwa durch folgende Motivirung anreizen könnte: (nach einer, wie es scheint, von Wagner stammenden, von Heckel mitgetheilten Angabe) 1. Bedeutung des Unternehmens, Bedeutung des Unternehmers. 2. Schande für die Nation, in welcher eine solche Unternehmung, bei welcher jeder Theil-

nehmer uneigennützig und persönlich aufopfernd ist, als das Unternehmen eines Charlatans kann dargestellt und angegriffen werden. 3. Vergleich mit andern Nationen: wenn in Frankreich, England und Italien ein Mann, nachdem er gegen alle Mächte der Öffentlichkeit fünf Werke den Theatern gegeben hätte, die von Norden bis Süden gegeben und bejubelt werden, wenn ein Solcher ausriefe: die bestehenden Theater entsprechen nicht dem Geiste der Nation, sie sind als öffentliche Kunst eine Schande, helft mir eine Stätte dem nationalen Geiste bereiten, würde ihm nicht alles zu Hülfe kommen, wenn auch nur aus Ehrgefühl? u. s. w. u. s. w. Am Schluß wäre darauf hinzuweisen, daß bei sämmtlichen (3946) deutschen Buch-, Kunst- und Musikalienhändlern, welche jede gewünschte Auskunft geben können, Listen ausliegen zur Einzeichnung rc. Laß Dich's nicht verdrießen, liebster Freund, und gehe daran; ich will's auch thun, kann aber bei meinen gräulichen Herz- und Bauchzuständen für gar nichts einstehn. Übrigens drängt die Sache. Darf ich also bald auf ein Blatt im napoleonischen Stile rechnen?

Inzwischen ist eine andre Sache in's Gigantische und recht eigentlich über unsere Köpfe gewachsen. Auch brieflich ist es nur erlaubt, von ihr zu munkeln, nicht deutlich zu reden. Es besteht, wie Overbeck und ich des Festesten überzeugt sind, eine unheimliche Machination, um den — — — Leipziger Verlag in die Hände der Internationalen zu bringen. [— —] Unsre Sache, auf die wir hoffen, ist in dem Augenblick vernichtet, wo nur ein Wörtchen davon in der

Öffentlichkeit laut wird. — Heute Abend wollte ich eigentlich zu einer schleunigen persönlichen Intervention nach Leipzig abreisen. Eine unerwartete Verpflichtung meines Amtes hält mich ab und so werde ich erst von Bayreuth aus nach Leipzig reisen. Dem scharfsinnigen Kritiker E. R. liegt nicht der ganze Apparatus criticus vor (nämlich Briefe und Aussagen des weiblichen Gespenstes R. N.). Aus dem, was wir wissen, ist es auch minder geübten Krütükern möglich, zu einem schrecklich bestimmten Resultat zu kommen, besonders wenn sie sich der berühmten spekulativen Sälenleere R.'s bedienen. Bitte, theile uns doch noch mit, ob * * * aus freien Stücken auf die Erwähnung jenes Testamentes kam, in welchem Tone er das Gespenst erwähnte und ob er angelegentlich von seiner Gesundheit sprach. Übrigens bist Du ernstlich vom Dictator und Schreiber gebeten, diesen Brief sofort zu verbrennen.

Pocht das starke Männerherz wider die Rippen?

Nach solchen Vorkommnissen wage ich nicht mehr, meinen Namen unter diesen Brief zu setzen.

Wir leben Samarow, denken nur Minen und Gegenminen, unterzeichnen nur pseudonym und tragen falsche Bärte.

Hui! Hui! Wie saust der Wind!

Im Namen der Mitverschwornen
Hugo mit der dumpfen Geisterstimme.*)

*) [Hui—Geisterstimme von Nietzsche selbst geschrieben.]

Herzliche Grüße fügt hinzu der Schreiber.

Alles ist gefährdet; auch bei Overbeck wühlt's im Bauche, er fühlt sich vergiftet; er läßt grüßen. —

Nr. 144.

Rohde an Nietzsche.

Kiel, 23. Oct. 73.

Ach, liebster Freund, ich bring's nicht fertig, jenen Aufruf nämlich, mit dem ich Dir so gerne beispringen möchte: was ich mir, in Gedanken, davon etwa zurechtgelegt habe, will mir selber so wenig wirkungsvoll vorkommen, wenn ich mir die anzuredende Menge vorstelle, die von der Bedeutung des Mannes und der Sache so gar keine Vorstellung hat und nun in einer scheußlich populären und doch nicht flachen Weise aufgeklärt werden soll. Mir stockt alle populäre Kraftsprache, am meisten in diesen Tagen, wo eine zu lange aufgeschobene Vorbereitung auf das Colleg all meine Zeit und Gedanken krampfartig occupirt hält. Ich will noch einmal versuchen, ob der Geist plötzlich über mich kommt, denn nur dann kann es vielleicht gelingen, langsame Überlegung hilft nichts. Es ist abscheulich schwer, namentlich da keine Hoffnung irgend eines Erfolges Einem begeisternd vorschweben könnte, sondern nur die volle Sicherheit der Erfolglosigkeit eben höchstens ein Gefühl der zu erfüllenden Pflicht als Antrieb übrig läßt.

Hoffentlich geht es Dir, liebster Freund, etwas besser, d. h. vor Allem hoffe ich, daß Du vernünftig bist, nur vegetirst und nicht durch „unzeitgemäße" Anstrengungen eine definitive Erholung auch für die Zukunft unmöglich machst. Ich empfehle Dich, in dieser Hinsicht, ganz besonders den treuen Genossen, die ich Beide von Herzen grüßen lasse und von denen ich dem Sälenentleerer Romundt für seine Schreiberdienste noch besonders zu danken bitte.

Noch ein Wort von dem Nachtgespenste. [— —] Von der N. sprach er sehr „minnachtig" (wie man hier sagt): er scheint sie ebenfalls einmal hinausgeworfen zu haben. — Wie gesagt, ich glaube noch nicht an die Geschichte. [— —]

Von Herzen

Dein E. R.

Nr. 145.

Rohde an Nietzsche.

Kiel, Mittwoch [October 1873].

Nur wenige Worte, liebster Freund, in aller Eile und Collegienbedrängtheit. Über den „Mahnruf" ist meine ganz ehrliche Ansicht die, daß er zwar allen Freunden der Sache durchaus aus dem Herzen

gesprochen sein wird, ihre Empfindung kraftvoll und zornmüthig ausspricht, die Lauen aber und wen man gar von den Gegnern gewinnen möchte, schwerlich gewinnen wird, wenigstens nicht durch alle seine Theile, z. B. sicherlich nicht durch den Ton des Eingangs. Das rechne ich Dir gewiß nicht zum Fehler an; denn, genau betrachtet, ist wohl das ganze Unternehmen ein unmögliches, menschliche Kräfte übersteigendes. Wie soll man es anstellen, diese lauen, mißvergnügten, von den albernsten Krittlern jahrelang zu Hohn und Abneigung aufgestachelten Deutschen in einem derartigen letzten Anruf so anzurufen, daß man nicht seiner im Allertiefsten empfundenen Indignation zornigen Ausdruck gebe, sondern einen Ton anstimme, der zu einer Überredung der Zaudernden beitragen könne? Eine solche Überredung soll aber doch mit eben diesem Anruf versucht werden, der ohne dies ganz erfolglos und also völlig zwecklos sein würde, ja übel schlimmer machen würde. Dem verachtungsvollen Unwillen einen laut grollenden Ausdruck zu geben, wird, wenn etwa die Sache — quod di avertant — völlig aussichtslos würde, immer noch der geeignete Moment sich finden. Ich finde nun, daß Du diese schwierigste, mir eigentlich unmöglich erscheinende Aufgabe, die canaille, ohne sie gradezu liebreich zu kitzeln, denn doch zu irgend einer Thätigkeit zu überreden, zu sehr aus den Augen gesetzt hast. Du wirst mich richtig verstehen, lieber Freund, mit diesem aufrichtigen Bedenken; ich empfinde den Mahnruf mehr als einen, tausendmal verdienten, Fußtritt für die *κακοί*,

denn als eine Lockung an den hinter dem Ofen kauzenden Köter, auf die es denn doch, wenn man sich denn einmal zu einem derartigen Schritt entschlossen hat, abgesehen sein muß. —

Bei alledem füge ich mich der bessern Einsicht der in Bayreuth versammelten Männer: wird der Aufruf in jener Gestalt angenommen, so enthält natürlich sein Inhalt an sich keinen Satz, der mich veranlassen könnte, meine Namensunterschrift zu verweigern. Nur eben Wirkung verspreche ich mir nicht von ihm. — Dieses alles wirst Du, hoffe ich, im richtigen Sinne aufnehmen. Übrigens bitte ich Dich ganz ausdrücklich, diesen Brief Wagners nicht etwa zu zeigen: er enthält nur meine völlig private Meinung, die ich wohl Dir, liebster Freund, mittheilen, aber nicht Wagner aufgedrängt wissen wollte. — [— —] Grenzboten sehe ich hier nicht: es scheint ja heilloses Zeug drin zu stehn. Von wem denn? Lebe wohl, lieber Freund, halte Dich, vor Allem, wohl und gesund in diesen traurig aufregenden Tagen, in denen alle meine Gedanken bei Euch sind. Sprich doch auch Wagner und Frau meine ernstlichst theilnehmende Empfindung aus. Ich warte sehnlichst auf den Ausgang. — Treulichst

Dein E. R.

Nr. 146.

Rohde an Nietzsche.

Kiel, 19. Nov. 73.

Jetzt sind es bald drei Wochen, lieber Freund, seit in Bayreuth die wichtigen Zusammenkünfte stattgefunden haben, an deren Ergebniß ich, wie Du weißt, das allerlebhafteste Interesse habe — und noch immer warte ich vergeblich auf eine Zeile von Deiner Hand, die mir über jene Ergebnisse irgend eine Mittheilung machte. Ich kann mir dieses befremdliche Stillschweigen schlechterdings nicht erklären. Anfangs war ich erstaunt, allmählich werde ich besorgt. Solltest Du krank geworden sein? Das hätte mir doch wohl irgend einer der Basler mitgetheilt, wenn man anders nicht voraussetzt, daß ich gegen Krankheit und Unstern meiner Freunde gleichgültig geworden bin. Oder hättest Du in meinem letzten Brief irgend etwas gefunden, was Dich gekränkt hätte? Ich hatte ihn mit der Offenheit geschrieben, die sich ein Freund wohl erlauben darf, der seine Treue und die Zweifellosigkeit seiner Gesinnung stets bewährt hat — wie ich das von mir behaupten darf. Wenn also irgend etwas Dich in jenem Schreiben verletzt hat, so war jedenfalls eine offene Beschwerde der einzige Weg, um mich zur Einsicht meines Fehlers und uns Beide zu einem klaren Einverständniß zu bringen, wie es

doch bei einem schweigend genährten Groll nicht bestehen kann. Ich bitte Dich noch jetzt, lieber Freund, mir, was Du mir etwa vorzuwerfen hast, mit der allervollständigsten Offenheit zu schreiben; ich wenigstens ertrage es nicht, mit dem Gedanken herumzugehen, daß mein Freund, gegen den ich die rückhaltlosesten Gefühle der Liebe und Theilnahme stets gehegt habe, irgend etwas — ich weiß nicht einmal was — in stillschweigendem Zorne mir nachtrage. — Es wird mir schwer, diese Worte zu schreiben; nicht ein Gefühl der Kränkung, nur die Besorgniß geben sie mir ein, einen Freundesbund getrübt zu sehen, ohne den ich mein Leben gar nicht denken mag. Thu mir die Liebe, und schreibe mir mit der vollsten Offenheit; oder noch lieber, gieb mir die Beruhigung, daß Dein Schweigen auf irgend einem Zufall beruhe: jedenfalls enthebe mich dieser Ungewißheit durch Ein Wort! Treulichst

E. R.

Nr. 147.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 21. November 1873.]

Theurer, lieber Freund, Absolution für's lange Stillschweigen und für das heute nur kurze Nichtschweigen — denn ich darf wirklich noch nicht recht

daran mit meinen Augen und habe das Bischen Licht-zeit wacker für Vorlesungen, Pädagogiumstunden und meine eigenen Hausdinge auszulitzen. Was letztere angeht, so komme ich vorwärts mit der Nr. 2 der Zeitungemäßheit; wünsche mir für die nächsten Wochen Heiterkeit und die Stimmung, die ich jetzt habe, so bin ich fertig. — Willst Du eine Correktur davon übernehmen? Es soll keine lange Sache sein, sondern die einmal beliebten 100 Seiten. Fällt's Dir schwer, so sage einfach Nein.

* * * kam nicht nach Bayreuth, hat mir kein Geld geschickt und schweigt. Da steht er, der Arme, Gott helfe ihm, er kann wahrscheinlich nicht anders. Amen.

Der Mahnruf ist verworfen worden, Du hast die richtige Empfindung gehabt. Hab rechten Dank für Dein Freundschaftswort nach Bayreuth. Dort war's herzlich und warm, recht stärkend; der von Professor Stern verfaßte Aufruf läuft jetzt durch alle Zeitungen. Die Sammelstätten bei den deutschen Buchhändlern allerorts mögen Schatzkammern werden — diesen Wunsch wünsche ich Tag und Nacht. — Offen gestanden, Wagner, Frau Wagner und ich sind mehr von der Wirkung meines Mahnrufs überzeugt: es scheint uns nur eine Sache der Zeit zu sein, wann er absolut allein übrig und nöthig sein wird.

Hier sind wir heiter beisammen, wie Leute, die etwas Gutes im Schilde führen. Ach warum kannst Du nicht bei uns sein!

Wir denken Deiner immer mit stiller und lauter Trauer.

Wie geht's mit dem griechischen Roman? — Aber warte, wir schlagen uns durch, es wird noch alles gut und nicht ewig werden wir so einsam sein.

Ich möchte doch, daß Du einmal den Grenzboten-artikel lesest, als erheiterndes Curiosum: so was brauchen wir jetzt mitunter. Der Stier und der rothe Lappen. Dr. Fuchs wollte eine Gegenschrift schreiben, Rathsherr Vischer öffentlich protestiren: es war Mühe nöthig, die Menschen zu beschwichtigen. Basel als „Winkeluniversität" ist seitdem hier zum Hohne sprichwörtlich geworden und war das Schlagwort der Tischredner bei der Rektoratsfeier.

Ritschl hat mir einen jüdisch-römischen Aufsatz zugeschickt.

Adieu. Der gute Geist, Liebe und Freundschaft sei um Dich.

Dein Getreuer in
Basel.

Nr. 148.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 22. November 1873.]

Aber lieber guter Freund, welcher Brief und welche Gedanken! Ai herrjeses! Gar nichts richtig, auch nicht die Spur! Gesinnung unerschütterlich, in

Ewigkeit, Amen. Freundschafts-hymnus zu Ende componirt und immer in mir fortklingend.

Über die Bayreuther Dinge dachte ich, müßtest Du durch alle Zeitungen seit zwei Wochen Nachricht haben. Hierbei folgt der Aufruf (von dem ich mir leider nicht viel verspreche —). Noch etwas, was mir heute, ich weiß nicht woher, zugeschickt wird und worin ich erfahre, daß mein Mahnruf eine Kapuzinerpredigt ist.

Und nun sei doch nicht mehr böse! Liebster Freund!

In aller Eile, sehr consternirt, und unschuldig wie ein junges Kalb

Dein Freund.

Samstag. Nein, was man nicht erlebt!

Nr. 149.

Rohde an Nietzsche.

Kiel, Dienstag. [25. November 1873.]

Lieber, theurer Freund,

ich komme mir nachträglich selbst ganz unvernünftig, ja blamirt vor, wegen der, Gott sei Dank, unsinnigen und verkehrten Vorstellungen, die sich, im Geleite der trübseligen und hoffnungslosen Gedanken, die Alles, was ich von Bayreuth und den letzten Zusammen-

künften hörte und las, — endlich bei mir so fest gesetzt hatten, daß ich wirklich recht sehr darunter gelitten und mich denn schließlich zu einem so unvernünftigen Ausbruch ermannt habe. Verzeihe mir, liebster Freund, meine Thorheit, und habe von Herzen Dank für Deine Briefe, deren erster schon — vielleicht zu derselben Stunde wie mein thörichter geschrieben — mir den schweren Stein vom Herzen gewälzt hatte, und mich fast, ärgerlich über mich selbst, lachen machte über den unvernünftigen Kleinmuth, der sich mit solchen Nachtgespenstern schrecken konnte. Sieh also vielmehr mich als jenes Kalb an, mit dem Du, unverdienter Weise, Dich selbst in Deinem letzten Geehrten vergleichen willst.

Wir können auch wahrlich nichts bessres thun, als in dieser feindseligen Welt uns auf das Engste zu verbrüdern und Treue zu halten; hat uns nicht die Natur zu Verwandten gemacht und zu Brüdern bestimmt? und das wollen wir in alle Ewigkeit sein und bleiben. Und so reiche ich Dir aufs Neue die Hand — nicht zur Versöhnung, denn deren bedarf es ja nicht, aber zum Gelöbniß, daß kein thörichter Einsiedler-quälgeist mich je wieder irre und kleingläubig machen soll, und mich nie mehr zum Zweifeln, nicht an Dir, an dem ich nicht gezweifelt habe, sondern eigentlich an mir und meiner sufficienza für Dich, mein geliebter Freund, bringen soll.

Solche Thorheiten kommen aber her von aller Laster und Übel Anfang: nämlich von unsrer Getrenntheit, die mich nur ein halbes und verzagtes Leben führen läßt und mich oft drückt und irre

macht. Der Dämon bessre's! das wünsche ich alle Tage und Stunden. — Mit Briefen ist nicht viel geholfen, das ist sicher; und ich bitte Dich, nicht um meiner egoistischen Wünsche willen zu solchen Briefanstrengungen Deine Augen zu zwingen, die Du über Alles schonen solltest. Eigentlich sollte ich jeden Brief von Dir, als einen Exceß, nur mit Gewissensbissen lesen. Die Correcturen Deiner Nr. 2 sollst Du keinesfalls lesen; ich werde mir eine wahre Freude daraus machen, nicht nur eine, sondern so viele Correcturen zu lesen sein werden, zu lesen: ich hoffe bestimmt, Du wirst sie mich alle übernehmen lassen. —

Mein „Roman“ rückt ganz langsam vorwärts, es ist verteufelt schwer, solche massenhafte Einzelnotizen in einen leidlich zusammenhängenden Fluß zu bringen. — Von Bayreuther Dingen mag ich gar nichts sagen und hören; mir blutet das Herz bei diesen Angelegenheiten. Die Bogen liegen auch in den hiesigen Buchhandlungen aus; es wird aber nichts Ernstliches dabei herauskommen. Was soll, was kann denn aber noch geschehen? —

Apropos: wohin schreibt man dem vortrefflichen Gersdorff gegenwärtig? Vor circa drei Wochen Brief aus Venedig. — Gute Nacht, lieber Freund; bleibe gesund. Wir sind einig, und ich möchte den Teufel sehn, der uns wanken machte.

Dein E. R.

Nr. 150.

Rohde an Nietzsche.

Hamburg, 23. December 1873.

Lieber, theurer Freund!

Einen Weihnachtsgruß will ich Dir doch jedenfalls zurufen, obwohl ich kaum weiß, wohin ich einen solchen richten soll. Bist Du in Naumburg, oder bist Du in Basel sitzen geblieben? und wird er Dich wohl und heiter treffen, oder im Kampfe mit den heimtückischen Dämonen, die der Gott der Fliegen und Recensenten Dir gegen Augen und Nerven geschickt hat, und in deren Gewalt ich mir, leider, Dich immerfort gequält denken muß.

Laß uns ein Rauchopfer, oder wenigstens das übliche gemeinsame Weinopfer dem Dämon darbringen, damit er Dir im nächsten Jahre Rast gönne und Kraft gebe: *ὑγίεια μὲν ἄριστον ἀνδρὶ θνατῷ*, sagt das Skolion [— —]. Daran müßtest Du aber wirklich viel ernstlicher denken, geliebter Freund, als Du bis jetzt thust. Könntest Du denn nicht durchsetzen, daß von den übermäßig vielen Ämtern, die man Dir aufgepackt hat, einige dauernd Dir abgenommen und Andern aufgeladen werden? Denn zu der Radicalcur Immermann's, von der mir Gersdorff kürzlich schrieb: „Werden Sie dümmer und Sie werden wöhler sein"

— dazu ist wohl keine rechte Aussicht. Ach, lieber Freund, welche Freude würdest Du mir machen, wenn Du mir endlich und plötzlich einmal von Deinem völligen Wohlsein melden könntest! Dann erst würde ich mit voller Freude von Deinem unverzagten Weiterschreiten in dem, was nun Deine Lebenszwecke geworden sind, hören: denn jetzt sehe ich immer mit gemischten Gefühlen Deine neuen „Betrachtungen" reifen, an denen sicherlich immer ein Stück Deiner Kraft und Gesundheit hängt!

Aber, bei alledem, für Deinen Muth und Deine unbesiegliche Zuversicht sei gepriesen; solch einen festen Punkt braucht man wahrlich, um heiter und sicher zu bleiben in diesen dunkeln Tagen, an denen Alles abwärts wankt und stürzt und so gar nichts Hoffnunggebendes sich zeigen will. — [— —] Nun geht — um vom Äußerlichsten zu reden — auch Wilmanns wieder fort (nach Königsberg als Bibliothekar); man redete in der Facultät davon, mich zum Nachfolger zu machen; sprach lauter Günstiges von mir — um schließlich zu finden, daß ich für das Amt eines Examinators, Seminardirektors 2c. zu jung sei und ruhig noch „einige Semester" warten könne, wo man mich dann allergnädigst zum ordinarius vorschlagen werde. Das ist eine Kleinigkeit, und doch eine Qual gerade für meine Gesinnungsart. [— —]

In dieser Empfindung kann mich dann eine solche neue Enttäuschung wochen- und monatelang alles im hoffnungslosesten Lichte sehen lassen, und mir ein Erfassen des Momentes, die höchste Kunst des Lebens, erst recht unmöglich machen. Das ist nun meine

Krankheit, geliebter Freund; und ich weiß wohl, daß die wesentlichste Medicin dagegen eine dauernde Vereinigung mit Dir sein würde: wie wollte ich aller der Misèren lachen! Fürchte auch nicht, daß solche elende Krankenstubengedanken mich dauernd gefangen halten; ich habe zum Glück noch die Kraft, mich in guten Stunden in allgemeinere Betrachtung aufzuschwingen; und darin liegt doch die einzige Panacee gegen die Kargheit des Schicksals, das den lebhaftesten Wünschen mit so erbärmlicher Erfüllung entgegenkommt. —

Um von etwas Erfreulicherem zu reden: mein „Roman“ ist in ununterbrochenem Flusse, so langsam es auch vorwärts geht bei einer Arbeit aus lauter Bruchstücken, an der man doch die Mühe nicht allzu stark merken soll. — Vor einigen Wochen bekam ich einen Brief von Frau Wagner, der mich sehr erfreut hat. Sie wollte Nachricht von Dir haben, die ich ihr sofort gab. Sonst eine gefaßte Stimmung; wenig besondre Nachrichten; außer der, daß Liszt Deine Unzeitgemäßen mit Bewunderung lese. — Zu Ende ist das Papier, liebster Freund: so möge es mit allen Nebeln zu Ende gehen, die uns trennen und bedrücken. An Muth und Zuversicht soll es uns nicht fehlen, und nicht an der Liebe, die uns verbindet!

Dein E. R.

Herzliche Grüße an Deine Umgebung: zunächst suchen meine Gedanken Dich in Deiner Familie, die Du von Herzen grüßen sollst; bist Du aber in Basel,

so sage den beiden Freunden meinen allerbesten Weihnachtsgruß. — (Geschrieben mit einer wahrhaft verächtlichen Feder meiner Mutter.)

Nr. 151.

Nietzsche an Rohde.

[Naumburg, 31. Dezember 1873.]

Lieber guter Freund, wie hast Du mich durch Deinen Brief erquickt, zumal ich zu Bette lag, erkrankt von der Reise und dem Leben etwas gram. Wirklich, wenn ich nicht meine Freunde hätte, ich möchte wissen, ob ich mich nicht selbst für verdreht halten müßte; so aber halte ich durch Euch mich selbst, und wenn wir uns uns gegenseitig Gewähr leisten (sieh einmal welches schöne „uns-uns"), so muß am Ende doch etwas bei unserer Art zu denken herauskommen: woran bis jetzt alle Welt zweifelt.

Zum Beispiel auch Ritschls, denen ich einen kurzen Besuch machte und die in einer halben Stunde ein schnell gesprochnes Wort-Feuer gegen mich losließen, bei dem ich sehre unverwundet blieb und mich auch so fühlte; am Schluß blieb man dabei, ich wäre hochmüthig und verachtete sie. Gesammteindruck war hoffnungslos: der alte Ritschl fieng einmal rasend über Wagner als Dichter zu räsonniren an, dann

wieder einmal über die Franzosen (ich gelte als Bewunderer der Franzosen), endlich räsonnirte er, nach Hörensagen, aber in der greulichsten Weise über Overbeck's Buch. Ich erfuhr, daß Deutschland in den „Flegeljahren" sei: weshalb ich mir auch das Recht nahm, etwas Flegel sein zu dürfen (nämlich meine Maßlosigkeit und Rohheit gegen Strauß wurde gerügt). Dagegen ist Strauß als klassischer Prosaschreiber wirklich vernichtet: denn Vater Ritschl und Frau sagen es und fanden auch schon den „Voltaire" greulich stilisirt. —

Bei Fritzsch wohnte ich und habe wirklich herzliche Freude an diesem guten Menschen gehabt. Es geht ihm ganz gut, auch mit der Gesundheit. Meine zweite Ungemäßheit (oder Unmäßigkeit) ist im Druck: in den nächsten Tagen wirst Du den ersten Druckbogen erhalten; denn, liebster Freund, ich nehme Deine bereitwillige Güte in Anspruch und bitte Dich sogar darum, mir an der und jener Stelle meiner Schrift mit Deinem Rathe und Deiner moralisch-intellektuellen Correktur zu Hülfe zu kommen. Übrigens haben wir keine Zeit zu verlieren: es wird schnell gedruckt, und Ende Januar muß alles fertig sein.

Also, lieber Guter, sende immer recht schnell Deine Correktur nach Basel; denn freilich ist es etwas umständlich bei den großen Entfernungen, und wir müssen zusehen, daß in der Druckerei keine Stockung eintritt.

Ausstattung wie bei Nr. 1. Wenn dieser Druck vorüber ist, beginnt der Neudruck von „Geburt der Tragödie".

Ich höre mit großer Freude, daß der „Roman“ sich bewegt und hebt und an der einschließenden Eierrinde knappert. — Wen hast Du als Verleger im Auge, den Kieler Bekannten?

Gersdorff hat wieder das Manuscript der Nr. 2 geschrieben: es ist ein ganz und gar rührender und unschätzbarer Freund. Ich habe in diesen Tagen mein Schlußcapitelchen zu machen und möchte gerne heute und morgen fertig werden. Gesundheit schwankend und mittelmäßig: vom Neujahr an soll es wirklich besser werden. Denn wenn man keine Gesundheit hat, soll man sich eine anschaffen.

Unbändige Freude hatte ich über Karl Hillebrand's anonym erschienene „Zwölf Briefe eines ästhetischen Ketzers“ (Berlin, Oppenheim 1874); welches Labsal! Lies, staune, es ist einer der Unsrigen, einer von der „Gesellschaft der Hoffenden“.

Möge diese Gesellschaft im neuen Jahre blühen, mögen wir gute Gesellen bleiben! Ach, mein Getreuer, es bleibt Einem gar nicht die Wahl: man muß Hoffender sein oder Verzweifelter. Ich habe mich ein- für allemal für das Hoffen entschieden.

Über die greulichen vorsichtigen akademischen Confratres in Kiel habe ich mich recht geärgert; diese Angst vor der „Jugend“!

Nun, ich habe Rache genommen und der Jugend im Schluß meiner Nr. 2 ein Lied gesungen, das dieser Art von knicklich-kricklichen Greueln recht elend wehe thun wird.

Grüße Deine verehrte Mutter; die Meinigen sagen Dir auch viel Glück zum neuen Jahre!

Und so mögen wir uns gut und treu bleiben 1874 und so weiter bis an der Tage letzten.

Dein Friedrich N.

Naumburg am Sylvestertage 1873—74.

Nr. 152.

Rohde an Nietzsche.

Kiel, 9. Januar 74.

Theurer Freund!

Einen fröhlichen Neujahrsgruß zuvor, der Dir Glück und die *καλλίστη ὑγιεία* bringen soll: sei aber auch vernünftig und scheußlich unhistorisch, wenn auch nicht überhistorisch, denn das thut den Nerven nicht wohl. Du siehst, wie ich mich in Deine Nr. 2 allbereits „eingelebt" habe, wie man heutzutage sagt. Hierbei folgt der erste soeben erhaltne und fluggs corrigirte Bogen, nach Deiner Vorschrift nach Basel geschickt, zurück. Ich habe darin auf Seite 8, 11, 13, 14 am Rande (in Klammern) auch einige stilistische Bemerkungen beigeschrieben, die ich beliebiger Erwägung anheim stelle. Wie ganz ich, und von vollstem Herzen, Dir in der Sache beifalle, brauche ich gar nicht zu sagen. Spätere Zeiten werden es

zu bewundern haben, mit welcher entschiedenen Klarheit, mitten im Fieber, die Symptome einer Krankheit erkannt sind, die man sonst wohl gar für das Roth der Gesundheit hält, und die unsrer ganzen Art ihr wesentlichstes, nie dagewesenes Gepräge geben: eine allmähliche Fortspülung aller Naivetät. Aber wir stehen alle selbst mitten in dem Übel: und eben darum preise ich den bisher eingehaltenen, ruhigeren, ja kälter betrachtenden Ton Deiner Schrift; denn im Grunde hat man — das spürt man an sich selbst — hier mehr zu beklagen als, um bösen Willens wegen, zu verurtheilen. — Addio, caro. Während der Ferien war ich in Hamburg, wo ich auch Deinen lieben Brief bekam. [— —] Viele Grüße an Overbeck und Romundt.

Herzlichst Dein F. N.

Nr. 153.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 15. Februar 1874.]

Einen schönen Sonntagsgruß zuvor, liebster Freund! Lebst Du im grauen Norden? Wir haben so reine warme Tage und viel Sonnenschein, ja sogar schon tieffarbige Sonnenuntergänge. Der ganze Winter hat uns einen einzigen Schneetag gegeben.

Seit Neujahr habe ich auch vernünftiger und sorgfältiger gelebt, sodaß ich mein Befinden heute loben kann. Nur die Augen! Ein Schreiber thut mir noth! Zwar ist mir hier, seit einem halben Jahr, ein äußerst sympathischer talentvoller Schüler erwachsen, der bereits recht zu uns Allen gehört: Baumgartner mit Namen, ein Elsasser, Sohn eines Mülhausener Fabrikanten. Der kommt jeden Mittwoch Nachmittag und bleibt den Abend; da wird diktirt, vorgelesen, Briefe geschrieben. Kurz, das ist ein rechter Gewinn für mich und, wie ich verspreche, einstmals für uns Alle. Ostern will ich wieder nach Naumburg, um dort noch einmal recht systematisch der Ruhe und der Gesundheit zu leben: so werde ich's denn auf die Dauer schon aushalten. Seit Weihnachten habe ich vielerlei durchgedacht und mußte in so entfernten Gegenden schweifen, daß ich, beim Eintreffen der Correkturbogen, öfters zweifelte, wann ich dies Zeug eigentlich geschrieben habe, ja ob das Alles von mir sei. Ich löcke jetzt sehr stark wider den Stachel der politischen und Bürgertugend-Pflichten und bin gelegentlich selbst über das „Nationale" hinausgeschwiffen — Gott bessere es und mich!

Du hast, bei aller Deiner Noth, nun auch noch die Correktur-Noth gehabt, guter treuer Freund. Jedes Winkchen ist dankbarlich benutzt („ausgelitzt") worden, und mancher Flecken ist durch Deine Hand abgestreift worden. Eine Anzahl Sonderlichkeiten giengen übrigens nicht auf mich, sondern auf die Abschrift meines schwer leserlichen Manuscriptes zurück. Leider habe ich gerade für den letzten Bogen Deine

Hülfe nicht mehr benutzen können. Ich glaubte, aus mehreren Gründen, man habe vergessen, Dir den letzten Bogen zuzusenden, und die Sache hatte Eile. Glücklicher Weise habe ich den ärgsten Anstoß selbst gehoben, auch durch Streichen von circa einer Seite Text die Schlußpartien etwas erleichtert. Eine gewisse Allgemeinheit war übrigens geboten, weil ich Rücksichten auf speziellere Ausführungen in späteren Unzeitgemäßheiten zu nehmen hatte. So mag denn das Unthier laufen — wem wird's Freude machen? Wer wird's auch nur lesen! Ich glaube, man wird auf eine ungeheure Dummheit bei mir schließen — und man wird wirklich Recht haben! Nur halte ich es wirklich in der Gescheidtheit nicht mehr aus und ziehe mich auf mich selbst zurück. Ich kann wirklich nicht anders; aber nicht wahr, Du wirst mich deshalb nicht gleich verachten? Denn ich denke eigentlich, daß Du mich in diesen Dingen übersiehest — und ein Recht dazu hast, liebster Freund! An meine Mit-Philologen denkend, fühle ich mitunter selbst so etwas wie Scham. Doch glaube ich nicht, daß man mich leicht aus der Bahn bringt, — und erst will ich mich einmal ganz aussprechen: es giebt doch keine größere Wohlthat, die man sich erweisen kann! Wenn Du Dein Exemplar hast (hoffentlich vor zwei Wochen), bitte ich Dich noch um Eins: sage mir doch mit Härte und Kürze Fehler, Manieren und Gefahren meiner Darstellung, — denn darin genüge ich mir nicht und erstrebe etwas ganz Anderes. Also hilf mir mit kurzen Winken, ich werde sehr dankbar sein.

Über Bayreuth giebt es etwas Neues und wenn

nur Wahres! Eine ganz ausdrückliche Notiz des Mannheimer Journals (dem Organon Heckel's) bringt aus bester Quelle (d. h. Frau Wagner), daß die Aufführungen jetzt endgültig gesichert sind. So wäre denn das Wunder geschehen! Hoffen wir! Es war ein trostloser Zustand, seit Neujahr, vor dem ich mich endlich nur auf die wunderlichste Weise retten konnte: ich begann mit der größten Kälte der Betrachtung zu untersuchen, weshalb das Unternehmen mißlungen sei: dabei habe ich viel gelernt und glaube jetzt Wagner viel besser zu verstehen, als früher. Ist das „Wunder" wahr, so wirft es das Resultat meiner Betrachtungen nicht um. Aber glücklich wollen wir sein und ein Fest feiern, wenn es wahr ist!

Hat man Dich denn nicht nach Greifswald berufen, an des Schoellii Stelle? Aber irgend was muß doch geschehen. Wie ich höre, geht Köchly nach Berlin, als Nachfolger von Haupt, — wenigstens schwätzen die Zeitungen davon. Nun, vielleicht die Heidelberger Professur! Das wäre etwas, nachdem Freiburg mißglückt ist! — Und wie steht es mit Deinem „Roman"?

Das weißt Du noch nicht, daß wir Heinze als Philosophen bekommen haben; Romundt ist nicht acceptirt, die Angst vor Schopenhauer trat naiv auf (nicht bei Vischer, aber er ist nicht allmächtig).

Man hat mich zu einer italienischen Revue eingeladen, die in Buchform erscheinen wird; ich habe abgesagt, ebenso Jacob Burckhardt.

Frl. v. Meysenbug ist wieder krank und in San Remo bei Nizza angelangt, von wo sie mir rührend

schrieb. Olga Monod hat einen Knaben. Gersdorff, der göttliche Landedelmann, ist meiner Phantasie jetzt das Vorbild: wir sollten uns alle Landgüter erwerben und dann still und tapfer bis zu Ende leben. Aber so wie so: immer vorwärts mit strengem Fechten!

Adieu, geliebter Freund!

Dein

Friedrich N.

Basel, Mitte Februar.

Nr. 154.

Rohde an Nietzsche.

[Kiel, Ende Februar 1874?]

Nur zwei Zeilen, geliebter Freund, um in aller Kürze zu sagen, daß Du mein Stillschweigen nicht mißverstehen darfst: ich habe in dieser Woche mit letzten Collegarbeiten und allerlei Tollheiten über die Maßen viel zu thun und kann Dein Buch nicht mit Muße wiederlesen und Dir meine Ansicht sagen. Alles soll mit Muße in Hamburg, wohin ich nächste Woche gehe, geschehen. Intanto, stia bene, aber bene im eigentlichen Sinne, nicht mit furtiven Nervenschmerzen 2c.: heile Dich ja zu Hause recht aus. Ich denke stets an Dich und auch an die Basileenses, die ich meine.

Hast Du Nachricht über die Bedeutung der Mannheimer Jubelnachricht? Wenn ja, so schreib' mir es mit zwei Worten. Dann aber: lasset die feurigen Bomben erschallen!

Du siehst, welche Eile ich habe:

Addio lieber, tapfrer Freund!

Dein F. N.

Montag.

Nr. 155.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 19. März 1874.]

Auch mein Semester kommt zum Schluß, morgen nämlich, obwohl natürlich nur an der Universität; das Pädagogium wirft mir in seiner kärglichen Manier überhaupt anderthalb Wochen Osterferien ab, nicht mehr. Darin bist Du, liebster Freund, besser dran, aber auch nur darin, denn Dein übriges Loos beklagen wir Verbrüderte, immerfort, einzeln und gemeinsam. Ich habe wieder einen schönen Plan geschmiedet, für späterhin, um uns dauerhaft zu vereinigen, — aber ein paar Jahre müssen noch in's Land gehen. Doch nichtwahr, die Versammlung im Herbst, das concilium Rhaeticum, das ist fest und dabei bleibt's? —

Nun Bayreuth! Wir wissen durch Frau Wagner — und es soll das Geheimniß der Freunde sein —, daß der König von Bayern in der Form von Vorschüssen bis zu 100000 Thaler das Werk unterstützt, sodaß die Arbeiten (Maschinen und Dekorationen) rüstig gefördert werden. Wagner selbst schreibt, daß 1876 der Termin sei; er ist muthig und glaubt, daß jetzt das Unternehmen im Reinen ist. Nun das walte Gott! Dies Warten und Bangen ist schwer zu verwinden, ich hatte wirklich zeitweilig die Hoffnung ganz aufgegeben.

Ich erwarte immer von Dir die Meldung einer ordentlichen Professur zu bekommen? — Übrigens sind die Menschen schrecklich dumm in Beziehung auf akademische Beamtungen, ich war neulich in Freiburg und hörte über [—] Keller klagen. Ist Recht! dachte ich, klagt nur zu; auch erfuhr ich, daß Ritschl die Ursache seiner Berufung sei. Dieser schweigt, und ich ergötze mich bei der Vorstellung, wie wenig er beim Lesen meiner „Historie" verstehen wird. Dies Nichtverstehen schützt ihn vor dem Ärger, und das ist das Beste an der Sache.

Professor Plüß in Schulpforte, mir fremd, ein Historiker, hat meine Mutterstadt Naumburg durch eine begeisterte Rede über die Geburt der Tragödie und die erste Unzeitgemäße aufgeregt. — Herr Bruno Meyer hat über Dräseke's Beitrag zur Wagnerfrage, bauchschütternden Angedenkens, eine lange, schwere, widerlegende Abhandlung geschrieben, worin ich als „Feind unserer Cultur" feierlich denuncirt und übrigens als verschmitzter Betrüger unter Betrognen dargestellt

werde. Er schickte mir seine Abhandlung persönlich, sogar mit Wohnungsangabe zu; ich will ihm die zwei Schriften des Wilamopses zuschicken. Das heißt doch christlich seinen Feinden wohlthun. Denn was dieser gute Meyer sich freuen wird, über Wilamopsen, das ist gar nicht auszudrücken.

* * * hat im Wochenblatt wieder mich ekelhaft angelobt, ich hab's nun satt mit dem. Doch was erzähle ich Dir von Lob und Tadel! Hier sind wir durch unsre Freundschaft vor Grillen und Verdrießlichkeiten ziemlich geschützt, und da ich wieder etwas unter dem Herzen trage, so geht mich Lob und Tadel gar nichts an. Daß ich es mit meinen Ergüssen ziemlich dilettantisch unreif treibe, weiß ich wohl: aber es liegt mir durchaus daran, erst einmal den ganzen polemisch-negativen Stoff in mir auszustoßen; ich will unverdrossen erst die ganze Tonleiter meiner Feindseligkeiten absingen, auf und nieder, recht greulich, „daß das Gewölbe wiederhallt". Später, fünf Jahre später, schmeiße ich alle Polemik hinter mich und sinne auf ein „gutes Werk". Aber jetzt ist mir die Brust ordentlich verschleimt vor lauter Abneigung und Bedrängniß, da muß ich mich expectoriren, ziemlich oder unziemlich, wenn nur endgültig. Elf schöne Weisen habe ich noch abzusingen.

Unsern Overbeck habe ich zu meiner großen geheimen Freude wieder so weit, daß er Ostern auch wieder öffentlich loskämpft, in der Weise seiner Streit- und Friedensschrift Nr. 1. Siehst Du, hier geht's muthig zu, wir hauen um uns herum. Immer vorwärts mit strengem Fechten! — Nur der gute treff-

liche * * * macht uns einige Sorge, er wird zum unerfreulichen Mystiker. Klarheit war nie seine Sache, Welterfahrung auch nicht; jetzt bildet sich ein wunderlicher Haß gegen die Cultur überhaupt in ihm aus, — nun wie gesagt, wir (Overbeck und ich) sorgen uns etwas. Er grübelt in unheimlicher Weise über den Anfang der Empfindung, synthetische Einheit der Apperception — dafür behüte uns unser Heiland Jesus Christ.

Gute Briefe habe ich, von vielen Seiten. Burckhardt, mein College, hat mir in einer Ergriffenheit über die Lecture der „Historie" etwas recht Gutes und Charakteristisches geschrieben. — Dem alten Vischer geht es recht schlecht: er hat sich vom größten Theil seiner Geschäfte dispensiren lassen und sieht sehr grün-weiß-gelb elend aus.

An der Geburt der Tragödie wird eifrig gedruckt — endlich!

Wann kannst Du denn im Herbste bei uns eintreffen? Ich möchte das Genaueste jetzt schon wissen: damit die Freunde ihre Sommerpläne machen können.

Leb wohl, herzlich geliebter Einsiedler und Romantiker des Nordens in Bezug auf den Süden.

Übrigens sind wir allesammt curiose Kerle, ich wundere mich sehr und immer sehrer.

Dein

F. N.

Nr. 156.

Rohde an Nietzsche.

Hamburg, 24. März 1874.

Mein lieber Freund!

Ich sollte eigentlich alle meine Briefe mit „endlich“ anfangen, denn allemal wird es erst „endlich“, bis ich, nachdem ich lange und viele Briefe an meine Freunde in Gedanken geschrieben und auf dem bekannten Wege der „Segler der Lüfte“ befördert habe, mich wirklich, realiter und effective auf meinen séant setze, um ihnen nun auch in aller Körperlichkeit, ja mit „voller Hingebung der Persönlichkeit an den Briefproceß“ zu schreiben. Dafür erbitte ich denn, als für einen constitutionellen Fehler, ein für alle Mal Generalpardon.

Zuerst vielen Dank für Deinen Brief, aus dessen völligem Stillschweigen über Dein Befinden ich hoffentlich Gutes und Tröstliches entnehmen darf. Mit Befremden bemerke ich aber, daß Du von Deiner „vorhabenden“ Reise nach Naumburg gar nichts schreibst. Solltest Du sie aufgegeben haben? so wäre dies eine wirkliche Unvernünftigkeit. Denn wenn Du gegenwärtig auch mit der Correctur des „Weltprocesses“ zu thun hast, so würde ich doch vor Allem den Tag benedeien, an dem ich hörte, daß Du Deinen

eignen „Erdfloh", will sagen τὸ σκῆνος, nämlich das vermaledeiete Nervensystem durch eine gründliche Kur auf seinen Normalstand zu bringen unternehmest, da es gegenwärtig doch wohl immer noch einigermaßen im „Unstand" ist. Also schone Dich ernstlichst, lieber Freund! Und warum nimmst Du nicht ein paar Wochen Urlaub?

Dabei gedenke ich des Concilium subalpinum. Du weißt, daß ich meinerseits vom 10. August bis gegen den 20. October zu haben bin. Nähere Pläne erwarte ich also vielmehr von Euch, deren Zeit so viel beschränkter ist. [— —] Um keinen Preis wollen wir diese herrliche Zusammenkunft aufgeben, auf die ich mich schon während des ganzen grauen Winters gefreut habe. [— —]

Jetzt ein Wort von der „Historie". Wenn Du von mir Aufklärungen über Deine Schreibweise u. dgl. erwartest, so könnte ich freilich, E. v. Hartmann blutig rächend, erwidern: man kennt Dich, Schalk aller Schälke! Du weißt wohl, daß man den Schüler nicht dem Herrn Magister das Exercitium corrigiren läßt. Indessen ist freilich gewiß, daß Bessermachen und Besserwissen zweierlei Dinge sind, und daß man das Letzte zuweilen, in manchen Einzelheiten, besitzen kann, wenn man vom ersten auch „nich e Linsdchen", wie die Sachsen sagen, hat. So will ich denn, auf Verlangen, allerlei moniren, was sich wohl anders denken ließe. In der Anlage des Ganzen erkenne ich einen wirklichen Mangel in dem vierten Abschnitt. Die so sehr richtige Bemerkung über den Gegensatz des Außen und Innen

kommt zu plötzlich, wie aus der Kanone geschossen, eigentlich (auf S. 36) wie aus dem Leibe hervorgerumpelt. Dabei bemerke ich nun einen Mangel, der die, von Fremden mir öfters entgegengehaltne, Schwierigkeit Deiner Bücher zum Theil verursacht. Du deducirst allzu wenig, sondern überlässest dem Leser mehr als billig und gut ist, die Brücken zwischen Deinen Gedanken und Sätzen zu finden. Gewiß ist die allmähliche Ableitung des zweiten aus dem ersten, des dritten aus dem zweiten u. s. w. in infinitum oft tödtlich langweilig; aber der entgegengesetzte Fehler kann, aufs Extrem getrieben, Bücher über eine ohnehin schwierige Materie oft unsäglich beschwerlich machen, wie das z. B. Wagnern fast in allen seinen Schriften (außer im Dirigiren und im Judenthum) so geht. In diesem speciellen Falle, bei Nr. 4, wird der Zusammenhang der übermäßigen Historie mit dem fatalen Gegensatz, von dem Du redest, gar nicht klar, weil Du ihn nirgends recht ausdrücklich und nachdrücklich hervorgehoben hast. Dieser Gegensatz, könnte Einer meinen, könnte sich auch herausstellen, wenn die Deutschen noch, nach früherer Art, abstracte Theorienmacher wären; inwiefern er gerade mit dem Gegentheil dieser früheren Art, der gegenwärtigen „schönen Thatsächlichkeit“ zusammenhängt, und ihrer teuflischen Manier, mit hunderttausend Dingen sich zu beschäftigen, die, in der Art mit der man sich mit ihnen beschäftigt, dem Charakter, dem eignen Willen, dem Leben, dem geistigen Gesammtwesen des Menschen sich gar nicht, zu förderlicher Ernährung, assimiliren

— das ist wohl angedeutet, hie und da, aber nicht genügend ausgeführt. Eben darum sind, fürchte ich, die ganz vortrefflichen Bemerkungen in Nr. 5, über die Wirkungslosigkeit selbst der Größten und Gewaltigsten, für Fernstehende nicht so klar, wie sie an sich doch sind. Es fehlt der deutliche Zusammenhang, auch mit Nr. 4 (wozu übrigens die nachträgliche Unterbrechung „In fünffacher Hinsicht" u. s. w.? das gehörte in den Anfang von Nr. 4), welcher, wie ich vermuthe, wohl der sein soll: daß man sich mit allem Herrlichen der unendlichen Vergangenheit so kühl und „objectiv", das ist gleichgültig und ohne persönliche Einwirkung zu empfangen, abgefunden hat, und darin eine so verruchte Virtuosität erlangt hat, daß man diese Virtuosität nun auch auf die Gegenwart überträgt, erstaunliche Ereignisse und Menschen sofort in der angelernten Weise „historisch begreift", worauf man denn des Staunens ledig ist, das Große, nun aber „Begriffene" reponiren kann und sich in seiner Behaglichkeit nicht weiter braucht stören zu lassen. Kurz, liebster Freund, es wäre gewiß der Wirkung Deiner Bücher nicht nachtheilig, wenn Du Dich, in etwas gröberer Bleifassung Deiner Schreiben, dem gröbern Verständniß des theuren Publici, dem solche Gedanken ja überdies erschrecklich fremd und paradox sind, mehr anbequemen wolltest. Lies z. B. einmal englische deducirende Aufsätze: die Kerls sind mit ihrem gräßlichen common-sense-styl freilich oft zum Todtgähnen, aber die Bessern verstehen die schwere Kunst des logischen Darlegens, ohne Aufdringlichkeit, vor-

trefflich. Nur nicht Carlyle, das ist ein Rhetor, ein vortrefflicher, tiefsinniger und enthusiastischer Mensch, der aber gar nicht gehen, sondern nur springen kann, und das soll man ja, für den Alltag wenigstens, gerade vermeiden. —

Noch einen Fehler habe ich zu rügen. Du verfolgst, so scheint mir, nicht ganz glückliche, oft recht stark hinkende Bilder zuweilen weiter, als für ihre Wirkung ersprießlich ist. Z. B. das Bild vom Baum p. 30. Ich weiß wohl, woher das kommt. Unsre Sprache hat sich von der richtigen Bildlichkeit, die ursprünglich in jedem Worte der Sprache liegt (Du verstehst, was ich meine) sehr weit entfernt. Ich empfinde es oft an eigner Schreiberei, wie grau, abstract, bildlos unsre Sprache und Ausdrucksweise geworden ist. Vielleicht durch Schuld des Überwiegens der wissenschaftlichen Prosa, auch namentlich der Schleiermacherei und Hegelei. So bezeichnen wir unsre Meinungen vielleicht wirklich eigentlicher und näher, als eine jugendlichere Zeit; aber es fehlt das liebliche Mitspielen so vieler, durch bildliche Wörter mitangedeuteter Vorstellungen. Diese Dürre empfindet man peinlich, und sucht ihr leicht aufzuhelfen durch einen absichtlich bildlichen Ausdruck: absichtlich nicht, weil sie Einem nicht etwa ohne Weiteres und instinctiv sich aufdrängten, sondern weil man das Bildliche dabei doch immer empfindet und festhält, und daher eben leicht zu weit ausmalt und zu lange festhält. Sonst rühme ich gerade an Deinem Stil die Fülle, oder, mit einem Roastbeafbilde, die Saftigkeit des in sich noch bilderreichen

Ausdrucks, der Dich von den heutigen Scribenten, neben vielen tausend andern Eigenthümlichkeiten, so herrlich unterscheidet. Nur im Durchfugiren wirklicher Bilder thust Du oft zu viel. Ich empfinde dieses, weil es mir selbst leicht so geht.

Alles dieses würde ich gar nicht erwähnen, wenn ich nicht viel mehr noch als die einzelnen Mängel die Kraft und Schönheit Deiner Schreibart innigst empfände, wenn ich Dir nicht in allen Gedanken Deiner Schrift von Herzen zustimmte und Aufklärung, Bestätigung, Belehrung in vollen Zügen aus ihr getrunken hätte. Du wirst mich daher auch nicht dahin verstehen, als ob ich mit Schulmeistermiene Dich rectificiren wollte, und, nach jenem Grillparzer'schen Verschen, mich der Sache, über die ich schreibe, naseweis überlegen fühlte. — Noch Eins übrigens, lieber Freund. Zuweilen habe ich den Eindruck, als ob einzelne Stücke und Abschnitte zuerst für sich fertiggearbeitet worden wären, und dann, ohne in dem Fluß des Metalls völlig wieder aufgelöst worden zu sein, dem Ganzen eingefügt worden wären. Das kann aber eine Täuschung sein.

Für dieses Mal genug des Nörgelns. Im Übrigen knüpft jede neue Schrift von Dir ein neues Band zwischen uns: denn ich erkenne immer aufs Neue, wie tief gemeinsam unsre Empfindungsweise in allen wichtigen Dingen ist; sodaß ich über alle die tief gedachten Dinge Deiner Schriften kaum noch erstaunt bin, da ich, wenn sie nur erst einmal ausgesprochen sind, von Herzen sie wie meine eignen Gedanken empfinde. Wie übrigens unsre Herren Confratres

in Philologicis eigentlich in ihrem Innern aussehn mögen, ist mir dunkel und verborgen. Mit solchen Gedanken, wie Deine über die Historie, müßte ja eigentlich jeder rechte classische und eigentlich auch germanische Philolog von vornherein einverstanden sein, sie müßten ihm z. B. den unsinnigen Widerspruch aufdecken, der darin liegt, die classische Philologie zu einer „rein historischen" Wissenschaft im modernsten Sinne zu degradiren — was sie ursprünglich gar nicht war und sein wollte — und doch ihr, in den Gymnasien, einen Vorzug vor andern „reinen" Historien einräumen zu wollen: wie man das, mit den seltsamsten Redensarten, und vermöge eines Überrestes von Instinct, doch immer noch vertheidigt. Und doch, wie werden die Herren zürnen, schimpfen und geifern! Dagegen bin ich übrigens, ein für alle Mal, jetzt gänzlich unempfindlich geworden. Herrn Brunonem, den Ausführlichen, habe ich sogar, theilweise, gelesen. Schick ihm nur Mopsum, sie werden sich verstehen: Arcades ambo. Reagiren werden wir wohl sicherlich auf Attaken niemals wieder. Fuchsius ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen. Es lebe übrigens der brave Plüß: es scheint, als ob sich einiger Ernst doch noch in philologischen Gemüthern erhalten habe. Im Übrigen, wie gesagt, verstehe ich dieses Geschlecht immer weniger. Irenaeum übrigens wird wohl das bibliographische Denkzettelchen verschnupft haben. Begierig bin ich, Burckhardts Worte näher kennen zu lernen; er bleibt ein unvergleichlicher Kopf, dem es nur an Stärke der Hoffnung und, vielleicht muß man leider so sagen,

an Fähigkeit zu einer lebenernährenden Illusion gefehlt hat in jüngeren Jahren.

Nun also rüstig an die zweite „Geburt". Laß nur mich die Correctur lesen, wenn Du mit meinem diesmaligen Dienste zufrieden gewesen bist. — Um * * * solltet Ihr Euch nicht sorgen. Ein mystischer Hang liegt wohl in jedem ernsthaften Menschen und will sich austoben. Mir ist vielmehr für sein äußerliches Fortkommen ernstlich bange. Ich wünschte, dafür könnte man einmal etwas thun. Auf mein Ordinariat kannst Du lange warten. Ich kenne zu wenig Fachgenossen und verspüre gar keine Lust, mehr kennen zu lernen. Dazu Mangel aller Künste des ambitus.

Leb wohl, theurer Freund, bleib gesund und grüße die Basler Freunde.

Dein

E. R.

Was nun Bayreuth betrifft, so habe ich doch einstweilen die „feurigen Bomben" noch zurückgestellt: wenn nur nicht aufs Neue eine Enttäuschung hinterher hinkt! Ich kann noch nicht recht froh werden.

Nr. 157.

Rohde an Nietzsche.

Kiel, 10. Mai 74.

Mein geliebter Freund!

Je älter man wird — und ich fange schon an zu fühlen, daß Einem das Leben wie lockrer Sand unter den Füßen wegrieselt — um so mehr fühlt man das Absurde einer brieflichen Verbindung von Menschen, die dieses kurze und zweifelhafte Leben zusammen in persönlicher Gemeinschaft verleben sollten, weil sie zusammengehören. So auf einem Blatt Papier irgend eine der zahllosen Minuten, aus denen das Leben sich aufbaut, festhalten zu wollen, hat gar keinen Sinn: und des allgemeinen Sinnes und Klanges, der sich durch alle diese Minuten, wenn auch nur als eine Sehnsucht, hindurchzieht, ist der Freund ohnehin gewiß.

Das heißt, diese Weisheit gilt nur für mich: von Dir aber, theurer Freund, wünsche und ersehne ich, oft und viel häufiger als es geschieht, viel zu hören. Denn Du bist muthig und hoffnungsvoll thätig, und vom Geist der Musik, der in Dir lebt, emporgetragen. Ich krieche im Staube, und lebe in einer wirklich depravirenden Muthlosigkeit alle die Tage und alle die elenden Zustände hindurch, durch die uns das

Leben schleppt. Davon ist nicht gut zu reden; und darum, lieber Freund, laß Dich bitten, und gieb mir öfter Zeichen Deines Angedenkens, Deiner Gemeinschaft mit mir, ohne die ich gar nicht leben und athmen möchte. Alle andern Pläne, Wünsche, Hoffnungen reißt mir eine abscheuliche Muthlosigkeit weg, die mich, zuweilen in der Nacht bei plötzlichem Erwachen, so alpartig überfällt, daß ich mir wie in einer Wüste, ohne Freunde, ohne Trost, ungeliebt von allen Menschen elend herumzuirren scheine, in einer Unsicherheit der Existenz, die alles ernstliche Anpacken irgend einer Hoffnung, eines Planes des Lebens wie eine Albernheit erscheinen läßt. Das sind alles Wahngebilde, die der Wahrheit nicht entsprechen: und doch können einem, unter unglücklichem Stern Gebornen, sich tausend kleine und kleinste Dinge zu einem solchen Zauberknäuel des Widerwärtigen verfitzen, daß sie ihm, wenn er so erregbar ist, wie ich, zu einer endlosen Plage und Hemmniß, eine geringfügige Enttäuschung zum Symbol eines ganzen mißlungenen Lebens wird. —

Da hast Du nun eine abscheuliche Krankengeschichte. Ich habe keinen andern Trost als den Gedanken an das Einzige, was ich besitze: Deine Freundschaft, Lieber und Getreuer, und die nun möchte ich durch ein Zeichen öfter bestätigt sehen. Du kräftigst mich durch einige muthvolle und frische Zeilen mehr, als tausend innere Strafpredigten gegen meine unsinnige Verzagtheit vermögen. —

Mein „Roman“ rückt unter so trübem Himmel innrer Stimmung nur sehr langsam vom Flecke: ich

kann nur arbeiten, wenn ich heiter bin. [— —] Bald werde ich aus dieser elenden Höhle des Trübsinns wieder herauf geklettert sein, a riveder le stelle. Von Herzen

Dein F. N.

Nr. 158.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 10. Mai 1874.]

Liebster Freund, wir sind wohl beide wieder in Semester-Anfangs-Nöthen? Mein Ferienbissen von anderthalb Woche war schnell verschluckt; doch habe ich die letzten sechs Wochen gut angewendet, indem ich meinen Hymnum an die Freundschaft zu Ende componirt und schönstens für vier Hände zu Papier gebracht habe. Dieses Lied ist für Euch Alle gesungen, und es klingt muthig und innig; ich glaube, wir halten's mit dieser Stimmung noch eine tüchtige Weile auf der Welt aus. Sodann ist Nr. 3 meiner Unzeitgemäßen so weit vorbereitet, daß ich nur auf einen warmen fruchtbaren Regen zu warten habe: dann ist's plötzlich da wie ein Spargelgewächse.

In Bayreuth haben sie sich sehr über meine Melancholie betrübt und beunruhigt, die ich wohl durch einen Brief verrathen habe; aber wenigstens das weiß ich: es ist keine Verstimmung und Ver-

drießlichkeit. Sondern man geht eben auch so vorwärts. Gute Gesundheit! und gar keine Nerven!, glaub mir's nur.

Dich umarmend, guter Freund,

Dein

Friedrich N.

Nr. 159.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 14. Mai 1874.]

Hier, liebster, armer Freund, einige Anti-Melancolica! die zunächst mir verordnet worden sind; Du wirst aus ihnen und aus Dir durch Analogie entnehmen, was mich quält: doch nicht so, daß ich vor Dir darüber klagen würde, weil ich weiß, wie sehr und wie viel mehr Du leidest. Ich denke öfters, es ist Dir tröstlicher, wenn Du von mir nur das Gute und Entschlossne hörst; aber sieh einmal die mitfolgenden Briefe an — ich gerathe mitunter in eine schreckliche Klagerei und bin immer mir einer tiefen Melancholie meines Daseins bewußt, bei aller Heiterkeit; da aber gar nichts zu ändern ist, lege ich es auf Fröhlichkeit an, suche das, worin mein Elend ein allgemeines ist, und fliehe vor allem Persönlich-Werden. Mein Gott, ich rede so dunkel und ungeschickt, Du wirst mich doch verstehen.

Übrigens bin ich wieder stark im Pläne-machen, um mich ganz und gar zu verselbständigen und von aller officiellen Beziehung zu Staat und Universität mich in die unverschämteste Singulärexistenz zurückzuziehn, miserabel-einfach, aber würdig. Einstweilen habe ich Rothenburg ob der Tauber als meine Privatburg und Einsiedelei ausgesucht; im Sommer will ich's besichtigen. Dort geht es wenigstens noch ganz altdeutsch zu; und ich hasse die charakterlos gemischten Städte, die nichts mehr ganz sind. Dann mag's billig sein. Dort kann man noch seine Gedanken ausdenken, hoffe ich, und Pläne für Jahrzehnte planen und zu Ende bringen.

Meine „Historie" hat mir aus Florenz einen äußerst sympathischen Brief eingetragen: gänzlich fremde Adresse: E. Guerrieri-Gonzaga. Ein Weib, scheint's.

Der junge Vischer-Heußler hat unserer Fakultät (deren Dekan ich bin) 100000 Francs geschenkt zur Gründung eines Lehrstuhls für Philologie und vergleichende Sprachwissenschaft. — Dem alten Vischer geht es sehr schlecht; greuliche Blasenleiden. — Heinze, mit mir recht gut bekannt, hält morgen seine Antrittsrede „über mechanische und teleologische Weltanschauung".

Meine nächste Unzeitgemäße heißt „Schopenhauer unter den Deutschen". —

* * * ist mir wieder näher getreten, und ich habe ihm im Stillen alles verziehn, was mich bedenklich gemacht hat. Er laborirt sehr, am Leben, an sich selbst.

Heute soll man gen Himmel fahren — bei eiskaltem und nassem Wetter.

Sei nur ja nicht trostlos, als ob Du einsam wärest, — Schmerz und Liebe, alles bindet uns zusammen; und dann wollen wir doch einmal ernstlich darüber nachdenken, was zu einer dauernden Vereinigung alles noth thut.

Wären wir nur ein wenig begüterter! —

Doch ist das Wenigste in diesem Falle schon außerordentlich viel. Schreib mir doch Deine Gedanken darüber.

Ich wollte den Hymnus schicken; doch habe ich solches Malheur mit Abschreibenlassen, daß ich allen Muth verloren habe.

Nächste Woche ist Wagner's Geburtstag.

Leb wohl, herzlich geliebter Freund.

Dein

Friedrich N.

c. 14. Mai 1874. Basel.

Die Gefährten, Overbeck und Romundt, tragen mir die besten Grüße an Dich auf; ebenfalls meine Schwester, die seit zwei Wochen wieder mein Gast ist.

Nr. 160.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, circa 23. Mai 1874.]

Nur ein paar Worte, zum Zeichen meiner Liebe und meines Dankes. Ich schicke Dir heute Briefe zu und denke immer, wie alles Gute, was ich erfahre, auch Dir gehören soll.

Zur Erheiterung anempfohlen: „E. v. Hartmann über Romeo und Julia" (er ist entweder ein Schelm oder ein Schaf, dabei bleibt's! Ich habe nicht geglaubt, so schnell wieder mit diesem Herrn vor diese Alternative gestellt zu sein).

Sind Dir die „Briefe eines ästhetischen Ketzers" schon bekannt?

Befinden ausgezeichnet; heute Ferien.

Bald mehr.

Dein

Fridericus.

Nr. 161.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 1. Juni 1874.]

Liebster Freund,

ich erfahre soeben wieder durch Gersdorff und die Bayreuther, daß man sich sehr wieder um mich sorgt, daß man meine Stimmung gefährlich und galgenhumoral findet u. s. w. Nun, ich kann mir nicht helfen, einige Menschen sehen aus der Ferne besser als ich aus der nächsten Nähe — und so mag wohl etwas an der Besorgniß daran sein. Nur daß mein Befinden, leiblich gesprochen, gut ist: Magen, Stuhlgang, Gesichtsfarbe, alles gesund; dazu bin ich wieder in leidlich produktiver Seelenverfassung, also heiter, habe meine Schwester bei mir, kurz ich sehe einem Glücklichen so ähnlich als ich überhaupt weiß, was Glück ist — nämlich daß es etwas dergleichen giebt, ist kein Zweifel.

Nun lies den Gersdorff'schen Brief und denke Dir Dein Theil dabei. — Wüßte ich nur, daß es Dir nicht schlimmer gienge als mir! Ich seufze, wenn ich an Dich denke.

Sage einmal, liebster Freund, willst Du nicht auch das Mittelchen gebrauchen, das ich selbst, ebenso Overbeck, gebrauchen? Man ritzt sich die Adern und

läßt etwas Blut fließen — unzeitgemäß, wie die Andern schreien, die den Aderlaß als ein überwundenes und antiquirtes Heilmittel betrachten. Ich meine: willst Du nicht auch einmal Dein und unser Elend etwas ausschütten und sagen, was Du leidest? Es liegt ganz gewiß etwas Befreiendes darin, den Leuten grob zu sagen, wie Unsereiner sich eigentlich unter ihnen befindet. Beseitigen wir den Bandwurm der Melancholie schriftlich — indem wir die Andern zwingen, unsre Schriften zu verschlucken.

Habt Ihr auch so herrliche Mondabende? Man mag gar nicht in die Häuser zurück und mitunter glaube ich wirklich, daß die Luft singt. — Ich habe eben die Vorrede zu meiner dritten Unzeitgemäßen geschrieben.

Einen schönen, allerherzlichsten Sonntagsgruß!

Dein Friedrich N.

1. Juni 1874. Basel.

Nr. 162.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 14. Juni 1874.]

Liebster Freund, es macht mir und uns Sorge, gar nichts von Dir zu hören: glückt die Arbeit? Bist Du ein wenig aus der Höhle Adullam heraus?

Hier geht es recht und geziemend zu, es wird viel vom Herbst und unsrer Zusammenkunft gesprochen, bald will ich einmal über eine Art Programm nachdenken; zur Unterhaltung für die Abende habe ich bereits etwas Sehr Schönes, von dem Du und Ihr Alle noch nichts wißt.

In der letzten Zeit war Dein Landsmann Brahms hier, und ich habe viel von ihm gehört, vor allem sein Triumphlied, das er selbst dirigirte. Es war mir eine der schwersten ästhetischen Gewissens-Proben, mich mit Brahms auseinanderzusetzen; ich habe jetzt ein Meinungchen über diesen Mann. Doch noch sehr schüchtern.

Eben habe ich an meine neue Freundin in Florenz geschrieben; ich nannte sie Dir? die Marchesa Guerrieri-Gonzaga? Hast Du vielleicht von der Faustübersetzung von Guerrieri gelesen oder gehört? Hillebrand hat sie sehr gepriesen; sie ist vom Bruder des Gemahls.

Übrigens höre ich, daß Hillebrand in der Augsburgerin sich über meine Historie auslassen will. So schreibt Fräulein von Meysenbug.

Wir hoffen (ganz leise gesprochen) für den hier neugegründeten Lehrstuhl für vergleichende Sprachforschung Windisch zu bekommen. Kurios! Nicht wahr?

Dem alten Vischer geht es recht schlimm, und die Befürchtung der Ärzte ist sehr groß; man glaubt kaum, ihn noch durch dies Jahr zu bringen. — Unser alter Hagenbach ist gestorben.

Leb wohl, lieber Getreuer.

Und willst Du nicht ein Wörtchen schreiben, nur damit wir wissen, ob Du heiter und tapfer bist.

Wollen wir einmal in die Lotterie setzen?

Dein

F. N.

Sonntag, 14. Juni 1874.

Nr. 163.

Rohde an Nietzsche.

Kiel, 17. Juni 1874.

Verzeihe mir, liebster Freund, wenn ich meine vortrefflichen Schreibabsichten wieder einmal so lange hinausgezögert habe, bis ich meinen Freunden unnöthige Besorgniß errege. Unnöthig ist die zum Glück ganz und gar: denn ich laborire nur an einem gewissen torpor meiner Empfindungen und einer gräßlichen Abneigung, etwas zu sagen. Daher ich denn gänzlich in die Tiefe der wunderlichsten Romanmeere hinuntertauche und mich an dem tollen Wesen drunten unter den Larven und sonstigen Schiller'schen Klippenfischen erfreue. Dahin dringt kaum einmal ein ferner Glockenton, in die Einsamkeit und Entfernung von allem Äußerlichen. Mache Dir nur keine Sorgen irgend einer Art um mich: solche thörichte Ausbrüche, wie sie mein letzter Brief ent-

hielt, den ich, abgeschickt zu haben, alsbald bereute, — befallen mich nur selten. Sonst ist meine Stimmung meist nè trista nè lieta, wie es in der Ordnung ist.

Einen öffentlichen Ausdruck meiner ganzen Denkweise zu geben, — wie Du, als einen heilsamen Aderlaß, es mir anräthst — erspare ich mir auf eine viel spätere Zeit, wo ich reifer geworden sein werde: ich bin ein sehr langsam reifendes Wesen, das seine Ringe sehr allmählich ansetzt. Vor der Hand fühle ich mich wirklich nicht gereift genug, um über Allgemeines öffentlich zu reden, sondern ich bedarf des Stammes eines besondern Gegenstandes, an dem ich mich aufranke.

Um Eines übrigens bitte ich Dich, geliebter Freund: laß mich in Zukunft Deine wirkliche Stimmung stets treu und unverhüllt vernehmen: wozu sollen wir denn vor einander, aus irgend einer verkehrten Schonung, unsre Schmerzen verbergen, und nicht gemeinsam tragen, was wir gemeinsam empfinden?! Das ist übrigens gewiß, daß Du die ewigen und täglichen Peinen, welche die Universitätsstellung Dir, wie die Sachen sich gewendet haben, bringen muß, nicht auf die Länge wirst ertragen können. Aber fasse, wie auch Gersdorff Dir räth, nur keinen raschen Entschluß. Zum Teufel, giebt es denn keine reichen Weiber mehr, um uns unwiderstehliche Jünglinge zu heirathen! Mit der Lotterie ist es nichts: ich wenigstens habe kein Glück im Spiel. Auch nicht in der Liebe: es zeigen sich nämlich in meiner Umgebung nur solche weibliche Wesen, die

gewiß in einem früheren Leben Gänse oder Katzen gewesen sind: da ich nun wahrscheinlich, wie jener Freund des Pythagoras, schon damals ein Esel war, so fehlt zwischen mir und jenen die φυσικὴ συμπάθεια. Hätte ich nur, wovon ich jetzt so viel lese, einen Rhâkshasa zum Freunde, so wollte ich — und Du — bald zu Golde kommen und pfiffe auf alle Millionenbräute! — Schreibe mir doch den Ferienplan! — Ich lese Dante Divina Commedia mit großer Andacht. — Könntest Du gelegentlich einmal Frau Wagner andeuten, ich empfände längst Gewissensbisse wegen Briefschuld: ich würde sie auch nächstens abtragen, wäre aber gegenwärtig so ausgeblasen und dumm, wie eine hohle Nuß. — Viele Grüße an die Freunde: grüß auch den armen alten Vischer, und empfiehl mich Deiner Schwester. — Auf die „Historie“ alles stumm, bum, bum. Die neueste und sicherste Art der Abtödtung. Ostern, in Hamburg, sah ich sie in einem Leseverein aufliegen und förmlich zerlesen und mit schmutzigen Fingerspuren geziert: womit der Deutsche Interesse und Hochachtung auszudrücken pflegt. Addio

Dein

E. R.

30*

Nr. 164.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 4. Juli 1874.]

Liebster Freund, wir haben heiße Tage: die Sehnsucht nach den Ferien wird groß; ich wollte gern mit meiner Nr. 3 der Unzeitgemäßen vorher fertig werden, doch geht es durchaus nicht, aus körperlichen Gründen. Wenn es nur ganz so herauskommt, wie ich wünsche! Ich freue mich darauf, es Dir mitzutheilen. Denn ich denke mir eigentlich, es müßte uns Allen nützlich und kräftigend sein (da ich es selbst so fühle). Ich rede wirklich aus Erfahrung, wenn ich Dir sage: man kann sich manche Dinge vom Halse und von der Seele herunterschreiben — mindestens für eine gute Zeit. Das Wort „reif", „unreif" verstehe ich in dieser Hinsicht gar nicht mehr: man hilft sich eben wie man kann, um es eben gerade noch auszuhalten. Ich wünsche nie, daß solche Dinge rein litterarisch in Betracht genommen werden. Und wenn sie irgend einen Werth haben, so ist es ihr illitterater Charakter: Dinge, über welche Recensionen zu schreiben eine Dummheit ist. —

Unser guter alter Vischer ist sterbenskrank: die Familie ist um ihn versammelt und der Tod kann jeden Tag und jede Stunde eintreten, erhofftermaßen, zur Befreiung von schweren Schmerzen. Er ist un-

bedingt von allen Baselern der, welcher mir das bedeutendste und gründlichste Zutrauen geschenkt hat, auch in complicirten Verhältnissen. Kurz ich verliere dabei sehr, und die Universität wird mir um etwas gleichgültiger als sie es bereits ist. Wir, Overbeck und ich, sind doch jetzt in einer fast unheimlichen Vereinzelung, und es giebt hier und da Zeichen von furchtsamer Gesinnung gegen uns.

Für unsre Herbstzusammenkunft habe ich den Vorschlag gemacht, daß jeder von uns etwas dazu mitbringt, von seinem Eigensten.

Gott segne Dich und Deinen Roman und verleihe Dir kühle und reine Tage und wohlschlafende Nächte mit Mond- und Kometenscheine. Ich sehne mich nach kaltem Bergwasser wie eine wilde Sau.

Leb recht wohl.

Dein Fridericus.

Basel, den 4. Juli 1874.

Nr. 165.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 26. September 1874.]

Liebster Freund, die alte Wittib mahnt mich an aus ihrem Ofenwinkel, Du möchtest ihr doch den

Hausschlüssel wiedergeben, welchen Du mit auf Reisen genommen hast.

Heute, endlich! giebt es die letzte Stunde vor den Ferien, und aus der Schule geht's fort auf den Bahnhof, von da auf den Rigi, mit Romundt und Baumgartner zusammen — und dort soll eine Kur mit viel Aufwand von Milch und Bergluft versucht werden.

Ich schlief die Nacht wenig und käute einige Stunden lang eine ganz thörichte Sache in mir herum und konnte sie nicht los werden, ob ich gleich mich auslachte. Sterbliche Menschen! Einer meiner vier Aeschylus-Krüppel hat sich hinterdrein entpuppt als Tapezierer, er ist 30 Jahr und hat das Griechische im 29. angefangen.

Der letzte Correkturbogen wird heute erwartet. Der arme Overbeck dagegen ist an die Scholle gebunden und kann nicht mit, weil es bis zum 5. Oktober noch acht Bogen zu corrigiren giebt. Sterbliche Menschen!

Hinterdrein haben wir Dich und uns bejammert, daß Kiel und Basel so sonderbar unter dem Zeichen des Scorpions zusammenkommen mußten. Wenn Du nur nicht ein allzu dunkles Bild mitgenommen hast! Die Temperatur ist in unserem Hause im Durchschnitt um einen Grad glücklicher: während wir diesmal so recht der verfluchten Fuchsischen Wendung nachlebten: „gequält genießend“.

Ach, guter Freund, ich möchte gerne irgendwo hinaus und sei's an den Wänden empor. Rechne ich jetzt meine Freunde noch hinweg, so wird mir

unsäglich grau und gräßlich zu Muthe. Gott sei Dank, daß ich Euch habe, und Dich! liebster Freund! und Dich!

Dein treuer

F. N.

Nr. 166.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 7. Oktober 1874.]

Gestern Abend, mein lieber Freund, kam ich aus den Bergen zurück und heute Morgen soll das nun bevorstehende Winterleben mit einem Geburtstags-briefe an Dich begonnen und eingesegnet werden. Es fehlt mir nicht an Muth und gutem Vertrauen: das habe ich aus der Stille der Berge und Seen mitgebracht, wo ich recht bald bemerkte, woran es einem fehlte oder vielmehr woran man ein Übermaß hatte. Nämlich an Egoismus; und das kommt von dem ewigen Für-sich-Fortbrüten und -Fortleiden. Zuletzt fühlt man sich fortwährend, als ob man hundert Narben hätte und als ob jede Bewegung wehe thäte. Aber wahrhaftig, nun werde ich nächstens dreißig Jahre, da muß es ein wenig anders werden, nämlich männlicher und gleichmäßiger und nicht mehr so verdammt auf und nieder. Sein Werk fortsetzen und dabei so wenig als möglich an sich

denken — das muß es wohl sein, was noth thut. Ich kam mir bei einiger Besinnung recht undankbar und albern vor, mit meiner quälerischen Verzagtheit: denn ich dachte daran, wie unvergleichlich ich eigentlich durch die letzten sieben Jahre hindurch beschenkt worden bin und wie ich nicht genug empfinden kann, was ich an meinen Freunden habe. Eigentlich lebe ich ja durch Euch, ich gehe vorwärts, indem ich mich auf Euch stütze; denn mit meinem Selbstgefühle steht es schwach und erbärmlich, und Ihr müßt mir immer wieder mich mir selber gewährleisten. Dazu seid Ihr mir die besten Vorbilder; denn sowohl Du als Overbeck, Ihr tragt das Lebensloos würdiger und mit weniger Klagen, obschon Du es in manchem Sinne schlechter und beschwerlicher hast als ich. Und am meisten empfinde ich es, wie Ihr mich weit gerade durch liebevolle Gesinnung übertrefft und an Euch weniger denkt. Darüber habe ich viel in der letzten Zeit nachgesonnen; dies darf ich Dir bei Gelegenheit eines Geburtstagsbriefes schon sagen.

Ich war mit Romundt und Baumgartner ein paar Tage auf dem Rigi, dann eine gute Woche allein in Luzern. Meine Tischnachbarn waren der Bischof Reinkens und Professor Knoodt. Heute Abend ist die Taufe von Immermann's Jüngstem; wir Drei assistiren dabei. Ich war mehreremal in Tribschen und vermißte viel, viel; mit der Gräfin Bassenheim in Luzern schüttete ich das Herz aus: auch sie fühlte sich durch Wagner's Fortgang ganz und gar „enterbt" und hatte offenbar eine große Freude, etwas Neueres und Genaueres über Bayreuth zu hören.

Gersdorff kommt erst gegen den 12. Oktober, — Du siehst, wie unsere Herbst-Zusammenkunft ganz in Stücke zerfällt, denn er kommt wieder in eine Arbeitszeit hinein, da meine Stunden mit dem zehnten beginnen. Overbeck ist noch im Corrigiren drin; ich bin damit fertig und erwarte stündlich das Eintreffen der fertigen Exemplare, damit sogleich eins derselben an Dich abgehen könne. Inzwischen ist mir der Inhalt der Nr. 4 ungefähr aufgegangen: was mich sehr erfreut hat, da ich es wie ein Geschenk hinnehme. Romundt hat litterarische Absichten; privatim gründet er den Staat und die Religion. * * * hat durch Übersendung von Grüßen und Concertzettel ausgedrückt, daß es noch nicht aus ist; und Overbeck hat ihm einen guten ehrlichen Brief über alle unsere Beschwernisse geschrieben. Baumgartner hat mir ein großes Bild von sich hinterlassen, das ganz ausgezeichnet gelungen ist. Krug und Pinder reisen mit ihren Ehegattinnen herum und treffen mit einander in Heidelberg zusammen; ich habe leider Krugen verfehlt, ebenfalls Deussen, der auch durch Basel reiste und mich sprechen wollte.

Geld und Schlüssel ist angekommen, ich danke schönstens. Gersdorff soll in das gleiche Logis; wir wollen zusammen recht viel Deiner denken. Wenn Dein Roman fertig ist, so telegraphire, ich bitte Dich, damit wir ein kleines Fest a tempo feiern können. Wenn ich nur wüßte, wie Du Dir etwas Musik schaffen könntest, Musik unserer Art!

Draußen ist der sonnigste Herbst und ich habe so schöne Trauben auf dem Tische, daß ich nur

wünschte, Du könntest sie essen, und wir säßen beisammen, ich spielte Dir etwas vor; auch famose Cigaretten habe ich aus Luzern mitgebracht. Das ist nun Alles wieder vorüber.

Leb wohl, mein lieber theurer Freund, und bleibe mir so zugethan, wie bisher — dann wollen wir's schon noch eine Weile auf Erden aushalten.

Dein

getreuer

Friedrich Nietzsche.

Basel, den 7. Oktober 1874.

Da fällt mir ein, daß ich ja ein fertiges Exemplar der Nr. 3 besitze, freilich nur in Aushängebogen. Immerhin, es kommt zur rechten Zeit, wenn es gerade zum 9. kommt.

Nr. 167.

Rohde an Nietzsche.

Hamburg, 13. Oct. 74.

Mein liebster Freund!

möchten Dir doch meine Wünsche zu Deinem dreißigsten Geburtstage wirklichen Segen in Haus und Herz bringen können! Zunächst dem widerspenstigen Leiblichen, dem vermaledeiten *σαρκίον*, auf dem als einem

empfindlichen und so leicht verstimmten Instrumente die liebe Psyche zu spielen gezwungen ist. Man kommt im Leben immer mehr zur Einsicht, wie das Einfachste auch eigentlich das Beste und Höchste ist, und so wünsche ich Dir, ganz bürgerlich, daß es Dir in Gesundheit und ordinärer Heiterkeit im kommenden Jahre besser ergehen möge als im vergangnen. Gar nicht den kaum noch glimmenden Rest Deines Egoismus — wie Du es wünschest — sollst Du ersticken, sondern da Du das tiefe Leiden der unbedingten Wahrheit auf Dich genommen hast, so solltest Du vor jener Resignation, die nach der eignen Person gar nicht mehr fragt, wie einer allerschlimmsten Krankheit gerade fliehen, und das Herdfeuer des persönlichen Glückbedürfnisses, um welches die andern Menschen alle ihre Töpfe und Pfannen so eifrig und erfolgreich zu stellen gewohnt sind, wenigstens nicht ganz erlöschen lassen. Man ist, wenn so absonderliche Verhältnisse, wie Deine es sind, alle tieferen und heißeren Wünsche unmöglich und unerfüllbar machen, nur zu geneigt, die stupiden und vorübergehenden Aufheiterungen des Augenblickes nun auch zu verschmähen, ja sie wie eine Ablockung von den unaufhörlichen Gedanken des Innern mit Abscheu zu verwerfen. Glaube nur, Du bedarfst bei dem starken, und so schmerzlich unbefriedigten Pathos, das in Dir lebt, nicht einer vollends zerstörenden Entsagung, sondern einer um so innigeren Hinwendung zum Leben in seiner zerstreuenden Mannichfaltigkeit und seiner tröstenden Wärme. Es bietet wohl nur Palliative, aber schon die sind hoch zu schätzen einer Krank-

heit gegenüber, wie sie ein unwiderstehlich gewaltiger Trieb zur That so leicht herbeiführt, wenn ihm die starken Illusionen fehlen, die ihn eigentlich begleiten und über seine Gefahren hinwegtragen müßten. — Ich meine also, man soll sich die frohe, nach Umständen auch freche Laune auf die Dauer nicht rauben lassen, die allein ein so zartes Innere gegen die grundgemeine Welt schützen und decken können. Uns andern wird das viel leichter, so schwere deutsche Naturen wir auch sein mögen, weil uns grade unser Persönliches viel stärker und ungenirter packt als Dich: aber eben darum ist Dir, zur Selbsterhaltung, eine größere Dosis des Egoismus, des Webens in Deinem irdischesten Ich und seinen harmlosesten Herzensbedürfnissen zu wünschen. —

Für die schönste Geburtstagsendung, Deine Nr. 3, einstweilen nur meinen Dank; ich muß sie, da ich sie freilich gleich am 9. durchstürmte, erst noch einmal in Muße durchstudiren, ehe ich ein Wort davon sagen kann. Overbeck muß nun auch baldigst mit seinem Opus fertig sein, und so sähe ich denn wohl diese Ernte, bei deren Einbringen ich, freilich nur gaffend, zugegen gewesen bin, bald stattlich eingeheimst vor mir. Trotz aller Ungunst der damaligen Verhältnisse war mir der Aufenthalt in Basel doch sehr werthvoll, ich habe Eure Existenz in der Nähe gesehen, auch die vielfachen Verschiedenheiten in unsern Naturen wohl und bestimmt empfunden, und nur um so bestimmter gefühlt, wie mächtig, bei alle dem, eine gründliche Gemeinsamkeit des Empfindens, Wollens und Wünschens uns zu jener Sympathie

verbindet, die allein, bei den unvermeidlichen Differenzen verschiedner Individuen, eine Gruppe von Menschen, mitten in der unverständlichen Andersartigkeit der übrigen Menschen, zur Freundschaft vereinigen kann. — Zurückgereist bin ich nach dem Programm. In Heidelberg traf ich Ribbeck noch nicht, [— —] in Mainz versäumte ich das Dampfboot, und blieb in Folge dessen einen ganzen Tag dort, nicht ohne Annehmlichkeit in der stattlichen Bischofstadt. Dann eine herbstlich verschleierte, zum Theil sehr schöne Rheinfahrt, und über Cöln hierher. Hier [— —] bin ich — was mir während meiner andern Ferienaufenthalte nicht gelingen wollte — in meinem „Roman" ein ziemliches Stück vorwärtsgekommen. Fertig wird der vor Ende Winters gewiß nicht; ich hoffe aber, er soll mich während der Nebelmonate in eine goldne Wolke einhüllen und den Kieler Ungemüthlichkeiten entziehen. Was ich dabei für Staub schlucke, ist unsäglich; welche Kunst nun aber, diesen Staub meinen Lesern einigermaaßen zu ersparen! — [— —] Euch liebe ich, mir in der Behaglichkeit der nun ja hoffentlich ungestörten und etwas verlängerten Abende um die Theekanne (zu der ich mich, von dem deutschen Giftbiere, völlig bekehrt habe) versammelt zu denken: ich wollte, ich könnte, wenn ich die Feder Abends weglegte, ohne Weiteres in Eure Freundesrunde treten. [— —] Gute Nacht für heute, und guten Tag, gutes Jahr für übermorgen und für immer. In alter Treue

Dein

E. R.

Nr. 168.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 15. November 1874.]

Liebster Freund, ich bin so bis über die Ohren im Wintersemester drin, daß ich nach allem Guten in der Nähe und Ferne nur noch blinzeln darf, d. h. in unserem Falle, ganz kleine Briefchen schreiben und, wie ich fürchte, nicht einmal oft. Erstens giebt es Litteraturgeschichte, sodann Rhetorik des Aristoteles, alles neu und schwer, dann Seminar, und Schule, kurz ich habe den Tag und die Woche in Stunden zerschnitten, und lebe nach diesem Stundenplane peinlichst, sonst wird nichts daraus. — Mit den Augen erträgt es sich, zum Erstaunen, besser als ich dachte. Überhaupt empor Gesundheit. Dagegen giebt es diesen Winter keine neue Unzeitgemäße, es ist nicht zu erzwingen.

Ich habe mit meiner Nr. 3 in Bayreuth eine ganz unglaubliche Freude gemacht, und überhaupt scheint es, daß sie mit gutem Sterne im Lande herumwandelt. Schmeitzner ist nun auch Besitzer von Overbeck's Christlichkeit und von meinen Nr. 1 und 2. Deren buchhändlerischer Erfolg war, wie sich dabei ergab, schlecht genug: von der Straußiade sind über 500 Exemplare, von der Historie nicht 200 verkauft. Welche Zukunft!

* * * denkt nun endlich an Schulmeistereien von Ostern ab; es wird schlimm für den armen Freund sein, wegzukommen, schlimm auch anzukommen. Und doch halten wir's in jeder Beziehung jetzt für nothwendig, daß er die akademische Philosophirerei aufgiebt; vor allem, weil er sich doch persönlich schlecht dabei befindet und oft recht angegriffen und nervös ist.

Die geschuldeten Gelder sind eingetroffen, ganz unerwartet, dem Geschenke vergleichbar. Mit Deinem Briefe aber hast Du mich ganz und gar gerührt; wahrhaftig, meine Freunde denken zu gut von mir und zu wenig an sich, dabei bleibt's.

Morgen ist Overbeck's Geburtstag, er wird siebenunddreißig Jahre. Was für ein treffliches Buch, ich kaue daran herum und immer schmeckt mir's. Es ist eine zähe Kraft in dieser Natur, von welcher ich die größte Meinung habe; er ist selbständig, gut und fleißig und hat den Muth, alles dreies Jahr aus Jahr ein zu sein. Siebenunddreißig Jahre! —

Baumgartner, mein Erzschüler, ist jetzt Husar in Bonn und schreibt so, daß man viel Freude haben kann.

Heute Abend war ich eine Viertelstunde ganz glücklich: ich hörte den Carnaval romain von Berlioz. Wir wollen nur alle unsere Sachen recht ordentlich machen, es zieht dann alles auch so einen Schweif von Glück hinter sich drein.

Gersdorff ist in Hohenheim; wir haben zusammen eine ganz tolle, vergnügte und gefräßige Woche verbracht, jeden Morgen von 11—12 Uhr Gespräche über Heirathen und dergleichen.

Adieu, mein lieber, guter Freund! Ich bedaure immer, daß Du das letzte Mal die Baseler Wirthschaft so trübe und vernebelt gefunden hast. Es geht ganze Monate lang anders zu. Zum Beispiel jetzt. In allen Treuen Dein

Dich liebender Freund

F. N.

Nr. 169.

Rohde an Nietzsche.

Kiel, 13. Decb. 74.

Herrn Nietzsche und Overbeck zumal, meinen Gruß zuvor! —

Ich wundre mich selbst nicht weniger, lieben Freunde, als Ihr vermuthlich thut, über die unverständliche Nachlässigkeit, mit der ich Tag für Tag auf dem Bache der Schreibfaulheit, ja der gänzlichen Agrapheia hinuntergleite, da ich Euch Beiden doch den allerschönsten Dank zu sagen hätte, auch abgesehen davon, daß ich, ein vertrauliches Wort mit Euch zu reden, alltäglich das größte Verlangen trage. Nachdem ich mich nun über diese meine „beschauliche Faulheit“ (wie ein neuerer Autor so schön sagt) hinreichend selbst verwundert habe, wird es endlich Zeit, meine Lenden mit dem Gürtel des Entschlusses zu gürten, das Halsband der Wohlredenheit umzulegen,

und in den Schuhen der Beredtsamkeit den beschwerlichen Pfad der Epistolographie zu beschreiten. Ich wollte, ich könnte statt dessen einmal Abends kurzweg an Euren Theetisch treten und ein vernünftiges Gespräch mit Euch führen, nach der öden Thorheit, in der ich mich hier, täglich Schaden nehmend an meiner Seele, umdrehen muß, unter Leuten, mit denen ich nun einmal im Grunde der Empfindungen keine Gemeinschaft habe. Einstweilen ersetzen Eure schriftstellerischen Bekenntnisse mir ein klein wenig, was ich jeden Tag entbehre, Eure persönliche Gemeinschaft. Ich nehme sie oft, in guter Stunde, zur Hand, und fühle mich wieder unter den Meinen, wohl und befriedigt, und in jedem Gedanken zustimmend. Den „Schopenhauer" habe ich noch gestern in feierlicher Mitternacht, wo man so Vieles, wie durch ein seltsames Astrallicht fremdartig und neu beleuchtet, genauer versteht, wieder durchgelesen, und mich erhoben gefühlt, wie von einer großartigen heroischen Musik. Ach, liebster Freund, wie weit sind wir freilich von solchen Anforderungen entfernt; und wo sind auch nur die untersten Fundamente einer Cultur, wie Du sie forderst, die in der Förderung und Emporhebung des Genius ihre Spitze und einen Zweck hätte! Ich sehe immer klarer, daß die griechische Cultur, in ihrer höchsten Zeit, wirklich, im unbewußten, selbst genialen Trieb, diesen Zweck verfolgte, sogar mit Härte und Grausamkeit; bei uns haben wohl immer nur Einzelne dieses Ziel überhaupt geschaut, und diesen Einzelnen fehlten immer die Hebel zur Ausführung ihrer Gedanken. Ich finde auch bei Dir

die „Kette zusammenhängender Pflichten“, die uns mit jener höchsten Anforderung verbinden solle, einstweilen nur angedeutet, in einer scharfen Beleuchtung der Anforderung selbst; die kommenden Unzeitgemäßen werden wohl, so hoffe ich, eben diese Durchführung des Einen Gedankens durch alle die Unterbauten und Stufen der Cultur bringen. Ich für meine Person fühle mich immer zugleich erhoben und beschämt von solcher Lectüre: video meliora proboque — und doch stecke ich so tief in den Sümpfen des Gelehrtenthums, das ganz gewiß wesentlich eine Erfindung ist, uns entweder der Besinnung auf das eigentlich Wesentliche des Lebens vergessen zu machen, durch Abkehrung zu Quisquilien, oder, im besten Fall, uns zu diesem Wesentlichen nur in das Verhältniß eines künstlerischen Beschauers zu versetzen, der seine eignen Hände weise im Schooß ruhen läßt. Davon ist nun über die Maaßen schwer wieder loszukommen, denn es liegt ein gar zu großer Reiz in solcher beschaulichen Umschau. Gott besser's. — Von Overbeck's Buch habe ich mit besonderm Antheil die Sclaven-untersuchung gelesen, fast mit gleichem Gefühl, wie einst die „Christlichkeit“; denn wirklich springt hier für einen Nicht-Theologen außerordentlich klar hervor, wie eine einmal richtig gebildete Anschauung vom Sinn und Wesen des wirklich Christlichen gar keinen Zweifel mehr über die Stellung lassen kann, welche das ernsthafte Christenthum zu dieser, wie allen Fragen des weltlichen Regiments einnehmen mußte, und wie im Hintergrunde der von Overbeck bekämpften Irrthümer viel mehr als

eine bloß gelehrte Unkunde liegt, nämlich jene flaue Pactirung mit dem furchtbar ernsten, überweltlichen Sinn des Christenthums, vor dem diese officiellen Vertreter des protestantischen, und, wie ich nun sehe, auch des katholischen „Christenthums" angstvoll die Augen verschließen. Giebt es übrigens, lieber Overbeck, eine vernünftige Darstellung der tiefen Umwälzung, welche die Abschaffung der Sclaverei in allen Bedingungen und Zielen des Culturlebens hervorgerufen haben muß? Das wäre mir sehr interessant. Offenbar ist es seitdem völlig mit dem obersten Ziel der griechischen Cultur, dem *δύνασθαι σχολάζειν καλῶς* vorbei, und mit vielen Härten, die dieses, in seiner Ausführung, nach menschlicher Weise natürlich mannigfach entstellte Princip zur Vorbedingung hat, sind doch jedenfalls auch seine edelsten Früchte seitdem abgefallen, und nie wieder zu erzeugen.

Ich meinestheils schiebe so langsam an meinem Schneeball, dem „Roman" weiter; er wird immer voller und dicker, und wenn ich ihn endlich oben habe, denke ich ihn mit Gepolter und rechter Genugthuung hinunterrollen lassen zu können. Aber wann werde ich ihn oben haben? ich fühle übrigens keine Verpflichtung zu besondrer Eile, kaum einen sonderlichen Trieb, außer dem Verlangen, endlich von dieser Materie abzukommen. [— —] Dem armen * * * meinen herzlichsten Gruß. Ich finde es sehr vernünftig, daß er sich entschließen will, in den sauren Apfel der Lehrerschaft zu beißen; um in süße zu beißen, braucht man ja gar nicht vernünftig zu sein.

[— —] Nun bitte ich aber um ebenfallsige (neu und schön) Nachricht. Behaltet mich lieb, theure Freunde, und seid heiter und gelassen!

Von Herzen Euer

E. R.

Nr. 170.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 21. December 1874.]

Morgen, mein liebster Freund, soll's heimwärts gehen, und es giebt höllisch viel noch zu bedenken, einzukaufen, selbst noch ein paar Stunden zu geben, dann muß ich noch ein paar schöne Verschen machen, um sie in schön gebundene Bücher zu schreiben, und soeben hatte ich den Besuch meines trefflichen Schülers, Freundes und blauen Husaren Adolf Baumgartner, der mit einer ganzen Weihnachtsbescheerung bei mir antrat und selbst eine Bescheerung war; selbst noch ein Dichter meldete sich heute Abend, Herr Theodor Opitz, Übersetzer von Petöfi: er schickte ein Gedicht, mit der Überschrift „Schopenhauer als Erzieher". Overbeck ist schon fortgeflogen in die Ferien und hat mir noch auf dem Bahnhofe aufgetragen, Dir seine Weihnachts- und Neujahrswünsche zu „übermitteln" (wie der nunmehr selige Tischendorf zu sagen beliebte).

* * * bleibt zurück wie ein Vogel auf seiner Stange: aber Ostern ist es aus mit seiner akademischen Nonsinecura, dann geht's hinaus; hier ist nichts für ihn günstig gestimmt.

Dr. Fuchs ist ein gutes Vorbild: der hat sich eine neue Heimat gegründet, in Hirschberg in Schlesien, er schrieb nach langer, etwas athemschwerer Pause, vorgestern zum ersten Male wieder, gut und frei und mich völlig um- und einstimmend.

Wagner ist am 21. November mit der Nibelungen-Partitur fertig geworden — Laus Deo!

Krug und Pinder kommen mit ihren Weiberchen nach Naumburg, Gersdorff geht auch nach Hause. [— —] Ich selber schleppe meine Noten zusammen, um in diesen erholenden Ferien das ganze musikalische Opferfest meiner Kindheit und Jugend noch einmal zu feiern und durch Abschreiben zu codificiren: wobei mir der einarmige Thürmer auf dem Naumburger Domthurme helfen soll. Der Hymnus wird nun noch einmal umgeschrieben, für zwei Hände, aber für a bitzeli große Hände. —

Mit meiner Vorlesung über griechische Litteratur bin ich glücklich bis Tryphiodorum gekommen, respective bei ihm stecken geblieben, will sagen, ich habe Epom abgehaspelt (verzeih mir die casuswidrige Wuth bei dieser Rückerinnerung), — ich hoffe in drei Semestern mit meinem „Abriß" fertig zu sein, aber es ist mehr eine *καλὴ ἐλπίς*.

In alle diese Bewegung und diese feuchten Schwingen fiel ein Kästlein Kieler Sprotten hinein, ich will nicht sagen wie ein Blitz bei heitrem Himmel,

aber wohl wie ein Regen bei trockner Erde, wenn die Bäche klein sind und nur noch schleichen. (Du siehst, ich habe vom Epos die fürchterliche, aber durchgehende Eigenschaft der unpassenden Gleichnisse angenommen.) Kurz, sie haben trefflich geschmeckt, wir alle bezeugen es; in Betreff der Urheberschaft machte ich sofort folgende epigrammatische Dichtung:

Dieser Sprott
Ist nicht von Gott,
meine, er kommt von Rott.

Soeben sehe ich nach der Uhr, schaudere, es ist gleich Eins (Nächtens!): Pflicht und Bett rufen, und so bleibt mir nur noch eine Tinte voll Feder übrig — umgekehrt! um Dir zu sagen, daß ich jetzo und in kommenden Jahren Dein getreuer Freund und Bruder sein und bleiben will.

Gute Nacht!

Dein

Fridericus.

Basel, den 21. December 1874.

Nr. 171.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 5. Februar 1875.]

Es ist schrecklich, mein lieber treuer Freund, wie die Monate hinfliegen und wie man wacht und schläft und nach Luft schnappt! aber noch schrecklicher, sich zu denken, daß es dem fernen Genossen ebenso geht und daß man sich so wenig helfen kann. Ich wünschte sehr von Dir zu hören, daß Du gesund bist und Deinen Roman so gegen das Ende hin geführt hast. Mir ist es übrigens in diesem Jahre so, als ob ich mir jede unzufriedne Regung verbieten müßte: denn zuletzt heißt es doch viel Gunst und Bevorzugung von Seiten der Göttin τύχη, gerade als Zeitgenosse der Bayreuther Jahre zu leben; das Gefühl der Dankbarkeit dafür sollte mich nicht verlassen! Aber Du weißt den traurig-menschlichen Sinn eines solchen „es sollte". Mitunter zweifele ich fast daran, ob ich diese heiß und allzulange ersehnten Freudenfeste wirklich aushalten werde: mir dreht sich schon jetzt rein bei der Vorstellung davon das Herz um; man hat zu viel und zu lange entbehrt und gelitten. Nein, wie lebt man nur!

In Bayreuth ist jetzt wieder die leidige Nothwendigkeit da, daß Wagner und Frau zu Concertreisen nach Wien und Pesth fortmüssen. [— —]

Meine dritte Unzeitgemäße ist inzwischen von Frau Baumgartner-Köchlin sehr schön in's Französische übersetzt worden. Jetzt suchen wir einen Verleger in Paris.

Adolf Baumgartner hat mir wieder ein dickes rothes Heft, das vierte, übersandt; er hat es als Husar in Bonn ausgearbeitet. [— —] Der kommt auch nach Bayreuth.

Gersdorff hat sich für den Anfang des nächsten Monates hier angemeldet. Der Gute, Trefflichste! Wir freuen uns herzlich darauf. Auch gab es manches Zusammentreffen mit alten Schulgenossen. Ich sage Dir: wir haben eine ewige Jugend im Leibe, gegen diese dreißigjährigen Greise.

* * * hat sich nun fest entschlossen, von Ostern die Universität zu verlassen, aber er ist leider keinen Schritt weiter zu bringen. Er macht uns mit einer störrigen Phantasterei (ach, ohne Phantasie!) rechte Sorge.

Overbeck wälzt kirchengeschichtliche Jahrhunderte vor sich her und schwitzt sehr bei dieser Winter-Arbeitsnoth.

Ich habe mir mehreres ausgedacht.

Übrigens ist Weihnachten der „Hymnus auf die Freundschaft" herrlich zum Ziele geführt worden. Für zwei Hände. In den seltensten Stunden arbeite ich jetzt, alle paar Wochen zehn Minuten, an einem Hymnus auf die Einsamkeit. Ich will sie in ihrer ganzen schauerlichen Schönheit fassen.

Im Colleg über griechische Litteratur ist nun auch die Lyrik abgethan; jetzt beginnt das Drama. Ich

lerne dabei recht von Schritt zu Schritt. Ich finde, daß unsern griechischen Philologen eins fehlt: die leidenschaftliche Lust an den starken und eigenthümlichen Zügen. Und eins fehlt ihnen leider nicht: der gräßliche Hang zur Apologie der Griechen.

Gute Nacht, liebster Freund.

Dein getreuer Fridericus
N.

Das Gespenst hat sich spüren lassen,
mit einem Packet lyrisch-toller Gedichte.

5. Februar 1875.

Nr. 172.

Rohde an Nietzsche.

Kiel, 27. Febr. 75.

Ich muß nun einmal die Stunde beim Schopf nehmen, liebster Freund, um endlich einmal Dir ein Lebenszeichen zu geben: denn zu einer rechten Muße- und einer schönen Plauderstunde komme ich in diesen Zeiten des Semesterschlusses, wo die Arbeit condensirt werden muß, doch nicht mehr. Es ist wirklich der elendeste Zustand, dem Freunde so in zwei Zeilen

mittheilen zu sollen, was nur der tägliche Verkehr darlegen könnte, Gang und Stimmung seines Lebens. Die Briefschreibekunst ist eine elende Erfindung. — Ich zimmere immer noch am „Roman“ herum: wenn er einmal fertig sein wird, wirst Du eher begreifen, wie ich mich so elephantenmäßig lange mit ihm herumschleppen konnte; die ganze Anlage ist von der Art, daß ich sie nicht schnell zu Ende führen kann. Ich lerne aber mittlerweile viel dabei, wie ja stets, wenn man sich von einer, freilich im Allgemeinen schon gekannten Sache Rechenschaft zu geben gezwungen ist. Vor Ende Sommers sehe ich kein Ende: dann bin ich hoffentlich die Bürde los, und kann mit erfrischten Sinnen in Bayreuth die Proben mitmachen. Da wird es eine ganz neue Welt kennen zu lernen geben; ich habe bisher keine Vorstellung von diesen Dingen.

Von Deiner Nr. 3 verspürt man noch keine Wirkung; ich denke aber, nächstens werden die Herren lossprudeln. Hier besitzen wir, in Herrn Pfleiderer, einem Urschwaben, auch ein philosophisches Prachtstück. Dieser theilte mir neulich mit: „ja, Ihr Freind ischt halt sehr uhngehalten darüber, daß es nit lauter Schenies gibt; mein Gott, es muß doch auch Mittelmäßige geben, u. s. w. Er ischt nun aber halt sackgrob u. s. w.“ So faßt dieses Schenie den Inhalt Deiner Schrift auf! ich ließ ihn natürlich dabei. — Eine sonderbare Angelegenheit begegnete mir am Jahresanfang. In Berlin war der Professor Matz gestorben, ein Freund von mir aus Rom her; ich hatte seit ca. zwei Jahren ihn fast

aus den Augen verloren, und war um so tiefer von der plötzlichen Todesnachricht erschüttert. Er hatte, wie er denn das treueste und reinste Herz besaß, mir stets eine herzliche Gesinnung bewahrt. Als ich nun am 4. Januar aus Hamburg wiederkomme, finde ich einen Brief mit der Todesanzeige; aber wer schreibt sie „mit dem letzten Gruße des Verstorbenen"? — Wilamowitz! [— —] Wenn Gersdorff kommt, so sage ihm vielen Dank für die Zusendung von Romeo und Julie [— —]. Das ist wirklich ein rares Stück! mit welchem Herr Hartmann allein schon verdient hat, von den „Culturkämpfern" auf ihr pappenes Schild gehoben zu werden, wie es gegenwärtig geschieht. [— —]

An Overbeck und Romundt herzliche Grüße und nächstens mehr von

Deinem

E. R.

Nr. 173.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 28. Februar 1875.]

Wie gerne hörte ich, liebster Freund, wenn auch nur durch ein Wörtchen, daß es Dir befriedigend ergehe. Ich bin neulich einmal durch einen Traum

— wenn es Traum war — in eine Beunruhigung gerathen. Auch von Bayreuth aus hat man mich gebeten, Nachrichten von Dir zu geben: Du weißt und weißt es doch schwerlich deutlich genug, wie herzlich und warm man dort Deiner gedenkt und wie man sich sorgt. Gegenwärtig ist meine Schwester in Bayreuth und bleibt dort einige Wochen. Ich will auch gleich die Aufforderung von Frau Wagner mittheilen, daß Du doch Dich baldigst und etwas stürmisch an den Bürgermeister von Bayreuth wenden möchtest, um in diesem Sommer dort Quartier zu bekommen; es wird viel Mühe machen, für alle Gäste Unterkommen zu schaffen, und es soll dem Bürgermeister recht zugesetzt werden, weil die Wohnungsfrage noch ganz im Argen liegt. Du möchtest doch ja nicht „eine bescheidene Wohnung" verlangen. Meine Schwester bemüht sich, für sich und mich etwas zu finden, — bis jetzt noch ohne Erfolg.

Das Semester läuft dem Ende zu: noch drei Wochen giebt es an der Universität, noch fünf an dem Pädagogium. Hier ist alles in großer Erregung, denn die neue Verfassung der Stadt Basel wird jetzt im großen Rathe durchberathen, alle Parteien sind in Erbitterung; im Frühjahr entscheidet dann das Volk. (Heute wurde eine Stelle von mir über die Staatsomnipotenz, aus der Nr. 3, mit für den politischen Kampf benutzt; hat mir Spaß gemacht.)

Unser Pädagogium verliert mit Ostern den alten Gerlach, der endlich pensionirt wird; was aber weiter geschieht, wer möchte es errathen? Man hat

bei mir angefragt, ob ich vier Latein-Stunden an der obersten Classe für das nächste Semester übernehmen wolle; ich habe Nein gesagt, meiner Augen wegen.

Im Ganzen geht es mir gut und recht: mir ist, als ob ich zu einem Burgherrn würde, so verschanzt und innerlich unabhängig wird allmählich meine Art zu leben.

Ostern soll die Nr. 4 fertig werden. Daß die französische Übersetzung der Nr. 3 zu Ende geführt und mit einer briefartigen Dedikation an mich versehen sei, habe ich Dir schon erzählt? — Gersdorff kommt den 12. des März auf einige Zeit hierher, das weißt Du ebenfalls. —

Nun aber etwas, das Du noch nicht weißt und das Du, als vertrautester und mitfühlendster Freund zu wissen ein Recht hast. Auch wir — Overbeck und ich — haben ein Hausleiden, ein Hausgespenst: falle nicht vom Stuhle, wenn Du davon hörst, daß * * * einen Übertritt zur katholischen Kirche projektirt und katholischer Priester in Deutschland werden will. Das ist erst neuerlich herausgekommen, ist aber, wie wir nachträglich zu unserem Schrecken hören, schon ein mehrjähriger Gedanke, nur jetzt dem Reifsein so nahe als noch nie. — Ich bin etwas innerlich verwundet dadurch und mitunter empfinde ich es als das Böseste, was man mir anthun konnte. Natürlich ist es von * * * nicht böse gemeint: er hat bis jetzt eben noch keinen Augenblick an etwas Anderes als an sich gedacht und der verfluchte Accent, der dem „Heil der eignen Seele“ gegeben wird, macht

ihn ganz stumpf gegen alles Andre, Freundschaft einbegriffen. [— —] Endlich kam es zu Geständnissen, und jetzt, fast alle drei Tage, zu [—] Explosionen. — Der Ärmste ist in einer verzweifelten Lage und nicht mehr einem Zuspruche zugänglich, das heißt, er wird so von dumpfen Absichten gezogen, daß er uns wie eine wandelnde Velleität vorkommt. — Unsre gute reine protestantische Luft! Ich habe nie bis jetzt stärker meine innigste Abhängigkeit von dem Geiste Luther's gefühlt als jetzt, und allen diesen befreienden Genien will der Unglückliche den Rücken wenden? Ich frage mich, ob er noch bei Verstande ist und ob er nicht mit Kaltwasserbädern zu behandeln ist: so unbegreiflich ist es mir, daß dicht neben mir, nach einem achtjährigen vertrauten Umgange, sich dies Gespenst erhebt. Und zuletzt bin ich es noch, auf dem der Makel dieser Conversion hängen bleibt. Weiß Gott, ich sage das nicht aus egoistischer Fürsorge; aber auch ich glaube etwas Heiliges zu vertreten und ich schäme mich tief, wenn ich dem Verdachte begegne, daß ich irgendwas mit diesem mir grundverhaßten katholischen Wesen zu thun hätte.

Lege Dir diese ungeheuerliche Geschichte nach Deiner Freundschaft zu mir zurecht und sage mir ein paar tröstende Worte. Ich bin gerade im Punkte der Freundschaft verwundet und hasse das unaufrichtige schleichende Wesen vieler Freundschaften mehr als je und werde behutsamer sein müssen. * * * selbst wird sich in irgend einem Conventikel wohl fühlen, das ist kein Zweifel: aber unter uns leidet er, wie mir jetzt scheint, fortwährend. Ach, liebster

Freund! Gersdorff hat Recht, wenn er oft sagt „es giebt nirgends Tolleres, als in der Welt“. Mit Trauer

Dein Freund Friedrich N., zugleich
auch in Overbeck's Namen. —

Verbrenne den Brief, falls Dir's gut scheint.

Nr. 174.

Rohde an Nietzsche.

Kiel, 12. März 75.

Verzeihe, liebster Freund, mein langes Stillschweigen auf Deinen letzten Brief: ich war rein körperlich [— —] am Schreiben verhindert und schreibe noch immer mit Beschwerde.

Ich bin, wie Ihr, traurig über die wunderbare Angelegenheit oder richtiger consternirt, denn ich verstehe den Sinn des ganzen Vorganges gar nicht. [— —] So wage ich nicht einen Stein auf den Unglückseligen zu werfen, da ich an eine innerliche Unwahrheit oder Selbstbelügung nicht glauben mag, und einen wahrhaften Sinn, wenn er hier zu Grunde liegt, gar nicht verstehe. Eins ist sicher, und das ist freilich das Traurigste, daß, wer also feierlich der Vernunft und der menschlichen Freiheit abschwört, uns verloren ist. [— —] Wie mag

sich das nun weiter entwickeln? Rathen und helfen läßt sich da sicher nicht, denn dort hinüber giebt es freilich von uns aus gar keine Brücke. —

Nach Bayreuth werde ich nächstens einmal einen Brief richten. Es war doch nicht so undankbar und thöricht, wie es scheint, wenn ich lange geschwiegen habe; denn ganz in meine philologischen Arbeiten eingesponnen, hätte ich mir eigentlich anmaßend erscheinen müssen, wenn ich von diesem Arbeitsleben, welches dort unmöglich unmittelbar interessiren konnte, weitläuftigen Bericht hätte geben wollen. [— —]

Lebe wohl, theuerster Freund; sei meiner unveränderten Gesinnung gewiß; ich denke, wir halten zusammen aus bis ans Ende. Herzlichen Gruß an Overbeck.

Dein E. R.

Nr. 175.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 7. Juni 1875.]

Mein lieber Freund, ich schreibe nicht! Du wirst aber gewiß schon errathen haben, warum nicht; weil mir's nicht gut gegangen ist. Es stand elend mit Magen und Augen; aber heute will ich Dich nur damit erfreuen, daß ich auch im Stande bin, mich zu etwas Radikalem zu entschließen. Erfreuen? Gott weiß, wenigstens hat der Radikalismus auch

hier seinen berühmten Hinkfuß. Also: meine Schwester und ich sind eben damit beschäftigt, hier eine Wohnung zu miethen, Möbel zu kaufen u. s. w., kurz, um eine meinen Nöthen angemessene und heilsame Existenz von Mitte dieses Jahres an zu beginnen. In den Hundstagen werde ich freilich nicht nach Bayreuth kommen — dies ist der Hinkfuß —, sondern in's Bad müssen, wohl nach Pfäffers. Alles ist sehr nöthig. In Aussicht auf diese schönen Neuerungen athme ich recht auf.

Das Semester ist recht mühsam, da ich alle meine Collegien lese. Ich wohne in Overbeck's Zimmern, meine Schwester in meiner Wohnung. In Romundt's Zimmer wird vom Herbst an der junge Baumgartner ziehn.

Zu Unzeitgemäßheiten habe ich weder Zeit noch Kraft.

Die französische Übersetzung der Nr. 3 hat trotz vielem Suchen keinen Verleger gefunden. Schmeitzner hat 350 Exemplare davon abgesetzt. Kannst Du ihm Dein Buch anbieten? Es wäre ihm ein großer Gewinn. Übrigens möchte er gerne Schriften über Indisches und Chinesisches herausgeben; weißt Du da einen Rath zu geben?

Von Overbeck nehme ich an, daß er seine Cur heute in Karlsbad beendigt. Seine Briefe sind heiter, obschon das Wasser sehr rumoren mag. * * * hat in Sachsen nichts gefunden; jetzt hat er auf hannover'sche Gymnasiallehrerstellungen sein Auge. Wir haben schwere und wechselvolle Winterwochen verlebt, eigentlich lag ein böser Nebel über dem

Hause; der Abschied war höchst beschwerlich und schmerzlich: ich möchte dieser Zeit Ähnliches nicht wieder erleben.

Wir sitzen alle so einsam auf unserem Leuchtthurm — und wenn es nur immer ein Leuchtthurm wäre!

Dieser Theil des Lebens ist hart, man hat ja noch nicht recht resignirt. Man sieht sich selber aber schon recht deutlich. Doch ist der Anblick so, daß ich mitunter viel zu viel Muth und Hoffnung habe, und wenn ich dann abrechne mit dem, was uns umgiebt und worauf zu wirken ist, ist mir's, als ob ich nicht einen Finger mehr bewegen könnte. Es wird Dir auch so gehen?

Tragen wir die schweren Dreißiger; leb wohl, mein lieber Freund, non olim sic erit.

Deiner oft und immer
mit Liebe eingedenk
Friedrich.

Basel, 7. Juni 1875.

Hast Du Briefe von Wagner und Frau, die mir gehören, bitte, so schicke sie mir.*)

*) [Die nächstfolgenden Briefe Rohde's fehlen: s. Vorrede.]

Nr. 176.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, Sommer 1875.]

Ach mein armer geliebter Freund!

Was für eine Leidens-Epistel hast Du mir geschrieben! Ich bin den ganzen Morgen wie betäubt und zerstreut. Daß Dich die Dämonen so anfassen! Und zugleich noch die alberne Tyche dazwischen ihre Finger hat! Könnte ich Dir nur irgend etwas von der Last abnehmen oder Dich auch nur ein wenig erheitern. Nun kommen wir nicht einmal den Sommer zusammen, denn über mir waltet jetzt der Arzt und verbietet mir Bayreuth. Ich soll auf den Gurnigel bei Thun und Schwefelwasser trinken. Mein Befinden ist sehr schlecht, seit dem letzten Briefe hatte ich einen harten Anfall. Es wird wohl so etwas wie ein Magengeschwür sein, was mich seit Jahren quält. Jetzt muß ich jeden Tag nüchtern zwei Eßlöffel Höllensteinlösung innerlich einnehmen und nach einem genauen Plane des Arztes leben. Mit ziemlicher Anstrengung setze ich meine Vorlesungen fort. Ich habe bereits eine Wohnung gemiethet, wo ich vom August ab mit meiner Schwester zusammen wohnen werde.

Ich kann nicht sagen, wie mich die Dorpater

Geschichte verdrießt. Hast Du nicht irgend einen Wunsch, den ich erfüllen könnte?

In Betreff des Sommeraufenthalts der Hamburger Familie weiß ich sehr zu empfehlen

1) „Hôtel Segnes, Waldhäuser bei Flims in Graubünden“, womöglich mit Berufung auf meinen Namen. (ca. 4000 Fuß hoch).

2) „Luftkurort Wiesen (Graubünden), Kurhaus Bellevue“.

3) „Bergün in Graubünden, Hôtel Piz Aëla“.

4) „Hôtel Tellsplatte bei Flüelen, an der Axenstraße“.

Doch heute nichts mehr.

In herzlicher Freundschaft
leidend und mitleidend
Dein Bruder.

Basel, Montag.

Nr. 177.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 12. Juli 1875.]

Liebster Freund, mir geht es ein wenig besser, und Freitag beginnen unsre Ferien, da athmet man

auf. Ich reise in ein kleines Schwarzwaldbad für Magenkranke:

Steinabad bei Bonndorf.

Hörte ich nur etwas von Deiner Linderung, Erleichterung oder Genesung oder von irgend welchen glücklichen Aspekten. Komme ja nach Bayreuth! Ich will mich bemühen, bis zum August bayreuthfähig zu werden, was ich bis jetzt nicht bin. Hätte ich Dich nur hier. Mir liegt viel daran, Dich einmal wieder ganz allein und ganz vertraulich in der Nähe zu haben, daß wir uns wieder ganz aneinander gewöhnen und die langen Zwischenräume der Einzel-Erlebnisse wieder über- und zusammenleben. Wünschest Du das nicht auch? Es geht so viel einem durch den Kopf und wird Plan und Ziel und Lebensführung: ferne Freunde haben so viel an einander nachzulernen.

Hast Du neulich einen Topf aus Bozen bekommen? Er kommt von mir, als Scherz. Lieber Himmel, wüßte ich Dir was Besseres zu geben als Früchte in Senf! Es ist eigentlich absurd, Du hast mir's doch verziehen?

Lebe wohl, mein herzlich geliebter Freund!

Basel, den 12. Juli
1875.

Nr. 178.

Nietzsche an Rohde.

Steinabad bei Bonndorf,
badischer Schwarzwald,
1. August 1875.

Heute, geliebter Freund, denke ich mir, werdet Ihr in Bayreuth zusammentreffen, und ich werde Euch und unter Euch fehlen! Es geht nicht, was ich bisweilen im Stillen doch glaubte — mitten in Eurem Kreise eines Tages ganz plötzlich dazusitzen und mich meiner Freunde recht zu erlaben! Es geht nicht: heute, in der Mitte meiner Ferien, kann ich es endlich mit Bestimmtheit sagen. Eben hatte ich ein längeres Gespräch mit Dr. Wiel, und gestern lag ich wieder mit heftigen Kopfschmerzen zu Bett und mußte nach-Mittags und Nachts mit heftigen Erbrechungen mich quälen. Das leicht erkennbare eine Übel, die Magenerweiterung, haben wir in den zwei Wochen der Cur mit schon recht glücklichem Erfolge bekämpft: der Magen ist in sich gegangen. Aber mit der nervösen Affektion desselben soll es eine langwierige Sache sein. Hier heißt es, in der Curmethode streng sein und die Geduld nicht verlieren! Ich hatte einige recht gute Tage, frisches kühles Wetter, und zog in den Bergen und Wäldern umher, immer allein, aber ich kann gar nicht sagen, wie angenehm und freudig beseelt! Ich würde es gar nicht auszusprechen wagen,

was für Hoffnungen und Wahrscheinlichkeiten und Pläne es sind, an deren genauester Vergegenwärtigung ich mich dabei letze! Dann war fast jeder Tag durch einen guten, liebevollen Brief bezeichnet; immer denke ich mit Stolz und Rührung daran, daß Ihr mir angehört, meine geliebten Freunde! Wenn man nur etwas Glück zu verschenken hätte!

Sorge und Mißmuth quält mich am meisten da, wo ich sehe, daß man zu nichts nütze ist und die Dinge laufen lassen muß, so unbarmherzig sie auch sind. Und dann erscheint es mir bisweilen, als ob ich selbst etwas von einem Glückspilz wäre und den härtesten Angriffen der Leiden immer noch entgangen sei. Besonders an den Dummheiten und Bosheiten des Schicksals habe ich noch gar nicht recht laborirt und bin gar nicht würdig, mich unter der Schaar der wirklich Unglücklichen sehen zu lassen. Also: ich wollte sagen, daß ich eigentlich etwas Glück zu verschenken hätte. Wüßte ich nur wie!

Und zumal wie man Dir, mein armer Freund, nur eine kleine Linderung verschaffen könnte! Oder das Geheimniß zu kennen, die große Linderung herbeizuführen!

Es ist Sonntag und rings im Garten sitzen viele Bonndorfer und trinken Bier, die Luft weht ganz rein von den Wäldern her und von Zeit zu Zeit ertönt eine scheußliche Blechmusik, die, mit einer Dosis von zwei Stunden Entfernung, vielleicht erträglicher ist und an das Waldhorn erinnern mag.

Ich habe hier keinen Menschen und führe ein ganz vornehmes unabhängiges Leben. Der Dr. Wiel

will zu meiner Erheiterung und Belehrung morgen einmal mit mir kochen, er ist ein berühmter denkender Kochkünstler und Verfasser eines viel gebrauchten, in alle Sprachen übersetzten diätetischen Kochbuchs. Gestern hielt er mir einen Vortrag über emaillirtes Eisengeschirr und die neue Fleischhackmaschine, und so lerne ich etwas für meine neue Wirthschaft. —

Ich lege ein Curiosum bei, das mir vor einer Woche aus Württemberg zukam; es ist von der bekannten Württemberger élégance der Empfindung und des Ausdrucks. — Ein Brief von * * * hinterließ bei mir verdrossene Stimmung, wie er denn selbst von keiner besseren beseelt war.

(Jetzt rast die Blechmusik in der unverständigsten Weise; wo nur die Leute die schlechte Musik herhaben mögen! So etwas habe ich nie gehört, es ist nicht Marsch, nicht Tanz, sondern ein altmodisches und doch hundsgemeines Gedudel, vom vorigen Jahrhundert her.)

Also * * * erzählt von seiner bisherigen Arbeit, „die auf eine Illustration des Schopenhauerischen Nichts (eben hört die Musik auf und die Bonndorfer klatschen!) am Schluß der „Welt als Wille und Vorstellung" hinauslaufe, des kühnsten, schwersten und wahrsten Wortes, welches nach meiner Meinung uns Schopenhauer gesagt hat". — Mich verdrießt so etwas im höchsten Grade: es ist die alte Narrethei, sich an den Schwanz einer Philosophie zu hängen und gerade den zu illustriren! Und was gehört dazu, dort genauer und heller sehen zu wollen und zu illustriren, wo Schopenhauer aufhörte, überhaupt zu sehen! [— —]

Frau Baumgartner, die beste Mutter, die ich kenne, hat mir ein paar Mal auf das Liebevollste geschrieben. Ihr Sohn Adolf hat schwere und desperate Wochen durchgemacht: es scheint, daß die militärischen Dinge ihn fast zum Äußersten getrieben haben, sodaß Frau Baumgartner nach Bonn reiste, um ihn etwas zu trösten. Die Art, wie sie das gethan hat und wie sie es erzählt, ist wie Sonnenschein; es ist eine ganz gute Seele.

Überall Desperation! Und ich habe sie nicht! Und bin doch nicht in Bayreuth! Wie sich das reimt, begreifst Du's? Ich begreife es fast nicht. Und doch bin ich mehr als drei Viertel des Tages im Geiste dort und schwärme wie ein Gespenst immer um Bayreuth herum. Du darfst nicht fürchten, mir die Seele zu lüstern zu machen, erzähle nur ein Bischen Viel, liebster Freund, ich dirigire mir auf meinen Spaziergängen oft genug ganze Theile der Musik, die ich auswendig weiß und brummle dazu. Grüße Wagners auf das Innigste! Adieu, Ihr geliebten Freunde, mein Brief ist hier und da etwas collektivisch geworden. Es liebt Euch von Herzen

Euer F.

Ist Schuré da? Ich will ihm schreiben. Was ist seine Adresse? Und welches ist die Adresse von Fräulein von Meysenbug? — Herzlichsten Dank, liebe Freunde Overbeck und Gersdorff, für Eure Briefe! Ich genoß sie morgens nach dem Karlsbader Wasser, bei einem Waldspaziergang: immer von Zeit zu Zeit

einen Schluck. Du, lieber Freund Rohde, kamst Nachmittag zum Milchkaffee an, zusammen mit Schmeitzner und Asher!

Nr. 179.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, Ende August 1875.]*)

Du bist herzlich ersehnt, geliebter Freund! Meine alte Wohnung, in der nächsten Nähe bei meiner jetzigen, wird Dein Dach sein. Da wollen wir einmal unsere Seelen recht wieder zusammenbringen — ich freue mich unsäglich darauf! Du findest mich hoffnungsreicher als in den vorigen Jahren, immer mit der pädagogisch-anthropagogischen Leidenschaft in Kopf und Herzen, und überdies gesünder.

Mir ist es so, als ob wir als recht Entbehrende und Sehnende jetzt endlich wieder zusammenkämen, als ob Vieles zu sagen, zu fühlen und zu heilen wäre. — Gerade jetzt ist, in schöner Abschrift, mein „Hymnus an die Freundschaft" angelangt. Nun kommst Du, und es soll hymnisch zugehen, wenn auch nicht auf dem Klaviere.

Von Herzen der Deine

F. N.

Spalenthorweg 48.

*) [Antwort auf eine Postkarte Rohde's aus Bürgenstock vom 28. August 1875.]

Nr. 180.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, September 1875.]

Hier, mein armer, innig geliebter Freund, einen Gruß von mir und zugleich das, was mit Deiner Adresse inzwischen an mich angelangt ist (den Brief mit dem Poststempel Brunnen habe ich aufgemacht, um ihn mit in dieses Couvert stecken zu können, Du verzeihst; ich habe keine größeren Couverts). Bald nach Deiner Abreise kam ein Brief an, den ich sofort per Adresse Ribbeck weiter gesandt habe und der wohl in Deinen Händen ist.

Mir geht es seit vorgestern schlecht: Rückfall in schönster Form, Steinabad-Empfindungen, Erbrechen u. s. w. Doch werde ich bald wieder darüber hinaus sein; ich durfte ja nicht hoffen, auf einmal zu genesen, und wer darf das!

Ich dachte gestern an Dich und mich, als ich las, das rauheste Mittelalter sei das Mannesalter, etwas ganz Barbarisches, wo man so zwischen Narr und Weisem in der Schwebe ist. Gerade in dieses Mittelalter, und zwar in's Mittelste desselben, führte Dich der „Tristan“; und es war wirklich recht barbarisch, Dir auch das jetzt noch zuzumuthen!

Aber Du bist jetzt mit dem Segen des Unglücks gesegnet: da müssen wir andern nur darüber denken, Dir das Beste zu geben und zu zeigen, was es sonst noch giebt, selbst wenn es das Gewaltsamste sein sollte. Vielleicht daß wir dann in der Wahl nicht ganz geschickt sind; ich kann Dir gar nicht sagen, wie unvollkommen ich mich fühle, liebster Freund, wenn ich an Dein Leid und Lieben gedenke: gerade als sei ich ein ganz abscheulicher Mischmasch von Narr und Weisem und könne Dir gerade deshalb jetzt so wenig zu Hülfe kommen, weil ich keins von Beiden *ganz* sei.

Wenn es Dich irgendwie lindern könnte, die Gegenwart eines *Freundes*, wenn auch eines für Deine eigentliche Noth rath- und nutzlosen, um Dich zu haben, o so denke doch ja daran, im Frühwinter nach Basel zu kommen. Mir graut vor Deiner Einsamkeit, wie Dir selber. Und hier fänden wir in der Zweisamkeit wenigstens den Trost eines treulichen Aussprechens und Einander-Gewohntseins, und darauf ließe sich dann wohl auch noch mehr bauen. Ich danke Dir auf das Herzlichste für Deinen Besuch: Vertrauen und Liebe und Herzens-Ungetheiltheit hast Du mir wieder bewiesen, und gerade jetzt! Wie danke ich Dir dafür!

Mit den herzlichsten Wünschen grüße ich Dich sammt meiner Schwester.

Dein Freund

F. N.

Nr. 181.

Nietzsche an Rohde.

Basel, den 7. October 1875.

Gott weiß, mein geliebter Freund, in was für einem Lichte Du diesmal den Morgen Deines Geburtstags erblickest! Kommt Dir der Tag grau, ja greulich vor, so denke doch ein wenig mit daran, was Du mir, was Du uns bist, und sei aus unserer Seele heraus dem Himmel dafür dankbar, daß Du lebst. Freue Dich einmal mit allen denen, welche Dich lieben, wenn Du aus Dir selber sonst nur Leid und Schwermuth zu saugen weißt. Vielleicht aber erwartet Dich der Tag mit einem anderen Gesichte, mit einem freudigeren; ich weiß gar nicht, was sich inzwischen mit Dir begeben hat; und da ich mich ganz außer Stande fühlte und noch fühle, Dir irgend nach einer Seite hin zu rathen, so habe ich inzwischen auch nicht völlig verlernt zu hoffen, und zwar so wie Deine Liebe hoffte — daß alle Verdunkelungen aufgehellt, alles Zagen beseitigt ist und daß Deinem edlen tapfern Sinne eine gleiche Gesinnung, eine gleiche Tapferkeit entspricht.

Über Deinen philologischen Vortrag hat mir bis jetzt Overbeck aus den Zeitungen noch nichts berichten können (ich lese keine Zeitungen mehr, seit dreiviertel

Jahr). Ich denke, Du sendest mir den Vortrag? Wenigstens würde ich mir damit eine große Freude erbitten. Sonderbarer Weise vergesse ich es fast immer mehr, daß wir als Philologen mit einander bekannt geworden sind; wir haben inzwischen so vieles Gemeinsame bekommen, daß ich das Ursprünglich-Gemeinsame kaum mehr besitze. Ich wurde neulich in fast erschreckender Weise daran erinnert, was man ist und was man gerade jetzt kann, da man sich in ein verzehrendes Anticipiren der Zukunft viel zu sehr eingelassen hat, um nicht alles gegenwärtige Können zu übersehen; mir wurde nämlich etwas aus einem Urtheile J. Burckhardt's über mich wieder erzählt (er hatte sich in Lörrach gegen einen ganz vertrauten Arzt ausgesprochen). Unter anderem hat er gesagt: „so einen Lehrer würden die Baseler nicht wieder bekommen". Das gilt also meiner Thätigkeit am Pädagogium: also zu einem ordentlichen Schulmeister hat's man wirklich gebracht, fast so nebenbei, denn bis diesen Augenblick habe ich nur mit Pflichtgefühl und ohne alles Selbstgefühl diesem Amte gedient, auch ohne Freude. Vielleicht gelingt mir's auch so nebenbei und beinahe gesagt im Schlafe noch zum Philologen zu werden; ich stecke so voll von allgemeinen Nöthen, daß ich mich fast wie ein Handwerker mit der Philologie befasse, ich meine, wie mit einem Ding, das man zu allen Stunden treiben kann und muß, ohne daß man viel daran denkt.

Meine Betrachtung unter dem Titel „Richard Wagner in Bayreuth" wird nicht gedruckt; sie ist fast fertig, ich bin aber weit hinter dem zurück-

geblieben, was ich von mir fordere; und so hat sie nur für mich den Werth einer neuen Orientirung über den schwersten Punkt unserer bisherigen Erlebnisse. Ich stehe nicht darüber und sehe ein, daß mir selber die Orientirung nicht völlig gelungen ist — geschweige denn, daß ich anderen helfen könnte!

Auf den gleichen Punkt, doch nicht bis zu dem Grade der Ausarbeitung, habe ich im Frühjahr eine Betrachtung gebracht unter dem Titel „Wir Philologen". Kommt eine Zeit, wo wir einmal länger zusammen und uns ineinander leben, so will ich Dir manches mittheilen: alles ist selbst erlebt und deshalb windet es sich etwas schwer von mir los. Ich sage das, weil ich oft nach einem Zusammensein mit Dir mir vorwerfe, daß ich Dir nicht genug mitgetheilt habe. Es ist nicht der Mangel an Offenheit, das weißt Du.

Auf dem Bürgenstock war ich inzwischen, mit Overbeck; die letzten Gäste und einzigen Bewohner! Deiner viel gedenkend. Es ist nicht der Ort für Sehnsüchtige, die Ruhe kann einen toll machen.

Am 15. d. M. wird Fräulein von Meysenbug, auf ihrer Rückreise von Paris, bei mir sein. Vielleicht auch * * *: der mir neulich seine nunmehr gefaßte Absicht, sich in Berlin zu verloben, mittheilte. Wir wollen unsern Segen aus vollem Herzen dazu sprechen.

Mein geliebter Freund, vergiß mich in Deiner Noth nicht, vergiß es nicht, daß es im Wasser der Trübsal doch ein paar Balken giebt. Und wenn es kein Balken ist, so doch immer die Freundeshand,

an die Du Dich anklammern darfst, es gehe nun, wie es gehe.

Ich sehe einen blauen ruhigen kalten Herbsttag draußen liegen.

Lebe wohl, liebster Freund, und sei meiner Freundschaft sicher.

Ebenfalls grüßt meine Schwester mit den herzlichsten Wünschen.

Der Deinige

F. N.

* * * hat mir die größte Freude durch seine Mittheilungen gemacht. Er ist wie genesen und fühlt sich auch so: dafür hat er sich als Schulmeister (Griechisch in Secunda I und II, Deutsch in Prima) sehr zu placken. Es war zum Heil.

Nr. 182.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 8. Dez. 1875.]

Ach, geliebter Freund, ich wußte Dir nichts zu sagen, schwieg, fürchtete und sorgte für Dich, ich mochte nicht einmal fragen, wie es stehe; aber wie oft, wie oft liefen meine mitleidvollsten Gedanken zu Dir! Es ist nun Alles so schlimm wie möglich ge-

kommen, und nur Eins könnte noch schlimmer sein: wenn die Sache nicht die furchtbare Deutlichkeit hätte, die sie nun hat. Das Unerträglichste ist doch der Zweifel, das gespensterhaft Halbwirkliche: und dieser Zustand ist doch wenigstens von Dir genommen, unter dem Du hier so gräßlich littest. Was wollen wir nun machen! Ich zerbreche mir den Kopf, wodurch Dir jetzt in irgend welcher Weise genützt werden könnte. Lange hatte ich mir eingebildet, man werde Dir die Diversion des Ortes machen, was ja sehr wichtig ist, und Dich nach Freiburg im Breisgau berufen. Aber hinterdrein kommt es mir so vor, als ob man gar nicht daran gedacht hätte. Da bleibt denn freilich die Herausgabe Deines Werkes immer das Heilsamste: es ist so etwas nicht ohne einige Freude und fesselt jedenfalls das Nachdenken; auch hat dies Geschäft Stätigkeit und hilft Dir vielleicht über diesen schrecklichen Winter hinweg.

Ich erzähle Dir, wie es mir geht. Mit der Gesundheit nicht so, wie ich es eigentlich voraussetzte, als ich die völlige Umänderung meiner hiesigen Lebensweise durchsetzte. Ich liege alle vierzehn Tage bis drei Wochen einmal auf 36 Stunden etwa zu Bett, recht gepeinigt, in der Art, wie Du es ja kennst. Vielleicht wird es allmählich besser, aber ich meine immer, daß mir noch nie ein Winter so schwer gefallen sei. Der Tag verläuft so mühevoll, durch neue Collegien u. s. w., daß ich immer am Abend mit aller weiteren Lebenslust fertig bin und mich eigentlich wundere, wie schwer es sich doch lebt. Es scheint sich doch nicht zu lohnen, diese ganze Quälerei;

man nützt weder sich noch Anderen im Verhältniß zu der Noth, die man sich und Anderen auflegt! Dies ist die Meinung eines Menschen, der gerade nicht von den Leidenschaften gepeinigt wird, — freilich auch nicht von ihnen beglückt wird. In den Ruhestunden für die Augen liest mir meine Schwester vor, und zwar fast immer Walter Scott, den ich gerne mit Schopenhauer den „unsterblichen“ nennen will: so sehr sagt mir seine künstlerische Ruhe, sein Andante zu; ich möchte ihn Dir empfehlen, doch Deinem Geiste ist mit solchen Mitteln nicht immer beizukommen, welche bei mir anschlagen: deshalb weil Du schärfer und schneller denkst als ich; und von der Behandlung des Gemüths durch Romane will ich gar nichts sagen, zumal Du schon gezwungen bist, Dir mit Deinem eignen „Roman“ zu helfen. Aber vielleicht liesest Du jetzt noch einmal den Don Quixote — nicht weil es die heiterste, sondern weil es die herbste Lektüre ist, die ich kenne; ich nahm sie in den Sommerferien vor, und alles persönliche Leid kam mir sehr verkleinert vor, ja als würdig, daß man darüber ganz unbefangen lache und selbst nicht einmal Grimassen dabei mache. Aller Ernst und alle Leidenschaft und alles, was den Menschen an's Herz geht, ist Don Quixoterie, — es ist gut dies zu wissen, für einige Fälle; sonst ist es für gewöhnlich besser, es nicht zu wissen.

[— —] Freund Krug hat einen Knaben bekommen. Dr. Fuchs ist eingeladen, auf Einen Cyklus der Bayreuther Aufführungen im nächsten Jahr vom Patronatsschein meiner Schwester Gebrauch zu machen.

Zwei junge gute Musiker und Componisten studiren diesen Winter hier, um meine Vorlesungen zu hören: es sind Freunde Schmeitzner's. Ich thue mich um, Verleger und Orientalisten zur Herausgabe des Tripitaka der Buddhisten aufzureizen. Dr. Deussen hält den ganzen Winter über begeisternde Vorträge über Schopenhauer, jede Woche drei, in Aachen, vor mehr als 300 festen Zuhörern. Baumgartner studirt jetzt hier unter meiner Führung Philologie. In meinem philologischen Seminar habe ich 13 Mann, zum Theil sehr gut begabte Leute. Mein Schüler Brenner ist leidend und mußte fort nach Catania; ich habe ihm für Fräulein von Meysenbug Grüße mitgegeben. Dr. Rée, mir sehr ergeben, hat ein ausgezeichnetes Büchlein, „Psychologische Beobachtungen", anonym erscheinen lassen: er ist ein „Moralist" vom schärfsten Blick, etwas ganz Seltnes von Begabung unter Deutschen. Die Schrift Arnim's „Pro nihilo" ist mir lehrreich gewesen. Wagners bleiben bis Ende Januar in Wien. Ich lebe völlig zurückgezogen, mit meiner Schwester, und bin zufrieden wie ein Einsiedler, der keine Wünsche mehr hat, als daß es recht schön wäre, wenn es einmal aus wäre.

Nun lebe wohl, lebe erträglich, geliebtester Freund, denke daß wir hier an Dich immer so denken, als ob wir Dich damit unsere Freundschaft fühlen lassen könnten. Das ist nun leider nicht der Fall, und so nimm mit diesen elenden Zeilen fürlieb. Meine Schwester und Overbeck grüßen Dich auf das Theilnehmendste, und ich bleibe Dein Freund F. N.

Basel, den 8. Dez. 1875.

Nr. 183.

Rohde an Nietzsche.

Kiel, 14. 2. 1876.

Mein lieber Freund!

Du verstummst so gänzlich, daß ich immer besorgter um Dein Ergehen werde. Overbecks letzte Nachrichten klangen sehr trübe — gieb mir endlich einmal ein kleines Zeichen, daß Dir die Wellen nicht ganz über den Kopf gehen! und daß Du anfängst, Dich ein wenig zu schonen!

Ich habe vielerlei harte Kämpfe in der letzten Zeit durchleben müssen: — sie sind zumeist vorüber, dem Dämon sei Dank! zuerst das Malheur mit dem Verleger. [— —] Ich erscheine nun zu Ostern bei Breitkopf und Härtel. [— —]

Nun aber kommt das beste — und, was mehr ist, das gute Ende. Ich werde nun sehr bald alles hier eingeschluckte Trübe und Bittre zurücklassen und hoffentlich vergessen können: denn, denke Dir, mein getreuer Freund! ich gehe zu Ostern als Ordinarius nach Jena! Ritschl und Gutschmid (mein zukünftiger dortiger College) sind die Hebel gewesen. [— —] Für heute nur die Anzeige dieser Hauptveränderung, die ich doch nicht verschieben wollte. Grüße mir Overbeck von Herzen (dem geht's nun wohl recht gut und heiter) und auch Deine Schwester.

[— —] Laß bald ein Wort von Dir hören! mein alter lieber Freund; und laß es, wenn möglich ein gutes und tröstliches sein!

Auf baldiges Wiedererscheinen

Dein [— —]
E. R.

Nr. 184.

Nietzsche an Rohde.

Basel, den 18. Februar [1876].

Geliebter Freund, dem Himmel sei Dank, daß Dir endlich einmal etwas nach Wunsch geht! Vielleicht hat es nun ausgestürmt, und der Sonnenschein kommt wieder über Dich, um zu trösten und gut zu machen, da wo niemand Dir zu helfen wußte. Ach, die Ohnmacht Deiner Freunde! Und daß wir immer zum leidenden Mitleiden verurtheilt waren! Und daß ich selber noch dazu zum Verstummen gebracht worden bin, selbst jetzt noch, wo nun endlich einmal die Mitfreude zum Wort kommen könnte! — Mein Kopf ist immer noch schlimm daran, ich kann nicht lesen und schreiben und habe jetzt alle Vorlesungen aufgegeben, seit voriger Woche. Eine hübsche Thierquälerei! Im März will ich mit

Gersdorff an den Genfersee. Leb wohl, es giebt's nicht mehr her!

Dein wahrer Freund.

Meiner Schwester Glückwünsche.
Ebenso Overbeck's, des Unvermuthet-Glücklichen.

Nr. 185.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, Charfreitag den 14. April 1876.]

Mein geliebter Freund, ich bin seit vorgestern wieder hier, habe vier Wochen am Genfersee, bei dem Schlosse Chillon, gelebt und die letzte Woche in Genf bei befreundeten Menschen. Ich bin viel gesünder und recht innerlich befreiter, hoffnungsvoller, meinen Plänen und Zielen wiedergegeben — nach einer schweren, fast unausstehlichen Zeit, wo ich an allem verzweifelte. In Genf habe ich einen wahren Freund hinzuerworben, eine Bereicherung für uns Alle, Du sollst ihn in Bayreuth kennen lernen — es ist der Generaldirektor des Genfer Orchesters Hugo von Senger. Das ist mein großer Ertrag dieser Reise. Ich muß mir schon selber treu bleiben, um Euch, meinen wahren Freunden, treu bleiben zu können; aber es fraß die Skepsis und das Mißtrauen an mir. Ebenso verpflichtet mich das heimliche Weiter-

leben meiner Schriften: immer von neuem höre ich, daß hier und dort ein Kreis von Menschen sitzt, die auf mich hören und die erwarten, daß man noch höher steigt, freier wird, um selber dabei freier zu werden. Kennst Du Longfellow's Gedicht „Excelsior"? Und hast Du die jetzt eben erschienenen drei Bände „Memoiren einer Idealistin" gelesen? Ich bitte Dich sehr darum, es zu thun. Es ist das Leben unsrer herrlichen Freundin Fräulein von Meysenbug, ein Spiegel für jeden tüchtigen Menschen, in den man ebenso beschämt als ermuthigt blickt: ich las lange Zeit nichts, was mich so innerlich umdrehte und der Gesundheit näher brachte. Wir haben ja Verschiedenes diesen Winter zu tragen gehabt, aber was mir so wohlthat, wird auch Dir wohlthun, bei aller Verschiedenheit der Naturen und der Leiden. Overbeck hat es seiner Braut vorgelesen: nach jeder Sitzung, erzählte er, seien sie in neue Begeisterung und Ergriffenheit ausgebrochen. Es ist etwas von der höchsten caritas darin. —

Wie geht es Dir, Geliebter? Ich quälte mich öfters in dem Gedanken, Dich durch nichts erreichen, Dir in nichts jetzt etwas sein zu können. Es war nicht nur die Entfernung. Leben wir ein besseres Leben, darin wollen wir uns ewig nahe fühlen. Ich bin der Deine, glaub es mir heute.

F. N.

Charfreitag 1876.

Nr. 186.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 16. Mai 1876.]

Wie gerne hörte ich etwas von Dir, lieber Freund! Aber ich kann mir auch denken, daß Du jetzt gar keine Lust zu Briefen hast. Es beunruhigt mich ein wenig, Deinen „Roman“ noch nicht angekündigt zu sehen; hoffentlich ist kein neuer Kobold Dir in den Weg getreten. Von mir selbst wirst Du ein paar Zeilen erhalten haben, die ich nach meiner Rückkehr vom Genfersee an Dich schrieb (mit der Adresse nach Jena). Es geht mir recht erträglich, nur wollen die Augen ihren Dienst nicht thun. Aber Kopf und Magen sind in Ordnung; ich strenge mich aber auch nicht an und habe ein paar alte, fromme Pferdchen meinen Studenten vorgeführt, die ich halb im Schlafe reiten kann. — Meine Arbeit, für die ich alle Kräfte sammle, ist der Monat in Bayreuth. Um Weihnachten glaubte ich nicht, daß ich ihn erleben würde.

Ein junger Musiker, der meinetwegen auf ein paar Jahr nach Basel gekommen ist und den ich seines Talentes und seiner Seelengüte halben sehr schätze, ist mir in allen Stücken hülfreich. Nun möchte ich ihm gern in Einer Sache auch hülfreich sein: ich frage mich, wie ich es ermögliche, ihn nach

Bayreuth zu bringen. Durch Wagners ist es leider, wie ich bestimmt weiß, unmöglich. Hast Du vielleicht noch über einen Cyklus von vier Abenden zu verfügen? Ich höre, daß Du stolzer Inhaber von zwei Patronatsscheinen bist. Würdest Du vielleicht auf meine Fürsprache jenem Musiker das Anrecht darauf geben? Er heißt Peter Gast und ist ein Instrumentalcomponist, der als ein Würdiger und wahrhaft Lernender unter dem Chaos der Bayreuther Festgäste sitzen würde.

Bitte nur ein Wort über diese Anfrage, mein treuer, geliebter Freund.

Ich bin der Deinige

F. N.

Basel, den 16. Mai 1876.

Nr. 187.

Rohde an Nietzsche.

[Jena, Mitte Mai 1876.]

Hier zwei Exemplare meines Jüngsten, mein liebster Freund, Eins für Dich, Eins für Overbeck. Ich bin noch ganz überschwemmt mit Antrittsarbeit; sobald ich einmal wieder auftauchen kann, um die Sterne wieder zu begrüßen, schreibe ich Dir einen

vernünftigen Schreibebrief. Einstweilen nur so viel, daß ich mich über die Nachricht von Deinem so viel besseren Ergehen sehr lebhaft gefreut habe: das ist zunächst die allerwichtigste Sache. [— —] An Overbeck meine herzlichsten Grüße, so auch an Deine Schwester.

Von Herzen der Deinige E. R.

Gieb doch Burckhardt gelegentlich das Buch zu lesen.

Nr. 188.

Rohde an Nietzsche.

Jena, 18. Mai 76.

Im Drange aller möglichen Obliegenheiten nur in aller Eile einen Gruß, mein lieber Freund, und ein Wort über Deinen Musicum. Meine doppelte Patronschaft hat sich leider als ein Mißverständniß enthüllt; ich bin nur ganz einfacher und simpler Patron. Aber vielleicht könnten wir dem Braven so zu einem einmaligen Anhören der vier Stücke verhelfen, daß wir die erforderlichen 100 Thaler zusammenschießen. [— —]

Eiligst Dein getreuer

E. R.

Nr. 189.

Nietzsche an Rohde.

Basel, den 23. Mai 1876.

Da wollen wir uns denn herzlich mit einander freuen, daß Dein Werk fertig ist, mein geliebter Freund; ich hatte immer meine Besorgnisse, denn ich ahnte, daß es ein *μέγα βιβλιον* werde, und wußte, daß es bisher schon in mancher Beziehung ein *μέγα κακόν* gewesen war. Nun ist es da, überdies in ein schönes Fellchen gehüllt, und prangt und ergötzt mich. Es enttäuschte mich gleich in einer sehr angenehmen Weise, denn ich hatte mich ein wenig davor gefürchtet, als ob meine geringe philologische Weisheit auf diesem entlegenen Gebiete sich als völlige Thorheit entpuppen werde. Nun merke ich schon so viel, daß ich sehr viel Nutzen von Deinen Ergebnissen (den allgemeinen wie den gelegentlichen) haben werde und daß ich auch im Zusammenhang über die Griechen genug gedacht habe, um dieses Buch gar nicht mehr entbehren zu können. Ebenso wird es Jacob Burckhardt gehen, dem ich davon erzählte (ich bin jetzt täglich mit ihm zusammen, im vertrautesten Verkehre). — Ich hebe von dem, was ich bis jetzt gelesen, ein paar Sachen hervor, die mir gleich so gut „wie Baumöl" eingiengen, z. B. wie sich Roman und Novelle gegen einander abheben. Dann

S. 56 f. über die charakterologischen Studien der Peripatetiker, dann S. 18 (mit der morale di solitarj). Ein sehr belehrender Abschnitt 4 auf p. 22 ff.; dann p. 67 weibliche Leser, p. 121 über die Art von wirklicher Popularität der alexandrinischen Dichter, dann p. 142 (mit Anmerkung) sehr schön über die elegische Erzählungskunst. Aufgefallen ist mir, daß Du von den päderastischen Verhältnissen so wenig sagst: und doch ist das Idealisiren des Eros und das reinere und sehnsüchtigere Empfinden der Liebespassion bei den Griechen zuerst auf diesem Boden gewachsen und, wie mir scheint, von da aus auf die geschlechtliche Liebe erst übertragen worden, während es ihre (der geschlechtlichen Liebe) zartere und höhere Entwicklung früher geradezu hinderte. Daß die Griechen der älteren Zeit die Männererziehung auf jene Passion gegründet haben und, so lange sie diese ältere Erziehung hatten, von der Geschlechtsliebe im Ganzen mißgünstig gedacht haben, ist toll genug, scheint mir aber wahr zu sein. Auf S. 70 und 71, glaubte ich, Du würdest an diese Dinge erinnern müssen. Der Eros, als *πάϑος* der *καλῶς σχολάζοντες* in der besten Zeit, ist der päderastische: die Meinung über den Eros, die Du „einigermaßen verstiegen“ nennst, nach der das Aphrodisische am Eros nicht wesentlich, sondern nur gelegentlich und accidentiell ist, die Hauptsache eben *φιλία* ist, kommt mir nicht so ungriechisch vor. — Aber es scheint mir, daß Du mit Absicht die ganze Region gemieden hast; auch Jacob Burckhardt redet im Colleg nie davon. — Vielleicht übrigens finde ich beim Weiterlesen

Deines Buches auch hierüber Winke, ich bin noch nicht weit gekommen: meine Augen sind so schlimm. Du hast viel Sorgfalt auf die Darstellung verwendet; aber ich möchte Dich, den eigentlichen Rohde noch mehr durchhören, selbst mit der Einbuße, daß der Stil nicht so gefeilt wäre: wie ich an dem Overbeck'schen Stil meine persönliche Freude habe, trotz allem „Obwohl". Etwas Schweres, beiläufig gesagt, liegt in der von Dir häufig gebrauchten Zusammenstellung längerer Adjektive mit Participien, z. B. „sprudelnd fruchtbares Talent", „künstlich vermittelndes Verfahren", „leichtfertig gewandte Arbeit", „mühsam sorgfältiges Verfahren" (p. 127).

Doch sollte ich über solche Dinge den Mund halten. Aber eine große Verwunderung, mit Maulaufsperren verknüpft, muß ich noch loswerden: was bist Du doch für ein sonderbarer Mensch! In diesen letzten Jahren, so wie sie für Dich leider waren, gerade dies Buch auszuarbeiten — das geht ganz eigentlich über meine Fassungskraft! (beiläufig, auch über mein Talent, zu jeder Zeit: so etwas könnte ich nicht, wenn ich es auch können wollte). Der philologische Dämon steckt Dir so im Leibe, daß ich mitunter vor seinem Wüthen (in Scharfsinn und unbändiger Gelehrsamkeit) ordentlich schaudere. Ich weiß keinen Menschen, dem ich so etwas zutraute: und daß dieser Erzphilolog dabei noch ein Erzmensch und zwar mein Erzfreund ist, das ist wahrlich ein *αἴνιγμα δύςλυτον*, aber davon abgesehn „eine gute Gabe Gottes!"

Lebe wohl, mein getreuer Freund.

Mit dem Musico P. Gast wollen wir's auf eine andre Weise noch durchsetzen. Overbeck schreibt in diesen Tagen.

Nr. 190.

Rohde an Nietzsche.

Jena, 2. Juli 76.

Habe Geduld mit mir, mein geliebter Freund: ich will Dir Alles was ich, in diesen Zeiten eines sehr unterbrochenen Verkehrs, an Mittheilungen brieflich zu zahlen versäume, im Herbst in Bayreuth mündlich zu bezahlen versuchen. Ich werde immer untauglicher zum Briefverkehr: mögen nun meine Knochen schon steif werden oder meine Gedanken sich immer mehr nach innewendig zusammenkrampfen. Ich hoffe von ganzem Herzen auf ein gedeihliches persönliches Beisammensein, um mich einmal in Deiner Luft wieder gesund zu baden. Hier kann ich wahrlich nicht klagen: man kommt mir von allen Seiten mit wirklichem Wohlwollen entgegen (wobei ich natürlich die hier ganz absonderlich üppig wuchernde Schling- und Schmarotzerpflanze der invidia so vieler „Zurückgesetzten" verachte), studiosi sind zwar recht leicht gezimmert, aber voll guten Willens; die herrliche, phantastische Berggegend steht als Hintergrund hinter all meinen Phantasien und Träumen.

Aber bei alledem fühle ich am neuen Orte aufs Neue und noch stärker als in Kiel — wie einsam im Grunde unsereiner unter dieser akademischen „Jetztzeitlichkeit“ steht, an der ein Junggeselle sich noch dazu viel mehr reiben muß als wer sich in sein eigenes Schneckenhaus zurückziehen kann. Du kennst ja diese Art [— —]: wie unsympathisch ist uns doch die ganze Grundempfindung dieser Leute! der jüngsten am Meisten! Und wie zieht Einen diese flaue Gesammtstimmung herunter; ich werde aber zum Winter mich einer weit strengeren Einsamkeit befleißigen; denn wenn mir auch der Verkehr mit den Andern wenig anhat, so kommt man doch sich selber dabei allzu sehr abhanden. Was Du mir von meinem Buche gesagt hast, hat mich sehr erfreut. Vornehmlich jene Bemerkung über die Ausgänge innigerer Erotik von der Päderastie. Ganz übersehen hatte auch ich diesen Zusammenhang nicht, aber gemeint, diese Wendung zum Empfindungsvolleren habe sich auf dem Gebiete der Knaben- und der Weiberliebe parallel vollzogen, und ich könne daher die erstern (mit begreiflicher Scheu) ganz liegen lassen. Aber es ist wahr, ich hätte sie doch energischer ins Auge fassen sollen. — Deine Verwunderung über die Möglichkeit, unter den Leiden der vergangenen Zeit grade dieses Buch zu schreiben, begreife ich von Dir aus vollkommen. Ich weiß auch diese Möglichkeit nicht zu erklären; ich weiß nur daß diese Arbeit viel und oft dazu beigetragen hat, mich dem Wüthen meines persönlichen „Willen“ zu entheben. Du bist in diesem Puncte so viel glücklicher angelegt, daß Du

kaum begreifen wirst, wie schwer ich mich mit meiner, ganz profan nach Glück verlangenden irdischen Hälfte zu tragen habe. Wäre ich doch ein reiner Gelehrter! ein ganzer Wagner! so bin ich ein halber, und daneben so ein $^1/_{20}$ Faust; und diese beiden Naturen brauen denn aus sich so wunderliche homunculi heraus, vor denen selbst die besten Freunde kopfschüttelnd stehen. — Ich hoffe aber gewiß, daß meine „begehrende Seele“ einmal einschlafen wird, und ich glaube bestimmt daß dann auch, ungestört, einige bessre Kräfte als die Wagnerschen, frei und thätig werden werden. Einstweilen werde ich meinen „Willen“ nie so weit los, um meine Betrachtung ganz und voll auf wahrhaft ernste und wichtige Probleme richten zu können, zu denen uns nun wiederum eine sehr energische Betheiligung des „Willens“ herantragen muß, der bei mir anders gerichtet ist, anderswo herumgezerrt wird. So nehme ich einstweilen die Philologie ein, wie ein nervös Aufgeregter ein Brausepulver. — Ach Freund, wie sehne ich mich nach Bayreuth, dem einzigen Ort der Welt, wo ich mich und meine Leiden, und zugleich die Philologie und alle Wagnerei, und diese fatale akademische Dunstluft, völlig loswerden und in ein wonnereiches Meer ganz eintauchen kann! Voriges Jahr that es mir wohl mitten in meiner Höllenpein; wie wohl wird es mir dies Jahr sein, wo der Schmerz von damals nur noch leise nachzuckt. Ich lese in den Zeitungen, daß Deine vierte Betrachtung nun doch nächstens erscheint. Ich erwarte sie mit Spannung; das wird wieder den Griechen eine

Thorheit und den Juden ein Ärgerniß sein! Beiläufig: darf man eigentlich schon zu den Generalproben nach B. gehn? [— —] Schreibe mir bald, mein geliebter Freund, als einem mitten in der Menge Isolirten. Grüße den glücklichen Overbeck. [— —]

Von Herzen der Deinige E. R.

Nr. 191.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, 7. Juli 1876.]

Geliebter Freund, ich beantworte Deinen mich herzlich erfreuenden und bewegenden Brief mit einigen Zeilen praktischer Angelegenheiten: denn es geht mir wieder, seit 3—4 Wochen, miserabel, und ich muß sehen, mich bis und vor allem durch Bayreuth durchzuschlagen. — Von Oktober an gehe ich nach Italien: man gab mir, anständigst und achtungsvoll, einen Urlaub auf Ein Jahr. —

Nach Wagner's Erklärung im „Musikalischen Wochenblatt" ist der Zutritt zu den Proben Niemandem vergönnt. Die Zeitungen bringen dazu die Erklärung, daß der König von Bayern sich die Generalprobe vorbehalten habe, als einziger Gast derselben. — Ich komme den 10. August nach Bayreuth und muß die letzten Tage desselben Monats wieder nach Basel, des Pädagogiums wegen. — Es

ist nur nöthig, seinen Patronatsschein zur Auswechslung gegen zwölf Karten an Banquier Feustel zu schicken: aber sofort nöthig! — Für P. Gast ist gesorgt. — Auch mein trefflicher Schüler Brenner kommt hin. —

In einer Woche wirst Du meine Schrift bekommen. Sie sollte Euch guten Freunde überraschen: aber die voreiligen Buchhändler verderben einem jede kleine Freude.

Zur Schrift selber kein Wort, höchstens ein Aufathmen. — Es gieng in diesem Jahre Deinem Freunde gar zu elend. Mein Glück ist groß, daß ich doch den Himmel einigemale blau gesehn habe.

Bleiben wir nur tapfer!

Immer der Deine

F. N.

Meine Schwester und Overbeck grüßen herzlich.

Nr. 192.

Nietzsche an Rohde.

(Auf die briefliche Verlobungsanzeige.)

[Basel, 18. Juli 1876.]

Sei es zum Guten, lieber getreuer Freund, was Du mir da meldest, zum wahrhaft Guten: das wünsche ich Dir aus ganzem vollen Herzen. So willst Du denn im Jahre des Heils 1876 Dein Nest

bauen, wie unser Overbeck; und ich meine, Ihr werdet mir dadurch, daß Ihr glücklicher werdet, nicht abhanden kommen. Ja, ich werde ruhiger an Dich denken können: wenn ich Dir auch in diesem Schritte nicht folgen sollte. Denn Du hattest die ganz vertrauende Seele so nöthig und hast sie und damit Dich selbst auf einer höheren Stufe gefunden. Mir geht es anders, der Himmel weiß es oder weiß es nicht. Mir scheint das alles nicht so nöthig — seltne Tage ausgenommen. — Vielleicht habe ich da eine böse Lücke in mir. Mein Verlangen und meine Noth ist anders: ich weiß kaum es zu sagen und zu erklären.

Diese Nacht fiel's mir ein, einen Vers daraus zu machen; ich bin kein Dichter, aber Du wirst mich schon verstehen.

Es geht ein Wandrer durch die Nacht
Mit gutem Schritt;
Und krummes Thal und lange Höh'n —
Er nimmt sie mit.
Die Nacht ist schön —
Er schreitet zu und steht nicht still,
Weiß nicht, wohin sein Weg noch will.

Da singt ein Vogel durch die Nacht. —
— „Ach Vogel, was hast Du gemacht?
Was hemmst Du meinen Sinn und Fuß
Und gießest süßen Herz-verdruß
Auf mich, daß ich nun stehen muß
Und lauschen muß
Zu deuten deinen Ton und Gruß?"

34*

Der gute Vogel schweigt und spricht:
„Nein, Wandrer, nein! Dich grüß' ich nicht
Mit dem Getön!
Ich singe, weil die Nacht so schön:
Doch du sollst immer weiter gehn
Und nimmermehr mein Lied verstehn!
Geh nur von dann' —
Und klingt dein Schritt von fern nur an,
Heb' ich mein Nachtlied wieder an,
So gut ich kann.
Leb wohl, du armer Wandersmann!"

So geredet zu mir, Nachts nach der Ankunft Deines Briefes.

F. N.

Nebst den allerherzlichsten Glückwünschen meiner Schwester.

Nr. 193.

Rohde an Nietzsche.

Jena, 20. Mai 77.

Mein geliebter Freund!

ich hätte Dir längst geschrieben, wenn ich über Deinen Aufenthalt irgend etwas Bestimmtes gewußt hätte.

Nun überrascht mich die anonym eingetroffene Büste und Dein gestern angekommener Brief. Habe meinen innigsten Dank für Beides, mein Freund, ja wahrlich mein Freund und Bruder! Zwar meine Hochzeit ist, wie ich auch beim ersten Verschieben über Ostern hinaus beabsichtigte, bis zum Beginn der Herbstferien, in den Anfang des August, aufgeschoben; aber ich nehme die Beweise Deiner Liebe auch zum Voraus in herzlichster Dankbarkeit an, um sie um so länger zu genießen. Der Wagnerkopf ist bereits aufgestellt und mir stets vor Augen, eine fortwährende Erquickung mit seinen in jedem Zuge festen und bedeutenden und stolzen Linien. Mich dünkt, ein kleinlicher Gedanke, wie er sonst sich leicht genug einschleicht, kann in solcher Gegenwart gar keine Wurzel schlagen. Und so soll dieses Bild mich an ihn zugleich und an Dich, mein Freund, erinnern, immerfort, und wie eine reine stärkende Luft mich reinigen und die Brust mir heben. — [— —] Eines denke immer, lieber Freund, daß in meinem zukünftigen Hause Dir Herz und Herd allezeit zur Verfügung stehen, nicht wie ein Geschenk, sondern wie Dein eigner und rechtmäßiger Besitz. — Nun schenke Dir zunächst nur die Τύχη schöne und erquickliche Tage in Pfäffers. Es ist gewiß gut, daß Du Italien vor der schlimmsten Hitze verlassen hast. [— —]

Die Anerkennung meines Buches freut mich namentlich darum, weil dadurch mein Name an Autorität etwas gewinnt und so die Ohren zur Aufnahme von mancherlei Dingen geneigter werden, die ich etwa den Herrn Philologen noch zu sagen hätte. — In

Heidelberg hat auf Wachsmuth's Betreiben die Facultät mich an erster Stelle mit Nachdruck vorgeschlagen: nächstens mehr davon. — Und nun addio, mein Freund; ich bleibe Dein in unveränderter Liebe!

E. R.

Nr. 194.

Rohde an Nietzsche.

Jena, 29. Juni 77.

Mein lieber Freund!

Kürzlich traf ich mit Deiner Mutter und Schwester in Kösen zusammen, und erfuhr, daß Du gegenwärtig im Gebirge sitzest, in hoher Luft, die Dir hoffentlich abermals recht gut thun wird. Ich denke oft mit Sorgen an Dich, mein Freund, und weiß, wie sehr Du selbst im Innern mit Sorgen und Gedanken Dich trägst. Was soll man Dir zum Troste sagen? ich wüßte nichts Andres, als daß diese schlimme Krankheit, wie sie aus verborgner Quelle plötzlich aufgesprungen ist, auch ebenso plötzlich wieder resorbirt werden kann. Hoffentlich bist Du selber von der Absicht, von der mir Rée sprach, zurückgekommen, Deine Professur schon nächstens niederzulegen. Ertrage noch eine Weile die Pein einer ungenügenden Pflichterfüllung, und erhalte Dir die Möglichkeit, in

Deine Pflichten wieder einzutreten — und ist es nicht Deine sichtbare Pflicht, Deine große Gabe der Wirkung auf die Jugend anzuwenden und auszubilden! —; Du kannst jeden Augenblick austreten, aber dann wohl nie wieder eintreten. In Basel verlangt sicher kein Mensch so übereilte Aufgabe Deiner Stelle von Dir. — Also fasse, über die gegenwärtige Misère hinweg, das Ganze Deines Lebens mehr ins Auge, und harre noch eine Zeit lang aus. Interim aliquid fiet. — Ich wälze hier mein Faß, nach wie vor, nicht unzufrieden mit meiner Stellung, aber oft genug mit mir. Ich weiß nicht, ob das anders werden wird, wenn ich meine kleine Braut heimgeführt haben werde: ich bin ein so unbändiger Mensch, daß ich von mir selbst meist nichts Bestimmtes voraussagen kann. Aber das kleine Mädchen liebt mich so sehr, und hat ein so inniges, still aufnehmendes Wesen, daß ich hoffe, wir finden uns sehr gut ineinander. — Rée ist [— —] nach dem väterlichen Gut, Stibbe bei Tütz, Westpreußen, gereist, um dort seine Habilitationsschrift zu machen. Hoffentlich kommt er uns wieder: ich wünsche ihn mir sehr hierher. Deinen Brief habe ich ihm zugeschickt. — Mit Heidelberg ist es nichts geworden; es thut mir leid. — Im August heirathe ich, und reise vermuthlich nach Paris.

Apropos! Neulich war ein Herr Siegfried Lipiner hier, ein Freund des hiesigen Privatdocenten der Philosophie Volkelt [— —] mit einem nicht unsympathischen, schüchtern sensibeln Zuge in seinem Gesicht. Er ist ein großer Verehrer Deiner Schriften, Mit-

glied eines Wiener „Nietzscheverein“, schwärmte förmlich von Dir, und behauptet, Dir sein Buch „Der entfesselte Prometheus“ zugeschickt zu haben. Ich soll anfragen, ob Du es bekommen habest: wenn nicht, wolle er Dir alsbald ein zweites Exemplar zuschicken. Bitte, schreibe es mir bald. [— —]

Addio, mein geliebter Freund. Könnte ich nur bisweilen in Deiner Nähe sein, und in Deinem Wesen und Deinen Worten mich nobilisiren! Ich liebe Dich, und bleibe Dir für alle Zeiten verbunden in treuester Freundschaft.

Dein E. Rohde.

Nr. 195.

Rohde an Nietzsche.

Paris, Hôtel Smyrna.
Rue Monsigny 5. 20. August 77.

Lieber Freund!

ich komme wahrscheinlich mit meiner Frau in einiger Zeit über Basel, d. h. wenn ich Dich dort erwarten kann. Schreibe mir nun bitte, sofort, ob Du, und wann Du dort sein wirst. Am Freitag etwa reisen wir von hier ab. Herzliche Grüße an Dich und Deine Schwester von meiner Frau und mir.

Dein E. Rohde.

Nr. 196.

Nietzsche an Rohde.

[Rosenlauibad, 28. August 1877.]

Lieber, lieber Freund,
wie soll ich es nur nennen — immer wenn ich an Dich denke, überkommt mich eine Rührung; und als mir neulich jemand schrieb „Rohdens junge Frau ein höchst liebliches Wesen, dem die edle Seele aus allen Zügen hervorleuchtet", da habe ich sogar Thränen vergossen, ich weiß gar keinen haltbaren Grund dafür anzugeben. Wir wollen einmal die Psychologen fragen; die bringen am Ende heraus, es sei der Neid, daß ich Dir Dein Glück nicht gönne, oder der Ärger darüber, daß mir jemand meinen Freund entführt habe und nun Gott weiß wo in der Welt, am Rhein oder in Paris, verborgen halte und ihn gar nicht wieder herausgeben wolle! Als ich neulich meinen „Hymnus an die Einsamkeit" im Geiste mir vorsang, war es mir plötzlich, als ob Du meine Musik gar nicht möchtest und durchaus ein Lied auf die Zweisamkeit verlangtest: am Abend darauf spielte ich auch eins, so gut ich es verstand, und es gelang mir: sodaß alle Englein mit Vergnügen hätten zuhören können, die menschlichen Englein zumal. Aber es war in einer finstern Stube, und niemand hörte es:

so muß ich Glück und Thränen und Alles in mich verschlucken.

Soll ich Dir von mir erzählen? Wie ich immer, schon zwei Stunden bevor die Sonne in die Berge kommt, unterwegs bin, und dann namentlich in den langen Schatten des Nachmittags und Abends? Wie ich mir Vielerlei ausgedacht habe und mir so reich vorkomme, nachdem dies Jahr mir endlich einmal erlaubt hat, die alte Moosschicht täglichen Lehr- und Denk*zwanges* einmal abzuheben? So wie ich hier lebe, ertrage ich es selbst mit allen Schmerzen, die mir freilich auch auf die Höhe gefolgt sind, — aber dazwischen giebt es so viele glückliche Erhebungen des Gedankens und der Empfindung.

Ganz neuerdings erst erlebte ich durch den „Entfesselten Prometheus“ einen wahren Weihetag. Wenn der Dichter nicht ein veritables „Genie“ ist, so weiß ich nicht mehr, was eins ist: alles ist wunderbar, und mir ist, als ob ich meinem erhöhten und verhimmlischten Selbst darin begegnete. Ich beuge mich tief vor einem, der so etwas in sich erleben und herausstellen kann.

In drei Tagen gehe ich nach Basel zurück. Meine Schwester ist dort bereits mit Einrichten tüchtig beschäftigt.

Der treue Musiker P. Gast zieht in meine Behausung und will die Dienste eines hülfreichen Schreiber-Freundes übernehmen.

Mir graut etwas vor diesem Winter; es *muß* anders werden. Jemand, der täglich nur wenig Zeit für seine Hauptsachen und fast alle Zeit und Kraft

für Pflichten auszugeben hat, die andre so gut besorgen können wie er — ein solcher ist nicht harmonisch, mit sich im Zwiespalt, — er wird endlich krank. Wenn ich Wirkung auf die Jugend habe, so verdanke ich sie meinen Schriften, und diese meinen abgestohlenen Stunden, ja den durch Krankheit eroberten Interimszeiten zwischen Beruf und Beruf. — Nun, es wird anders: si male nunc, non olim sic erit. Inzwischen möge das Glück meiner Freunde wachsen und blühen: es thut mir immer herzlich wohl, an Dich zu denken, mein geliebter Freund (ich sehe Dich eben an einem rosenumgrenzten See und einen schönen weißen Schwan auf Dich zuschwimmen).

In brüderlicher Liebe

Dein F.

Nr. 197.

Rohde an Nietzsche.

Jena, 15. Febr. 78.

Es scheint mir eine ganze Weltperiode zwischen heute und meinem letzten Brief an Dich, mein geliebter Freund, zu liegen. Ich denke und hoffe immer, daß Du ein für alle Mal von meiner Treue und Liebe zu Dir hinreichend überzeugt bist, um Dich durch ein noch so langes Schweigen nicht irre machen zu lassen. Meine Gedanken und Wünsche

sind in stillen Stunden tausend Mal zu Dir gewandert; zum Ausdruck habe ich sie nie recht bringen können und mögen. Ich liege unter einer sehr großen Collegienlast (lauter Neues!) wie begraben; kaum daß ich an seltenen Festtagen meinen dumpfen, gelehrten Schädel aus diesen Bergwerken der „Wissenschaft" an freieres Licht heraufheben kann. Freitag Abend (wie heute) ist mein Rasttag — aber da bin ich dann meist müde und stupide wie ein alter Mühlenesel: dazu wird das Briefwesen bei vorrückendem Alter immer bedenklicher. Man lebt so entsetzlich weit von einander: da möchte man in so einem Briefchen dem fernen Freunde den ganzen Extract seines Lebens wie in ein kleines Schnapsgläschen gepreßt darbieten. Aber der Versuch ist bedenklich und wird immer bedenklicher. Setzt man sich so hin und fragt sich: wie lebst Du nun eigentlich? so versinkt man meist selbst in staunendes Brüten: ja, wie lebst Du? und findet selbst keine Antwort und keine Erleuchtung. Es ist wohl zuletzt eine heilsame Dumpfheit, die Einen so weiter leben läßt. Ich will mich damit nicht beklagt haben. Nur läßt sich im Grunde nicht viel davon sagen und rühmen. Meine Heirath hat vollends eine gänzliche Regelmäßigkeit in den Lauf meines Uhrwerks gebracht; es geht heute wie morgen still und gleichmäßig. Meine kleine Frau ist die reinste und innigste Seele, die man leicht auf der Erde irgendwo finden kann, und voll einer Tiefe der Liebe zu mir, die mich immer neu rührt. Ich werde ihr endlich auch im Sommer mehr Zeit und Sorge widmen können:

diesen Winter zehre ich alle Kraft im Ochsen auf. Im Übrigen ist der Ehestand eine nachdenkliche Sache; es ist unglaublich, wie er altern läßt: denn man steht nun auf einem gewissen Gipfel, über den nichts mehr hinausliegt: nicht mehr wie sonst wartet man jeden schönen Tag auf den Boten Gottes, der Einem direct das Paradies ins Zimmer tragen soll; man erwartet kaum irgend etwas noch; und das hat seine großen Vorzüge und große Bedenken, und muß wohl, langsam und täglich wirkend, allmählich den Menschen seltsam umgestalten. — Ich hoffe, mein Freund, Du wirst aus diesen Redereien so ungefähr den Wasserstand in dem Bassin meines verheiratheten Professorendaseins abnehmen können. — Im Sommer, so hoffe ich, werde ich auch viel mehr Zeit finden, mich des vortrefflichen Baumgartners anzunehmen als jetzt, wo ich zwischen Arbeit und Müdigkeit herumtaumle. Es ist ein sehr gutes Material in ihm, ein solches aber, das einer gründlichen Ausschmiedung noch dringend bedarf, die er selbst sich denn auch mit allem Eifer angedeihen läßt. Ich halte ihn nach Kräften im rein Philologischen fest; er muß das Haus von unten und nicht vom Dache ausbauen — und es ist keine Gefahr, daß ihm der Geist und der Wille dabei abhanden komme, später sich höher aufzuschwingen. Einstweilen bitte ich Dich, doch seiner Mutter meinen herzlichsten Dank für einen sehr liebenswürdigen Brief gelegentlich auszusprechen, den sie mir um Neujahr schrieb; sowie ich Zeit finde, schreibe ich ihr. — Aus Bayreuth höre ich nichts, durch eigne Schuld, da ich seit Ewigkeit nicht ge-

schrieben habe. Wirst denn Du an den „Blättern" theilnehmen? ich habe, von Wolzogen aufgefordert, eine unbestimmte Zusage gemacht: ich kann mir freilich keinerlei Vorstellung machen, in welcher Art und Form man dort auftreten könnte. Das erste Heft macht einen trüben Eindruck: auch aus Wagners Worten klingt mir tiefe Muthlosigkeit entgegen. Den Parsifal (warum eigentlich S und F?) habe ich noch nicht zu Händen bekommen; der Buchsclave wird ihn mir ja wohl endlich liefern. — Von Gersdorff höre ich durch Overbeck nicht Erfreuliches, von Rée gar nichts. Lipiner treibt sich, so scheints, in Salzburg bei Seydlitz herum. Ich fürchte für seine Zukunft. —

Und nun, geliebter Freund, laß mich vor Allem hoffen, daß Du Anfang März wirklich, wie Overbeck mir angekündigt, hierher kommst; Du würdest mir eine unsägliche Freude machen. Du könntest bei mir wohnen (schreibe nur vorher, wann Du kommst), und zuletzt ginge ich eventuell ein wenig mit nach Naumburg. Warum übrigens suchst Du für Dein Leiden überall herum und gehst nicht nach dem von Naumburg so leicht erreichbaren Halle? Der dortige Gräfe gilt hier für einen wahren Magier der Augenheilkunst. — Overbeck sage meinen allerherzlichsten Gruß, meinen Dank für seine mehrfachen Briefe, für seine Programmsendung (ich habe übrigens wirklich das Programm gelesen!) und für seine Güte und Freundschaft, mit der er meine Brieffaulheit durch seine Briefe vergilt, die ich stets mit Jubel begrüße. Grüße auch seine Frau von mir und der meinigen und sei selbst meiner unveränderlichen Liebe versichert. Ich

denke so oft an Dich und Dein Leiden; könnte ich öfter bei Dir sein! Aber komm nur!

Dein E. R.

Meine Frau läßt herzlich grüßen und freut sich mit mir auf Deine Ankunft!

Nr. 198.

Rohde an Nietzsche.

Jena, 16. Juni 1878.

Ich komme doch sobald nicht an den Punct, mein lieber Freund, von welchem aus ich endlich den ganzen Gehalt Deines Buches zu übersehen hoffen darf: und so muß ich mich wohl endlich entschließen, Dir auch ohne das ein Wort des Dankes zu sagen. Ich hoffte immer, zuletzt müsse man denn doch dahin kommen, wo ὁ τρώσας auch seine Heilkraft zeige. Aber ich kann nur so sporadisch in dem Buche lesen, und es liest sich so langsam, weil es so viel, und in so vereinzelten στοιχεῖα zu kosten giebt, daß ich noch nicht weit über die Mitte habe vordringen können: und was bis dahin von Heilkräutern wächst, scheint mehr zufällig gewachsen, und aus Versehen nicht ausgerauft als absichtlich gepflanzt zu sein. Meine Überraschung über dieses neueste Nietzschianum war, wie

Du denken kannst, die allergrößte: so muß es sein, wenn man direct aus dem caldarium in ein eiskaltes frigidarium gejagt wird! Ich sage nun ganz aufrichtig, mein Freund, daß diese Überraschung nicht ohne schmerzliche Empfindung war. Kann man denn so seine Seele ausziehen und eine andre dafür annehmen? Statt Nietzsche nun plötzlich Rée werden? ich stehe noch immer erstaunt vor diesem Mirakel und kann darüber weder froh sein, noch irgend eine bestimmte Meinung haben: denn ich begreife es noch nicht so recht. Wer, wie unser Eins, auf eine rein theoretische Thätigkeit angewiesen ist,*) durch Beruf und Trägheit des Willens, der sollte sich freilich nicht beschweren, wenn Du ihm nun plötzlich diesen theoretischen Beruf als den wünschenswerthesten, als den letzten und obersten empfiehlst. Aber das ist gar nicht meine Stimmung. Es ist noch ein großer Unterschied, ob man in sich selbst die Kraft nicht fühlt, aus einer unvollkommenen, die Hälfte des Menschen brach liegen lassenden Thätigkeit sich aufzuschwingen zu einer wahrhaften πρᾶξις, oder ob man diese eigne Schwäche nun gar nicht mehr wie einen Vorwurf empfinden, von ihr aus auf höhere Stufen des Menschenthums hinaufblicken soll, sondern, wegen der angeblichen „Unverantwortlichkeit", Alles in Ordnung finden und mit sich selbst zufrieden sein soll. An diese Unverantwortlichkeit wird mich Niemand

*) Ich weiß wohl, Du redest von einer andern Art theoretischen Thätigkeit, als unsre ist; aber das macht hierfür keinen Unterschied.

jemals glauben machen, kein Mensch glaubt daran, auch Du nicht; und wenn die Grübelei in der φύσις keinen Grund für diesen „Unmuth" des Unvollkommenen findet, so will ich tausend Mal lieber die verwegenste metaphysische Hypothese zu seiner Erklärung heranziehen, als die Thatsache dieses „Unmuthes" mir mit so außerordentlich schwachen „historischen" Erklärungen wegscherzen und in Nichts verflüchtigen, wie Du sie Rée entlehnst, und dieser den französischen Sensualisten. Ich finde alle solche Betrachtungen, welche den Menschen, gleich andern Thieren, als ein rein auf sich angewiesenes, an sich einzig nicht nur denkendes, sondern zu denken berufenes Wesen fassen, weder besonders scharfsinnig noch irgendwie überzeugend. Sind wir alle gräuliche Egoisten (ich weiß, mein geliebter Freund, wie viel mehr ich das bin als Du!), so soll uns doch Niemand den Stachel ausreißen wollen, der uns mahnt, daß wir das nicht sein sollten. Es mag ja sein, daß man auch das Gute wesentlich thut wegen der mit seiner Ausübung verbundenen Lustempfindung: aber wenn es einem Menschen Lust verursacht, in einem Conflicte seiner egoistischen und anti-egoistischen Triebe die erstern aufzuopfern, so ist diese seltsame Thatsache doch mit den Regungen seiner egoistischen Lustempfindung unmöglich auf Eine Linie zu stellen, sondern diesen allerdings, wie alle Welt thut, entgegenzustellen, ihnen, dem Werthe nach, überzuordnen, und allerdings als das Gute zu verehren, von dem man ja wohl nach Rée überhaupt nicht reden dürfte. — Das werden Dir

wohl lauter rein pastorale Betrachtungen zu sein scheinen, aber ich kann meinerseits unmöglich aus meiner Haut fahren; und so sehr ich daher die relative Wahrheit fast aller Deiner Sätze zugebe, so möchte ich doch überall ein „Zwar" vorsetzen, und mit einem „aber" Deine Sätze fortsetzen. Ich glaube aber ernstlich, mein geliebter Freund, daß Du keineswegs nun am Ziel Deiner Bahn angekommen bist; Deine Entwicklung beschreibt eine gebogene Bahn, und wird vielleicht einst, gleich der *ἁρμονία τόξου καὶ λύρας*, zu ihrer ursprünglichen Richtung zurückkehren. Ich fühle und schätze so innig wie möglich an Deinem Buche den edelsten Trieb des freien Menschen, ja unbeschränktester Wahrheit, finde auch ganz herrlich in vielen Puncten, wie Du das Gewebe der religiösen und künstlerischen Illusionen zerlösest, und will wahrlich nicht, daß man im Schmerz um zerstörte schöne Phantasmen nun einen durch nüchternere Einsicht zerstörten Glauben künstlich festhalte, als ausgewachsner Kerl wieder ins Ei sich hineinzuzwängen suche. Ich bezweifle nur sehr, ob nun diese Einsichten wirklich die letzten und einzig richtigen seien: der Chemiker kann mir das herrlichste Bild nur als eine Mischung ganz genau bestimmbarer, vielleicht recht übelriechender chemischer Stoffe darstellen, hat dann auch in seiner Weise Recht — aber wenn er mir damit den künstlerischen Werth und Sinn des aus solchen Stoffen zusammengesetzten Ganzen des Gemäldes wegdisputirt zu haben meint, so irrt er sich denn doch. Nach den Folgen eurer „neuen" Anschauung, falls es denkbar wäre,

daß sie allgemein würde, wollen wir gar nicht fragen: sie müßte, scheint mir, alle auf Gemeinsamkeit der Menschen gerichteten Bestrebungen — richtiger (warum sollen wir dies vortreffliche Wort verschmähn?) Instincte zerstören. An ein Zeitalter der „Weisheit" im Allgemeinen kann ich nicht glauben; Weisheit (von den sehr unreifen Gehirnen von 99⁹/₁₀ Procent der Menschen abgesehen) isolirt und daher kann auf ihr eine Cultur sich nie erbauen.

Bei allem, was ich Dir hier so offen vortrage, denke ich immer nur an den Grundton Deines Buches. Im Übrigen ist es so unsäglich reich an Gegenständen und Betrachtungsweisen derselben, daß ich für diesen Segen Dir nur meinen innigsten Dank sagen kann. Ich genieße das Einzelne stückweise, und finde in so vielen der Gedanken den alten, unveränderlichen, durch keine Réesche Grübelei anzufressenden Nietzsche wieder, daß mein Herz Dir tausendmal in alter Liebe und Bewunderung durch die tiefen Gänge solcher Betrachtungen gefolgt ist. Namentlich was von den Griechen an vielen Stellen gesagt ist, leuchtet mir überall ein, wie wahre Tiefblicke in das Innerste dieser seltsamen Menschen. — Leb wohl für heute, mein Freund. Ich schreibe gleichzeitig an Overbeck, auch von allerlei Personalien. Nichts, dessen sei gewiß, soll mich Dir je im Innern entfremden.

Dein E. R.

Einen herzlichen Gruß an Deine Schwester!

35*

Nr. 199.

Nietzsche an Rohde.

[Basel, Juni 1878.]

So ist's recht und schön, liebster Freund: wir zusammen stehen doch noch nicht auf einem thönernen Gestell, das ein Buch gleich umwerfen möchte.

Ich warte diesmal in Ruhe ab, wie die Wellen, in denen meine armen Freunde herumplätschern, sich allmählich legen: habe ich sie in diese Wellen hineingestoßen — lebensgefährlich ist's nicht, das weiß ich aus Erfahrung; und wenn's freundschaftsgefährlich hier und da sein sollte — nun, so wollen wir der Wahrheit dienen und sagen: „wir liebten bisher aneinander eine Wolke".

Vieles wäre zu sagen, noch mehr Unsägliches dabei zu denken: im Scherz sei nur der Vergleich gewagt, daß ich einem Manne gleiche, der eine große Mahlzeit veranstaltet und dem Angesichts aller guten Speisen die Gäste davon laufen. Wenn da Einer oder der Andre wenigstens einige Bissen sich schmecken läßt (wie Du, Lieber, Guter, den Graecis die Ehre anthust), so ist besagter Mann darüber schon sehr erbaut.

Grüble nicht über die Entstehung eines solchen Buches nach, sondern fahre fort, dies und jenes Dir herauszulangen. Vielleicht kommt dann auch einmal

die Stunde, wo Du mit Deiner schönen construktiven Phantasie das Ganze als Ganzes schaust und an dem größten Glücke, das ich bisher genoß, theilnehmen kannst.

Beiläufig: suche nur immer mich in meinem Buche und nicht Freund Rée. Ich bin stolz darauf, dessen herrliche Eigenschaften und Ziele entdeckt zu haben, aber auf die Conception meiner „Philosophia in nuce“ hat er nicht den allergeringsten Einfluß gehabt: diese war fertig und zu einem guten Theile dem Papier anvertraut, als ich im Herbste 1876 seine nähere Bekanntschaft machte. Wir fanden einander auf gleicher Stufe vor: der Genuß unserer Gespräche war grenzenlos, der Vortheil gewiß sehr groß, auf beiden Seiten (sodaß Rée mit liebevoller Übertreibung mir in sein Buch (Ursprung der moralischen Empfindungen) schrieb „dem Vater dieser Schrift dankbarst deren Mutter“).

Dadurch erscheine ich Dir vielleicht noch fremdartiger, unbegreiflicher? Fühltest Du nur, was ich jetzt fühle, seitdem ich mein Lebensideal endlich aufgestellt habe — die frische, reine Höhenluft, die milde Wärme um mich — Du würdest Dich sehr, sehr Deines Freundes freuen können. Und es kommt auch der Tag.

Von ganzem Herzen

Dein F.

Meine liebe Schwester grüßt von Herzen. Weißt Du schon, daß sie in zwei Wochen nach Naumburg zurückkehrt?

Nr. 200.

Rohde an Nietzsche.

Tübingen, 22. Decb. 78.

Geliebter Freund! ich stelle mir vor, daß Du diese Weihnachten recht einsam in Deiner Hütte sitzest, draußen außerhalb der Welt, von der Du Dich, wie ich höre, verbannt hast: da will ich Dir wenigstens einmal die Hand drücken und Dich versichern, daß meine Gedanken oft und viel bei Dir sind. Man kommt durch Fügungen des Lebens und die zahlreichen Erfahrungen, die man in und um sich macht, immer weiter in zwei verschiedene Welten auseinander, sodaß man kaum einmal bei besonderen Gelegenheiten sich erschreien kann, und von der Existenz des Andern kaum noch eine Vorstellung hat. Laß Du nur, mein lieber geplagter Freund, das Leben Dir nicht gar zu sauer werden: ich habe so etwas von einer wahren Thebaïs-einsiedlerexistenz gehört, die Du Dir nun auferlegt hast, indem Du allen Reizen und Lockungen des Lebens abgeschworen hast. Ich glaube ganz bestimmt, daß solch eine principielle Ausdörrung Deiner Lebenskräfte Dir nicht heilsam sein kann: wer so wie Du auf dem Saitenspiel der Seele zu spielen weiß, warum soll der sich künstlich die Hände lähmen! Indeß, ich kann freilich nicht beurtheilen, inwieweit Deine Gesundheit dieses Regime

nothwendig macht. — Ich werde allmählich ganz zum Hausvater und Philister: d. h. denn doch mit Maßen: denn meine kleine Frau, mit ihrer zärtlich reinen Seele, erhält mich immer in einem höher hinauf gelegenen Gebiet der Liebe und Geliebtheit. Mein kleines Kind gedeiht recht gut, allmählich bricht aus dem kleinen Thier auch die menschliche Seele hervor; ich sehe wirklich mit Befriedigung und froher Erwartung in die kommende Zeit hinein, wo dieser neue Mensch, der sich von mir abgelöst hat, als ein andres Ich mir gegenüberstehen soll. — Mein Leben geht im Übrigen so still wie möglich hin: noch habe ich nicht das Gefühl der Angehörigkeit an dieses wunderliche Schwabenvolk: aber sie fangen schon an, von ihrem Anfangs recht antipathischen Wesen zu verlieren.

Baumgartner wird Dich wohl nächstens besuchen und mir dann hoffentlich recht ordentlich von Dir berichten können. [— —]

Für dieses Mal adieu, mein Herzensfreund: ich gedenke Deiner

in alter Treue

E. R.

Nr. 201.

Rohde an Nietzsche.

Tübingen, 22. Dec. 79.

Mein lieber Freund!

es ist so lange her, seit ich zuletzt mit etwas Anderm als bloßen Gedanken Dich angeredet habe, daß ich schwer den Weg finde, den ich früher so oft gegangen bin. Ich denke zurück an die lange vergangenen Zeiten, wo wir in Leipzig uns zusammenfanden, an Deine nächtlichen Clavierphantasien, an viele wunderliche Stunden, dann an unsre gelegentlichen Baseler Zusammenkünfte, an alle die Stunden und Tage, die wir im Schatten Wagners mit einander zugebracht haben: vielleicht in sehr verschiedenen Welten, so gleich auch die Stimmung schien, — ich denke immer an Dich, wenn ich die besten und reinsten und folgereichsten Momente meiner Jugend — und meine Jugend fing eigentlich erst mit meinem zwanzigsten Jahre an — mir ins Gedächtniß heraufsteigen lasse. Ich kann Dich nie verlieren, mögest Du die fernsten Gedankengebirge erklettern; was man im vorigen Jahrhundert die „Sympathie" nannte, zieht mich mit, ein Verständniß, das nicht nur aus dem Kopfe, sondern aus der ganzen Composition des Wesens

stammt und sich fast wie ein Zwang auferlegt. Ich sollte Dich trösten in all Deinen Qualen: aber ich kann nichts andres sagen, als daß ich aus Deinen neuesten Büchern, bei aller Beruhigung des Geistes, die sie mittheilen, eine fortwährende Mitqual gewinne: das quillt nicht über wie eine Überfülle der Lebensempfindung — wie ein Buch sollte — ein überreicher Strom von Gedanken aller Art ergießt sich, aber er fließt über so viel persönliches Leiden und Entsagung aller Art hin, daß dem Freunde, der sich mittragen läßt, wehe dabei ums Herz wird. So viel Muth und Klarheit und Feinheit und ein so hoher Adel des Sinnes, daß er es wagen kann, freiwillig allem adligthuenden Geberdenwesen zu entsagen, ein so freier und reiner Blick in die Welt — aber aus einer solchen Ferne von allem irdisch Derben und Trivialen; wie mit geschlossenen Augen siehst Du die ganze Fülle der Welt und des menschlichen Treibens, richtig aufgefaßt, aber ohne selbst von ihm umgetrieben und gestoßen zu werden, und das thut dem Leser wehe, wenn er Dich lieb hat und (hierin den thörichten Weibern gleich) aus jedem Worte seinen Freund reden hört, statt auf den bloßen Gedanken an und für sich zu hören. Aber in Wahrheit wollen wir uns mit einander f r e u e n, daß Deine Schattengespräche Dich so hoch und fern von allem Persönlichen forttragen: solange Du Deine Gedanken concipirst und ausbildest, muß Dich ja die Befriedigung, so etwas zu finden und zu können, ganz ausfüllen, um so mehr, als alle Deine Gedanken eben so viele Kämpfe und Siege über die weich machende Krank-

heit sind. Was Du den wenigen Lesern Deines Buches für ein Geschenk machst, kannst Du selbst kaum recht beurtheilen, denn Du wohnst eben in Deinem eignen Geiste, wir andern aber hören solche Stimmen sonst nie, nicht gesprochen, nicht gedruckt: und so geht es mir, wie von jeher, wenn ich mit Dir zusammenwar, auch jetzt: ich werde für eine Zeit lang in einen höheren Rang erhoben, als ob ich geistig geadelt würde. — Mit mir geht es in gleichem Gleise weiter, wie es eben so einem Professor geht: man keucht recht sehr unter seiner Collegienlast, kommt kaum jemals dazu, an sich selbst zu denken, und muß schließlich einsehen, daß man auch dazu kaum gemacht wäre. Es geht mir körperlich ganz gut, und daß mich Frau und Kind stärker an die Erde binden, ist wohl auch heilsam. Beiden geht es gut, das Kindchen kriecht und kräht, weiter noch nichts, zeigt aber schon eine merkwürdige Mischung von Trotz, den es von mir hat, und einer eignen Art von Schelmerei und vergnügter Persiflage alles ihm sehr wichtig Gemachten, die sein Privatbesitz sind. Hoffentlich wird es klug: dann findet sich alles Gute und Rechte. — Möchte ich nur glauben können, mein geliebter Freund, daß Du leidliche Tage vor Dir hast; wenn Du meinen Rath hören willst, so gehe nicht vor völligem Sommer von Naumburg fort; bei dieser abnormen Kälte wäre es in der Fremde unerträglich — und nun gar im ofenlosen Italien! Hätte man doch einen Zeus, zu dem man noch vertrauensvoll beten könnte, daß er Dir noch viele Sommertage schicke, an denen Dein Schatten mit Dir frei und

gedankenvoll tröstend herumwandle! Der Schluß Deines Buches reißt Einem durch die Seele; es sollen und müssen noch sanftere Accorde nach dieser abgerissenen Disharmonie kommen. — Ich kann Dir Deine Gaben mit nichts vergelten: meine philologischen Eier würden Dich lächeln machen. Du bist nun durch solche Fernen gewandert, und der Kamerad sitzt noch immer auf dem Stein, auf dem er einst saß, als Du ihn in Leipzig, als Auch-Ritschelianer, kennen lerntest! Ich weiß auch ganz gut, daß die ganze Beschäftigung nicht mehr Werth hat als Nüsseknacken: wen kann es groß fördern und amüsiren als den Knackenden selbst! Eine Art passatempo, von dem ich nie recht habe fassen können, wie auch kluge Leute (die unter Philologen freilich sehr selten sind) von ihm mit hohen Augenbrauen und gebläheten Backen reden können. [— —] Aber so lange man's treibt, beschäftigt es den Geist angenehm, ähnlich wie Billard oder Schachspielen. Ich sage das ohne Affectation und Selbstironisirung, und wundre mich nur, wie Einer, der doch nicht mehr kann, das, was er kann, nicht hoch anschlagen mag, wie es doch im menschlichen Wesen liegt. Basta. Nur als ein Freundschaftszeichen könnte ich Dir gelegentlich etwelche Philologica zuschicken, wenn ich sicher wäre, daß Du es genau so auffaßtest.

Lebe wohl, mein lieber Freund; Du bist immer der Gebende, ich immer der Empfangende: was könnte ich Dir geben und sein? wenn nicht Dein Freund, der unter allen Umständen Dir gleich zugethan und angehörig bleibt. Meine Frau grüßt Dich unbe-

kannter Weise aufs Herzlichste. Mit allen innigsten und besten Wünschen

Dein Freund und Bruder

E. R.

Empfiehl mich bitte, Deiner Mutter und Schwester.

Nr. 202.

(Postkarte.)

Nietzsche an Rohde.

[Naumburg, 28. December 1879.]

Habe Dank, theurer Freund! Deine alte Liebe, neu besiegelt — das war das köstlichste Geschenk am Abende der Bescheerung. Selten ist mir's so gut gegangen: gewöhnlich war das persönliche Schlußergebniß eines Buches für mich, daß ein Freund mich gekränkt verließ (wie es mein Schatten macht). Ich kenne das Gefühl der freundelosen Vereinsamung recht gut, das herrliche Zeugniß Deiner Treue hat mich ganz erschüttert. — Mein Zustand ist jetzt wieder zum Entsetzen, die Thierquälerei abscheulich — sustineo, abstineo, und wundere mich selber darüber.

Von Herzen

Dein

F. N.

Nr. 203.

Nietzsche an Rohde.

[Genua, 24. März 1881.]

So läuft nun das Leben dahin und davon, und die besten Freunde hören und sehen nichts von einander! Ja das Kunststück ist nicht gering: zu leben und nicht mißmuthig zu werden! Wie oft bin ich in dem Zustande, wo ich gerne bei meinem alten, rüstigen, blühenden, tapferen Freunde Rohde eine Anleihe machen möchte, wo ich eine „Transfusion" von Kraft, nicht von Lammblut, sondern von Löwenblut, recht von Nöthen hätte, — aber da steckt er in Tübingen, in Büchern und im Ehestande, für mich in allen Beziehungen unerreichbar. Ach, Freund, so muß ich denn fort und fort vom „eignen Fette" leben: oder, wie Jeder weiß, der dies einmal recht versucht hat, vom eignen Blute trinken! Da gilt es sowohl den Durst nach sich selber nicht verlieren, als auch sich nicht auszutrinken.

Im Ganzen bin ich aber erstaunt, um es Dir zu gestehen, — wie viel Quellen der Mensch in sich fließen lassen kann. Selbst einer, wie ich, der nicht zu den Reichsten gehört. Ich glaube, wenn ich alle die Eigenschaften besäße, die Du vor mir voraus hast, ich würde übermüthig und unausstehlich. Schon jetzt

giebt es Augenblicke, wo ich auf den Höhen über Genua mit Blicken und Empfindungen herumwandele, wie sie von eben hier aus vielleicht einmal der selige Columbus auf das Meer und auf alle Zukunft hinausgesandt hat.

Nun, mit diesen Augenblicken des Muthes und vielleicht sogar der Narrheit muß ich mein Lebensschiff wieder in's Gleichgewicht zu bringen suchen. Denn Du glaubst nicht, wie viel Tage und wie viel Stunden selbst an erträglichen Tagen — überstanden werden müssen, um nicht mehr zu sagen. Soweit man mit „Weisheit" der Lebenspraxis einen schwierigen Zustand der Gesundheit erleichtern und mildern kann, thue ich wahrscheinlich Alles, was man in meinem Falle thun kann — ich bin darin weder gedanken- noch erfindungslos —, aber ich wünsche Niemandem das Loos, an welches ich anfange mich zu gewöhnen, weil ich anfange zu begreifen, daß ich ihm gewachsen bin.

Aber Du, mein theurer, lieber Freund, bist nicht in einer solchen Klemme, wo man sich dünn machen muß, um gerade sich durchzuwinden; Overbeck ist es auch nicht, Ihr thut Eure schöne Arbeit, und ohne viel davon zu sprechen, vielleicht ohne viel daran zu denken, habt Ihr alles Gute vom Mittage des Lebens — und ein wenig Schweiß dazu, wie ich vermuthe. Wie gerne hörte ich ein Wort von Deinen Plänen, von großen Plänen — denn mit einem solchen Kopfe und Herzen, wie Du hast, trägt man hinter all der täglichen und vielleicht kleinen Arbeit, irgend etwas Umfängliches und Sehr-Großes mit sich herum

— wie sehr würdest Du mich erquicken, wenn Du mich solcher Mittheilungen nicht für unwürdig hieltest! Solche Freunde, wie Du, müssen mir helfen, den Glauben an mich in mir selber aufrecht zu erhalten; und das thust Du, wenn Du mich für Deine besten Ziele und Hoffnungen zum Vertrauten behältst. — Wenn sich unter diesen Worten die Bitte um einen Brief verbergen sollte, nun ja! liebster Freund, ich hätte gerne etwas recht, recht Persönliches von Dir wieder einmal in Händen — damit ich nicht immer nur den vergangenen Freund Rohde im Herzen empfinde, sondern auch den gegenwärtigen und — was mehr ist — den werdenden und wollenden: ja den Werdenden! den Wollenden!

Von Herzen

der Deine.

Sage Deiner lieben Frau ein Wort zu meinen Gunsten: sie soll nicht böse sein, daß ich sie immer noch nicht kenne: irgend wann einmal mache ich Alles gut.

Adr.: Genova (Italia),
poste restante.

Nr. 204.

Rohde an Nietzsche.

Tübingen, 8. April 81.

Nach so langer Zeit endlich einmal wieder an Dich ein Wort zu richten, mein lieber Freund, — es wird mir fast sauer, als ob ich jetzt mit steif gewordenen Knochen mich auf unser einst in Leipzig getummeltes Roß schwingen sollte (auf dem sich bei Dir „das Fette vom Magern sondern" mußte, wie Du wohl noch erinnerst). Ich möchte Dir so gern mein ganzes Innre zeigen, aber dazu müßte ich selbst andauernder hineingucken, als vielleicht räthlich ist. Die Mischung der Elemente in mir ist keine solche, daß daraus der Punsch eines wünschenswerthen Charakters entstünde, und so befasse ich mich ungern mit der trüben beuvage, die den Extract meines Innern ausmacht. Ich wünschte, ich könnte, nach Deinem Wunsche, Dir recht Gutes von — wenn auch nicht großen, so doch interessanten Dingen erzählen, mit denen ich mich trage; aber, weiß der Teufel! ich stecke fast immer in elender Tagesnoth, sodaß ich größere Unternehmungen nur von ferne beliebäugele, aber nicht in Angriff nehmen kann. Du hast ganz Recht: ein Werdender soll man sein, solange man hier ist; ohne das hat das ganze Geschäft des Lebens kein Interesse mehr. Aber das ist der Fluch des

Professorenthums: der Tag zwingt uns immer wieder, uns als einen Seienden zu geben, wo man es gar nicht ist noch sein möchte. Ich weiß nicht, wie es Andre machen; ich habe alle Hände voll zu thun, um meinen Colleg- und Seminarpflichten zu genügen. Das ist eine unerquickliche Arbeit — weil man sich keine Zeit dabei lassen kann, keine Ruhe und Selbstbesinnung sich gestatten kann, aber sie ist freilich doch nicht verloren für die eignen Absichten und Bestrebungen. Was ich einmal machen möchte, und wohl auch endlich einmal vorzubereiten anfangen werde, ist eine Culturgeschichte der Griechen, eine Aufgabe, in die man ungefähr Alles hineinlegen könnte, was man sagen könnte und möchte. Ich würde bei der schwierigsten Partie anfangen, und eine Cultur des Hellenismus unternehmen. Einstweilen freue ich mich bloß von Weitem auf diese Arbeit, hoffe, daß Alles, was in mir etwa heranwächst, auch ohne specielle Beziehung auf diese Aufgabe, der Arbeit dennoch zu Gute kommen wird (insofern es die Muskeln des Arbeiters ausbildet), und daß ich nach etwa noch zwei, drei Semestern den Collegkarren bei Seite stellen kann, um mir ernstlich in die Hände zu spucken und jene große Arbeit anzugreifen.

Ich hoffe, daß ich dann auch innerlich mich mehr befriedigt fühlen werde; jetzt komme ich mir oft wie ein Dorfteich vor, der langsam mit Schimmel überwächst. Man ist nicht besser und nicht reicher in früheren Jahren als in diesen mittleren, in denen ich jetzt stehe. Aber man kennt sich noch nicht lange genug, hat noch nicht genug Gelegenheiten, sich zu

bewähren, entschlüpfen lassen, ohne sich zu bewähren, und ist sich selbst darum noch nicht so unausstehlich, wie in diesen mittleren Zeiten. Eigentliche Sehnsucht zurück empfinde ich gewiß nicht; aber doch eine dumpfe Wehmuth, wenn ich so an vergangene Jahrzehnte zurückdenke, und wie wenig oder nichts aufgegangen ist. Bei mir hing viel an einem einzigen, scheinbar kleinen Haken: ich bin absolut unfähig, mit Menschen richtig umzugehen; so schneidend und hart, daß [man] mir nicht recht nahe zu kommen wagt, und darunter leide ich am allermeisten, weil es mich in ungesunder Weise auf mich selbst zurücktreibt. Ist man dann erst ins fünfunddreißigste Jahr gekommen, so ist freilich eine Änderung nicht mehr möglich: es würde schon Niemand daran glauben. Aber ich fühle es tief und oft: durch diese Art habe ich mich um den eigentlichen Reiz des Lebens gebracht. — Es wäre freilich vieles anders, wenn irgend ein Mensch in der Nähe wäre, der es mit mir wagen wollte, und mir ein wenig Feuer von seinem Feuer mittheilte; ich würde dafür jetzt empfänglicher sein als früher. Aber freilich, unsre deutschen Professoren! die unter der Bismarckischen Atmosphäre noch täglich mehr sich selbst verlieren! — Zum Glück geht es im Hause ganz nach Wunsch; mein kleines Mädchen wächst voll Gesundheit heran und voll jener, aus sich selbst sich erzeugenden, von außen fast nichts bedürfenden Fröhlichkeit, die mir so ganz fehlt. Ich denke und sage tausendmal: Gott schütze sie! denn Gesundheit und Lebenslust sind wahrhaftig so hohe und zarte Güter, daß man für ihre Erhaltung sich

eigens eine übermenschliche schützende Macht erfinden möchte, um sie dieser anzubefehlen! Aber wir, meine Frau und ich, thun Alles, um unsrerseits das Wurm vernünftig und kindlich zu erziehen und vor allen Influenzen zu behüten, die Kinder zu kleinen Teufeln machen. — [— —]

Nun habe ich so lange von mir geredet, und gar aus der trüben Beleuchtung heraus, die der heutige Tag giebt. Ich sollte mich an meine Brust schlagen und mein Loos als ein unverdient glückliches anerkennen, indem ich an Dich, mein armer heroischer Freund, denke. Von Overbeck (den ich kürzlich auf einige Tage besucht und mich an seiner glücklichen Gleichmüthigkeit erfreut habe) hörte ich, daß es Dir zeitenweise verhältnißmäßig gut gegangen ist und Du sogar eine neue Schrift vorbereitest. Ich kann mir kaum Deine Existenz recht vorstellen unter den furchtbaren Bedingungen, mit denen Du, ganz mit Dir allein, Dich auseinandersetzen mußt. Aber welche Quelle der Kraft und auch doch des Glücks hast Du in dem Gedankenleben, dem Du jetzt, von nichts sonst abgezogen, Dich hingeben kannst. Lieber Himmel, was ist das Glück?! aber so lange Du, von Schmerzen einmal frei, Dich ganz von Deinen Gedanken tragen lässest, bist Du wahr und wahrhaftig der glücklichste Mensch! Denn das ist gewiß das eigentliche Glück, seinen Geist in höchster, eigenthümlichster Thätigkeit zu erhalten. Leb wohl, geliebter Freund! laß uns nun aber nicht wieder so auseinander kommen. Schreibe mir gelegentlich eine Karte, damit ich Deine Adresse weiß und mit Deiner

36*

Existenz in Zusammenhang bleibe. Wann kommst Du einmal hierher zu uns? Meine Frau bittet mit mir, der ich Dein bleiben will! E. R.

Nr. 205.

Nietzsche an Rohde.

(Postkarte.)

[Sils-Maria, 4. Juli 1881.]

Nun, alter, lieber Getreuer, hier kommt alter ego, und Du kannst Dich nach Herzenslust mit mir unterhalten, mit mir zanken, grollen, glücklich sein und über alle Wolken hinausblicken. Es wäre schlimm, wenn es nicht gerade ein Buch für Dich wäre, — ich wüßte sonst gar nicht mehr, wie ich es auf Erden noch dazu bringe, Jemandem eine Freude zu machen. Du hast darin alle meine Ingredienzien; laß bei Seite, was Dir wehe thut, und nimm alles zusammen, was Dir, gerade Dir Muth macht. Anders weiß ich auch nicht für Deinen reichen und edelherzigen Brief dankbar zu sein, — ich muß alle Viertelstunden, welche mir Kopf und Augen freigeben, im Dienste einer großen Aufgabe verwenden, und ich träume in meiner Seele immer davon, eben so auch am besten meinen Freunden zu dienen. Behalte mich lieb!

Dein F. N.

d. 4. Juli 1881.

Sils-Maria (Engadin), Schweiz, poste restante.

Nr. 206.

Nietzsche an Rohde.

(Postkarte.)

[Genua, 21. Oktober 1881.]

Lieber, alter Freund, da Du mir inzwischen nicht geschrieben hast, so nehme ich an, daß es irgendwelche Schwierigkeiten dabei für Dich giebt. Deshalb spreche ich heute die herzlich gemeinte Bitte und dies ohne alle für Dich peinlichen Hintergedanken aus: schreibe mir jetzt nicht! Es verändert sich damit gar nichts zwischen uns; aber unerträglich ist mir die Empfindung, anscheinend durch die Zusendung eines Buches auf einen Freund eine Art Zwang ausgeübt zu haben. Was liegt an einem Buche! Ich habe noch Wichtigeres zu thun — und ohne dies wüßte ich nicht, wozu leben. Denn es geht mir hart, ich leide viel.

In Liebe

Dein

F. N.

Nr. 207.

Nietzsche an Rohde.

[Tautenburg, 15. Juli 1882.]

Mein lieber alter Freund, es hilft nichts, ich muß Dich heute auf ein neues Buch von mir vorbereiten; höchstens noch vier Wochen hast Du davor Ruhe! Ein mildernder Umstand ist, daß es das letzte für eine lange Reihe von Jahren sein soll: — denn im Herbst gehe ich an die Universität Wien und fange neue Studentenjahre an, nachdem die alten mir, durch eine zu einseitige Beschäftigung mit Philologie, etwas mißrathen sind. Jetzt giebt es einen eigenen Studienplan und hinter ihm ein eigenes geheimes Ziel, dem mein weiteres Leben geweiht ist, — es ist mir zu schwer, zu leben, wenn ich es nicht im größten Stile thue, im Vertrauen gesagt, mein alter Kamerad! Ohne ein Ziel, welches ich nicht für unaussprechlich wichtig hielte, würde ich mich nicht oben im Lichte und über den schwarzen Fluthen gehalten haben! Dies ist eigentlich meine einzige Entschuldigung für diese Art von Litteratur, wie ich sie seit 1876 mache: es ist mein Recept und meine selbstgebraute Arzenei gegen den Lebens-Überdruß. Welche Jahre! Welche langwierigen Schmerzen! Welche innerlichen Störungen, Umwälzungen, Vereinsamungen! Wer hat denn so viel ausgestanden als ich? Leopardi gewiß nicht! Und wenn ich nun

heute über dem Allen stehe, mit dem Frohmuthe eines Siegers und beladen mit schweren neuen Plänen — und, wie ich mich kenne, mit der Aussicht auf neue, schwerere und noch innerlichere Leiden und Tragödien und mit dem Muthe dazu! so soll mir niemand darüber böse sein dürfen, wenn ich gut von meiner Arzenei denke. Mihi ipsi scripsi — dabei bleibt es; und so soll Jeder nach seiner Art für sich sein Bestes thun — das ist meine Moral: — die einzige, die mir noch übrig geblieben ist. Wenn selbst meine leibliche Gesundheit zum Vorschein kommt, wem verdanke ich denn das? Ich war in allen Punkten mein eigener Arzt; und als einer, der nichts Getrenntes hat, habe ich Seele, Geist und Leib auf Ein Mal und mit denselben Mitteln behandeln müssen. Zugegeben, daß Andere an meinen Mitteln zu Grunde gehen könnten: dafür thue ich auch nichts eifriger, als vor mir zu warnen. Namentlich dieses letzte Buch, welches den Titel führt „Die fröhliche Wissenschaft“ wird Viele vor mir zurückschrecken, auch Dich vielleicht, lieber alter Freund Rohde! Es ist ein Bild von mir darin, und ich weiß bestimmt, daß es nicht das Bild ist, welches Du von mir im Herzen trägst.

Also: habe Geduld, und sei es auch nur darum, weil Du einsehen mußt, daß es bei mir heißt „aut mori aut ita vivere“.

Von ganzem Herzen Dein Nietzsche.

„Tautenburg bei Dornburg, Thüringen“,
Mitte Juli 1882.

Nr. 208.

Nietzsche an Rohde.

[Santa Margherita, Winter 1882/83.]

Mein lieber Freund,
so bin ich doch wieder im „Süden"; ich kann immer noch nicht nordischen Himmel, Deutschland und „die Menschen" vertragen. Es gab sehr viel Krankheit und Melancholie inzwischen.

Bei Deinem mir äußerst willkommenen Briefe, der mich in Santa Margherita erwischte,*) hatte ich namentlich Eine Freude: Dich von einer concentrirenden Haupt-Arbeit reden zu hören. Im Grunde zürne ich allen meinen Freunden im Stillen, bevor ich nicht dies Wort von ihnen höre. Wir müssen uns in etwas Ganzes hineinlegen, sonst macht das Viele aus uns ein Vieles.

Ich schreibe heute auch so schlecht wie gewisse Freunde — und nicht einmal aus Rache. —

Was mich betrifft — liebster Freund, sieh zu, daß Du gerade jetzt nicht über mich in den Irrthum geräthst. Gut, ich habe eine „zweite Natur", aber nicht um die erste zu vernichten, sondern um sie zu ertragen. An meiner „ersten Natur" wäre ich

*) [Dieser Brief fehlt.]

längst zu Grunde gegangen, — war ich beinahe zu Grunde gegangen.

Was Du von dem „excentrischen Entschluß" sagst, ist übrigens vollkommen wahr. Ich könnte Ort und Tag dazu nennen. Aber — wer war es doch, der sich da entschloß? — Gewiß, liebster Freund, es war die erste Natur: sie wollte „leben". —

Lies mir doch einmal zu Gefallen meine Schrift über Schopenhauer: es sind ein paar Seiten drin, aus denen der Schlüssel zu nehmen ist. Was diese Schrift und das Ideal darin betrifft, — so habe ich bisher mein Wort gehalten. Die hochmoralischen Attitüden mag ich schlechterdings nicht mehr. Die Worte in jener Schrift mußt Du ein wenig umfärben.

Nun stehe ich vor der Hauptsache. —

Was den Titel „Fröhliche Wissenschaft" betrifft, so habe ich nur an die gaya scienza der Troubadours gedacht, — daher auch die Verschen.

Von Herzen

Dein alter Freund

Nietzsche.

Santa Margherita, Ligure,
poste restante.

Himmel! Was bin ich einsam!

Nr. 209.

Rohde an Nietzsche.

Tübingen, 22. XII. 83.

Mein lieber alter Freund!

ehe das Jahr ganz entfleht, will ich Dich doch noch einmal in Gedanken aufsuchen, fern wie Du bist und doch nahe, da Du durch Deine Schriften immer wieder Deine besten Stunden uns zu kosten und Dein Dasein mitzuleben giebst. Ich wünschte nur, Dein Leib hätte nicht unter den Aufschwüngen Deiner Seele (wir wollen doch bei der alten und unverächtlichen Zweitheilung bleiben) zu büßen, dann wärest Du ein beneidenswerther Mensch, wie ich Dir wünschte, daß Du wärest. Dein „Zarathustra" hat mir in jeder Beziehung einen viel wohlthätigeren Eindruck gemacht, als viele Deiner letzten Schriften. Ich beglückwünsche Dich zu dieser freieren Form der Darlegung Deiner Ansichten, die doch nicht bloß als Form neu ist und von Deinen früheren Sentenzenketten verschieden! Der persische Weise bist zwar Du, aber es ist eine ganz andre Sache, ob man höchst persönliche Meinungen direct als solche ausspricht oder sich ein Idealwesen erschafft, damit dieses sie als seine Meinungen vortrage; erst so setzt man sie recht aus sich heraus und steht sozusagen über sich selbst. Gewiß darum schuf

sich Plato seinen Sokrates, und so Du nun Deinen Zarathustra. Zudem, was Du so in die Gestalt eines lehrhaften Gedichts einkleidest, das genießt nun auch die Privilegien eines Gedichtes; schelte nur die Dichter nicht, sie haben den großen Vorzug, die herrlichsten und tiefsten Gedanken und Intuitionen vortragen zu dürfen, ohne sich mit einem Beweise derselben abquälen zu müssen, den der „Philosoph“ sich nachträglich mühsam zusammenschustern muß. Ich glaube, daß Du mit der neuen Form — die ja vieler Variationen und Metamorphosen fähig ist — angefangen hast Deine eigentliche Form zu finden. Auch Deine Sprache findet nun erst ihre vollsten Klänge: ich finde besonders die „Vorrede“, aber auch von den späteren Abschnitten manche, darin unübertrefflich. Nicht alle: denn in einigen wird mir die Durchfigurirung einer nicht aus dem Leben genommenen, sondern wie aus weltfremden Einöden mitgebrachten, gespensterhaft abstracten Vorstellung peinlich: besonders in dem „bleichen Verbrecher“. Sonst ist es bewundernswerth, wie in Deiner Abgeschiedenheit doch das Leben sich Dir, wie in einer getreuen Abspiegelung einer fata morgana richtig und schrecklich deutlich darstellt. Manches sieht freilich in eigentlicher Berührung doch anders aus. Herrlich ist z. B. was Du von „Kind und Ehe“ sagst. „Über sich selbst hinausbauen“, gewiß, das will man als Vater: πατρὸς δ᾽ ὅγε πολλὸν ἀμείνων soll es von dem Sohne heißen, und wahrhaft schämt man sich erst, wenn man sich als bestelltes Vorbild eines eignen Kindes denken soll. Aber doch — das

ist nicht der springende Punkt in dem Ei der Kinderliebe und -sehnsucht. Man fühlt es recht, wenn man selbst darin steht: was man eigentlich will und wünscht und ersehnt und sich aufbauen möchte, das ist eine ganz bedingungslose, grundlose und unaustilgbare Liebe zu einem menschlichen Wesen, und die giebt es nur und allein im Verhältniß zu dem eigenen Kinde. Alles Übrige folgt nur daraus: was wäre Einem an und für sich daran gelegen, „über sich hinauszubauen“, wenn es nicht eben in diesem Menschenkinde wäre, wo man das Beste seiner Wünsche und Gedanken Gestalt gewinnen sehen möchte, wo er es ist, nicht abstract um der Welt und Menschen willen.

Du siehst, ich bin ein rechter Familienpapa geworden. In der That, meine Kinder sind mein und meiner guten kleinen Frau alleiniges Gut und Glück auf der Welt und ich weiß kein höheres. Sie gedeihen (und wachsen leider fast allzusehr, sie schießen mir zu schnell in die Höhe, wie auch ich einst) und zeigen beide so ein ehrliches, treuherziges, Gemüth und geradgewachsenen Verstand, daß ich mich über den Untergrund und Boden meines eignen Ackers, aus dem sie doch hervorgewachsen sind, förmlich beruhigt fühle. Ich lege Dir eine Photographie der zwei Würmer bei, sie ist etwas matt, aber ähnlich. — Sonst müde ich mich mit Colleg und Seminar ab, sammle an einem weitläuftigen Buche und dämmre so mein Leben dahin. Du lebst, lieber Freund, in einer andern Höhe der Stimmung und der Gedanken: es ist als hättest Du Dich über den

atmosphärischen Dunstkreis, in dem wir alle herumwanken und Luft schnappen, emporgeschwungen und die Erde mit ihrem Dunstmantel kreiste unter Dir, ohne Dich mit herumzuziehen. Nichts von der Zeit, von dem, was jetzt saeculum vocatur, hängt sich Dir an. Uns andern will es nicht so wohl werden. Lebe wohl, mein Freund, und sorge für Frische und Heiterkeit Leibes und der Seele! In treuem Andenken Dein

E. Rohde.

Nr. 210.

Nietzsche an Rohde.

[Nizza, 22. Februar 1884.]

Mein alter lieber Freund,

ich weiß nicht, wie es zugieng: aber als ich Deinen letzten Brief las und namentlich als ich das liebliche Kinderbild sah, da war mir's, als ob Du mir die Hand drücktest und mich dabei schwermüthig ansähest: schwermüthig als ob Du sagen wolltest „Wie ist es nur möglich, daß wir so wenig noch gemein haben und wie in verschiedenen Welten leben! Und einstmals — —"

Und so, Freund, geht es mir mit allen Menschen, die mir lieb sind: alles ist vorbei, Vergangenheit,

Schonung; man sieht sich noch, man redet, um nicht zu schweigen —, man schreibt sich Briefe noch, um nicht zu schweigen. Die Wahrheit aber spricht der Blick aus: und der sagt mir (ich höre es gut genug!) „Freund Nietzsche, Du bist nun ganz allein!"

So weit habe ich's nun wirklich gebracht. —

Inzwischen gehe ich meinen Gang weiter, eigentlich ist's eine Fahrt, eine Meerfahrt — und ich habe nicht umsonst Jahrelang in der Stadt des Columbus gelebt. — —

Mein „Zarathustra" ist fertig geworden, in seinen drei Akten: den ersten hast Du, die beiden andern hoffe ich in 4—6 Wochen Dir senden zu können. Es ist eine Art Abgrund der Zukunft, etwas Schauerliches, namentlich in seiner Glückseligkeit. Es ist Alles drin mein Eigen, ohne Vorbild, Vergleich, Vorgänger; wer einmal darin gelebt hat, der kommt mit einem andern Gesichte wieder zur Welt zurück.

Aber davon soll man nicht reden. Für Dich aber, als einen homo litteratus, will ich ein Bekenntniß nicht zurückhalten: — ich bilde mir ein, mit diesem Zarathustra die deutsche Sprache zu ihrer Vollendung gebracht zu haben. Es war, nach Luther und Goethe, noch ein dritter Schritt zu thun —; sieh zu, alter Herzens-Kamerad, ob Kraft, Geschmeidigkeit und Wohllaut je schon in unsrer Sprache so beieinander gewesen sind. Lies Goethe nach einer Seite meines Buchs — und Du wirst fühlen, daß jenes „Undulatorische", das Goethen als Zeichner anhaftete, auch dem Sprachbildner nicht fremd blieb. Ich habe die strengere, männlichere Linie vor ihm voraus, ohne

doch, mit Luther, unter die Rüpel zu gerathen. Mein Stil ist ein Tanz; ein Spiel der Symmetrien aller Art und ein Überspringen und Verspotten dieser Symmetrien. Das geht bis in die Wahl der Vocale. —

Verzeihung! Ich werde mich hüten, dies Bekenntniß einem Andern zu machen, aber Du hast einmal, ich glaube als der Einzige, mir eine Freude an meiner Sprache ausgedrückt. —

Übrigens bin ich Dichter bis zu jeder Grenze dieses Begriffs geblieben, ob ich mich schon tüchtig mit dem Gegentheil aller Dichterei tyrannisirt habe.

Ach, Freund, was für ein tolles, verschwiegenes Leben lebe ich! So allein, allein! So ohne „Kinder“!

Bleibe mir gut, ich bin's Dir wahrhaftig.

Dein

F. N.

Nr. 211.

Nietzsche an Rohde.

[23. Februar 1886.] Nice (France),
rue St. François de Paule 26. II.

Lieber alter Freund,

meine Mutter hat mir kürzlich Deine Berufung nach Leipzig gemeldet: ich habe lange keine solche Freude

gehabt, wie bei dieser Nachricht! Seitdem male ich mir immer und immer wieder aus, daß dieses Jahr uns zusammen bringen muß. Vielleicht, daß es sich schon für den Frühling einrichten läßt; und am allerliebsten wäre ich bei Deiner Einführung Augen-, Ohren- und Herzenszeuge. Ich kann es gar nicht ausdrücken, wie sehr mich diese Hoffnung streichelt und erquickt. Vorigen Herbst war ich etwas in Leipzig, wie zum Vorgeschmack: ach, still, versteckt beinahe, fast immer für mich, aber wie von lauter Erinnerungen an Dich und unsre alte Gemeinschaft an diesem Orte gewärmt. Der Zufall wollte, daß ich etwas von dem Projekt, das Dich betraf, zu hören bekam: unmittelbar vor der Sitzung, in der die ganze Angelegenheit zum ersten Male in's Auge gefaßt wurde, war ich mit Heinze und Zarncke zusammen. Mir ist es wie ein Traum, daß ich auch einmal so eine Art von hoffnungsvollem Thiere gewesen bin, philologus inter philologos. Es hat sich nichts erfüllt: oder, wie Ihr vielleicht unter Euch jetzt sagt, „er hat nichts erfüllt". Zu alledem bin ich an Freunden nicht reicher geworden: das Leben hat mir die Pflicht immer mehr mit der furchtbaren Nebenbedingung ihrer einsamen Erfüllung vorgestellt. Es ist schwer, mir nachzufühlen; ich setze beinahe voraus, selbst bei Bekannten, jetzt im Groben mißverstanden zu sein, und bin für jede Art Feinheit der Interpretation, ja für den guten Willen zur Feinheit schon von Herzen erkenntlich. Ich bin ein Esel, es ist kein Zweifel. Alter lieber Freund Rohde, es scheint mir, Du verstehst Dich besser auf das Leben, dadurch daß

Du Dich hineingestellt hast; während ich es immer mehr von ferne sehe — vielleicht auch immer deutlicher, immer schrecklicher, immer umfänglicher, immer anziehender. Aber wehe mir, wenn ich einmal diese Entfremdung nicht mehr aushalte! Man wird alt, man wird sehnsüchtig, schon jetzt habe ich, wie jener König Saul, Musik nöthig — der Himmel hat mir zum Glück auch eine Art David geschenkt. Ein Mensch, der mir gleich geartet ist, profondement triste, kann es auf die Dauer nicht mit Wagnerischer Musik aushalten. Wir haben Süden, Sonne „um jeden Preis", helle, harmlose, unschuldige Mozartische Glücklichkeit und Zärtlichkeit in Tönen nöthig. Eigentlich sollte ich auch Menschen um mich haben, von derselben Beschaffenheit, wie diese Musik ist, die ich liebe: solche, bei denen man etwas von sich ausruht und über sich lachen kann. Aber nicht Jeder kann suchen, der finden möchte, — da sitze ich denn und warte und es kommt nichts, und schon weiß ich nichts Besseres, als meinem alten Freunde davon zu erzählen, daß ich allein bin.

Vor mir liegt Dein letzter Brief, es ist möglich, daß ich eben erst auf ihn antworte, obwohl ein ziemliches Stück Zeit dazwischen weggeflossen ist (der Brief ist vom 22. Dezember 1883). Nimm fürlieb mit Deinem schweigsamen Freunde, der es in vielem Betrachte schwer hat und sich davor fürchten gelernt hat, den Mund aufzumachen. Ehe man sich's versieht, fährt eine Klage heraus, — und es giebt nichts Dümmeres auf Erden als klagen. Es erniedrigt uns, selbst bei den besten Freunden.

Gieb mir ein Wort hierher, zum Beweise dafür, daß Du mich noch lieb hast, alter Freund Rohde. Und nochmals, ich freue mich über Dein Glück mehr als über mein eigenes. Grüße Deine Frau von dem unbekannten Bär und Einsiedler und streichle Deine Kinder in meinem Namen. In Liebe

Dein getreuer Freund

Nietzsche.

23. Februar 1886.

Nr. 212.

Nietzsche an Rohde.

Chur (Graubünden), Rosenhügel,
den 18. Mai 1887.

Lieber Freund!

Diesen Winter hat mir in Nizza ein junger Gelehrter, der Dir bekannt ist, seinen Besuch gemacht, ein Dr. * * *. Er gefiel mir nicht zum Besten, aber in Hinsicht darauf, daß er von Dir mit großer Anhänglichkeit und Verehrung redete, ist er von mir so gut als möglich aufgenommen worden. Seinem ungestümen und wenig begründeten Verlangen, sich der Philosophie zu widmen, bin ich, wie sich von selbst versteht, mit allem möglichen Mißtrauen entgegengetreten; so viel scheint mir wenigstens erreicht,

daß er jetzt guten Willen hat, sich ernstlich auf das Studium der Geschichte der antiken Philosophie zu werfen: vielleicht mit der Aussicht auf eine spätere Lehrthätigkeit an einer Universität.

Nun schreibt er heute von Zürich und erbittet sich von mir eine Auskunft, die er billigerweise sich von Dir direkt holen sollte: nämlich ob Du für ihn nicht eine kleine Stellung an einer Bibliothek ausfindig machen könntest. Ich würde großen Werth darauf legen, daß er etwas unter Deinen Augen und unter Deiner Kritik und Disciplin lebte, denn es ist ein unsicherer Mensch, in dem Selbstüberhebung und Selbstverachtung in bedenklicher Weise abwechseln: sodaß es nicht ohne Gefahr wäre, wenn er sich selbst überlassen bliebe.

Ich selbst — denn Du wirst fragen, warum ich mir nicht selber diese Last auflade? — ich mache mir aus den „jungen Leuten“ nichts und habe außerdem Erfahrung genug, um zu zweifeln, ob ich ihnen wirklich zu Nutze bin. Meine Erholung sind die alten Männer, solche wie Jacob Burckhardt oder Hippolyte Taine: — und selbst mein Freund Rohde ist mir lange nicht alt genug... Aber „einst wird kommen der Tag“ u. s. w.

Mit einem herzlichen Gruße

Dein

Nietzsche.*)

*) [Die letzten Briefe Rohde's fehlen: s. Vorrede.]

Nr. 213.

Nietzsche an Rohde.

[Chur, 21. Mai 1887.]

Nein, mein alter Freund Rohde, ich erlaube Niemandem über Mr. Taine so respektwidrig zu reden, wie Dein Brief es thut — und Dir am wenigsten, weil es wider allen Anstand geht, Jemanden so zu behandeln, von dem Du weißt, daß ich ihn hochhalte. Magst Du, wenn es Dir gefällt, von mir selber nach Herzenslust und Gewohnheit Unsinn reden: — das liegt in der natura rerum, ich habe mich nie darüber beklagt, noch es je anders erwartet. Aber in Bezug auf einen Gelehrten wie Taine, der Deiner species verwandter ist, solltest Du Augen im Kopfe haben. Ihn „inhaltlos" nennen ist ganz einfach eine rasende Dummheit, studentisch zu reden, — es ist zufällig gerade der substantiellste Kopf im jetzigen Frankreich — und die Bemerkung dürfte am Platze sein, daß dort, wo Einer keinen „Inhalt" sieht, deshalb doch recht wohl ein Inhalt sein könnte, nur eben kein Inhalt für ihn. In der schmerzlichen Geschichte der modernen Seele, die in vielem Betrachte sogar eine tragische Geschichte ist, nimmt Taine seinen Platz ein als ein wohlgerathener und ehrwürdiger Typus mehrerer der nobelsten Qualitäten

dieser Seele, ihres rücksichtslosen Muthes, ihrer unbedingten Lauterkeit des intellektuellen Gewissens, ihres rührenden und bescheidenen Stoicismus inmitten tiefer Entbehrung und Vereinsamung. Mit solchen Eigenschaften verdient ein Denker Ehrfurcht: er gehört zu den wenigen, die ihre Zeit verewigen. Mich erquickt der Anblick eines solchen tapferen Pessimisten, der geduldig und unerbittlich seine Pflicht thut, ohne den großen Lärm und die Schauspielerei nöthig zu haben, ja der ehrlich von sich sagen kann: „satis sunt mihi pauci, satis est unus, satis est nullus“. Sein Leben wird dergestalt, ob er es will oder nicht, zu einer Mission, er steht eben zu allen seinen Problemen nothwendig (und nicht so beliebig, so zufällig, wie Du, gleich den meisten Philologen, zur Philologie).

Nichts für ungut! Aber ich glaube, wenn ich nur diese Eine Äußerung von Dir wüßte, ich würde Dich auf Grund des damit ausgedrückten Mangels an Instinkt und Takt verachten. Glücklicherweise bist Du mir anderweitig ein bewiesener Mensch. — Aber Du solltest Burckhardt über Taine reden hören!

Dein Freund N.

Chur, den 21. Mai 1887.

Nr. 214.

Nietzsche an Rohde.

[Chur, 23. Mai 1887.]

Lieber Freund, es ist nicht schön, daß ich vorgestern dergestalt einem plötzlichen Zorn gegen Dich nachgegeben habe, aber zum Mindesten ist es gut, daß er herausgekommen ist: denn er hat mir etwas sehr Werthvolles eingebracht, nämlich Deinen Brief, der mich wesentlich erleichtert und meinem Gefühle gegen Dich andre Bahnen giebt.

Dein Wort über Taine klang mir über die Maßen ablehnend und ironisch: was in mir dagegen revoltirte, war der Einsiedler, der aus einer allzureichlichen Erfahrung weiß, mit welcher erbarmungslosen Kälte alle Abseitslebenden bei Seite gethan und auch wohl abgethan werden. Es kommt dazu, daß Taine, außer Burckhardt, in langen Jahren der Einzige gewesen ist, der mir ein herzhaftes und theilnehmendes Wort über meine Schriften gesagt hat: sodaß ich ihn und Burckhardt einstweilen für meine einzigen Leser halte. Wir sind in der That gründlich aufeinander angewiesen, als drei gründliche Nihilisten: obschon ich selbst, wie Du vielleicht spürst, immer noch nicht daran verzweifle, den Ausweg und das Loch zu finden, durch das man in's „Etwas" kommt.

Wenn man dergestalt in seinen tiefen Bergwerken steckt und gräbt, wird man „unterirdisch“, zum Beispiel mißtrauisch. Es verdirbt den Charakter: Zeugniß mein letzter Brief. Nimm fürlieb!

Dein N.

Montag Nachmittag.

Nr. 215.

Nietzsche an Rohde.

Nizza, den 11. Nov. 1887.

Lieber Freund,

es scheint mir, daß ich noch Etwas von diesem Frühjahre her bei Dir gut zu machen habe? Zum Zeichen, daß es mir nicht an gutem Willen dazu fehlt, sende ich hiermit eine eben erschienene Schrift an Dich ab (— vielleicht bin ich Dir dieselbe zu alledem auch schuldig, denn sie steht im engsten Verbande mit jener, welche ich Dir zuletzt übersendete —). Nein, laß Dich nicht zu leicht von mir entfremden! In meinem Alter und in meiner Vereinsamung verliere ich wenigstens die paar Menschen nicht gern mehr, zu denen ich einmal Vertrauen gehabt habe.

Dein N.

Nota bene. Über Mr. Taine bitte ich Dich zur Besinnung zu kommen. Solche grobe Sachen, wie Du über ihn sagst und denkst, agaciren mich. Dergleichen vergebe ich dem Prinzen Napoleon; nicht meinem Freunde Rohde. Wer diese Art von strengen und großherzigen Geistern mißversteht (— Taine ist heute der Erzieher aller ernsteren wissenschaftlichen Charaktere Frankreichs), von dem glaube ich nicht leicht, daß er etwas von meiner eignen Aufgabe versteht. Aufrichtig, Du hast mir nie ein Wort gesagt, das mir zu vermuthen erlaubte, Du wüßtest, welches Schicksal auf mir liegt. Habe ich Dir je daraus einen Vorwurf gemacht? Nicht einmal in meinem Herzen; und sei es auch nur deshalb, weil ich es überhaupt von Niemandem anders gewohnt bin. Wer wäre mir bisher auch nur mit einem Tausendstel von Leidenschaft und Leiden entgegengekommen! Hat irgend wer auch nur einen Schimmer von dem eigentlichen Grunde meines langen Siechthums errathen, über das ich vielleicht doch noch Herr geworden bin? Ich habe jetzt 43 Jahre hinter mir und bin genau noch so allein, wie ich es als Kind gewesen bin. —

Anmerkungen

und

Namen-Register.

Anmerkungen.

(Zur Ergänzung der Anmerkungen ist das **Register** heranzuziehen.)

Nr. 1: S. 3. *ὁ Κώνστας* = Konstantin von Tischendorf; vgl. S. 8 und S. 484, sowie Briefe I, S. 152 („übermittelt [alias „vermittelt"], wie Tischendorf in Leipzig immer zu sagen pflegte"). Dazu Biogr. I, S. 238 ff. — S. 4. „Isolirschemel": vgl. dazu Biogr. I, S. 242 f. — S. 5. *ἀντίδοσις — μεγάλη τε φίλη τε* Umkehr des Homerischen 'Wenig, aber mit Liebe' (*δόσις δ' ὀλίγη τε φίλη τε* Odyssee VI, 208. XIV, 58). — „pinakographischen Künsten" nicht der Anfertigung des Index zum Rhein. Mus., I—XXV (vgl. S. 9, 70, 309, sowie Biogr. I, 301 f., II, 9), sondern der Preisarbeit (s. S. 56 und Biogr. I, S. 241 f.).

Nr. 2: S. 6. „das Benehmen der Berliner": der Akademie, die Ritschl trotz seiner Verdienste, namentlich auch um das Corpus inscriptionum lat., nicht aufnahm. — „der Verein" s. Biogr. I, S. 232. — S. 8. „mit vollem Zeuge" ein artilleristischer Ausdruck, den N. damals öfter brauchte (nach Mittheilung von Frau Dr. Förster-N.). — „die Herren Chöre", Clemm hatte einem Corps nahegestanden, während N. bei der Burschenschaft „Franconia" gewesen war (und R. kurze Zeit bei der „Alemannia"). — „den Leipziger symbolis" einer von N. geplanten Schrift von Leipziger Schülern zu Ehren Ritschls (vgl. „Ritschlbuch" S. 18; lanx satura S. 30, 32; „Ritschl-sacellum" S. 43). — S. 10. „mir graut es . . . Gestalt" aus Heine-Schubert's „Doppelgänger", variirt durch den u. A. bei Sokrates beliebten „cynischen" Schwur *νὴ (μὰ) τὸν κύνα*. — „in der Leipziger Rennbahn" von Bieler s. Biogr. I, S. 260. — S. 12. „ein Biedermann" u. s. w. aus einer Offenbach'schen Operette; vgl. S. 20. — S. 13. *γένοι' οἷος ἐσσί* vgl. S. 16 (bei Pindar Pyth. II, 73 tritt *μαθών* hinzu) und weiter „die fröhliche Wissenschaft" Buch III, Aphor. 270: „Was sagt Dein Gewissen? Du sollst der werden, der Du bist."

Nr. 3: S. 14. *πάντα λίαν καλά* I. Buch Mosis 1, 31. — S. 16. *ἐγκώμιον*: vgl. S. 13 und Briefe I, S. 58 f. — S. 17. „über Demokrit's Schriftstellerei" vgl. Anhang der Biogr. I, S. 338 ff. — S. 18. „Geschichte der litterarischen Studien" vgl. Briefe I, S. 65 f. — S. 20. *non si* male nunc *et olim* sic erit (so die auch S. 498 und 540 etwas veränderten Worte) Horaz Od. II, 7, 17 f. — Fulsere quondam c. t. s. Catull VIII, 3 (8).

Nr. 4: S. 21. *Ὄνον*, die Abhandlung „Ueber Lucians Schrift *Λούκιος ἢ ὄνος* und ihr Verhältniß zu Lucius von Paträ und den Metamorphosen des Apulejus" (gedruckt 1869). — S. 22. *συμβολίδιον* (kleiner Beitrag zu der S. 8 zuerst erwähnten Schrift) „nach der Analogie von *γλαυκίδιον, ψελίδιον*" das erstere (s. Register) eine scherzhafte Bezeichnung für die anmuthige, den Freunden sehr sympathische 'Naive' des Leipziger Stadttheaters in jenen Jahren, Suschen Klemm aus Weimar (die sich bald verheirathete), und zwar 'Eulchen' nach einer Photographie von Eulenstein (wie Frau Dr. Förster-N. mittheilt); ein Armband, das die Freunde stets an ihr beobachteten, veranlaßte dann hier *ψελίδιον*. — „Glückseligkeit des Herzens" J. M. R. Lenz in Briefen. — S. 23. „Bonner Jubelfeier", die Universität, die Ritschl 1865 verlassen hatte, feierte ihr fünfzigjähriges Bestehen 1868. — S. 24. „zipp" (zimperlich, prüde, spröde: vgl. u. A. Frischbier, Preuß. Wörterbuch II, S. 435), häufig z. B. in Frenssens 'Jörn Uhl' (1901). — paucorum hominum — nullius hominis nach Terenz Eunuchus III, 1, 19 (v. 409) und Horaz Sat. I, 8, 44. — S. 25. *ἕνωσις πρὸς τὸν θεόν* neuplatonischer Begriff des Enthusiasmus. — S. 27. Zu Forchhammer's Charakteristik gehört noch der Satz: „Seine Vorträge über Geographie, die er übrigens in Sommer- und Wintergeographie, nämlich ohne und mit Wasser, eintheilt, müssen, der Beschreibung nach, durchaus eine Fortsetzung jenes famosen Artikels über mythologische Grammatik sein, den Du mir einmal an einem jener schönen faulen Sommernachmittage bei Reisse im Garten vorrecitirtest."

Nr. 5: S. 29 (vgl. S. 35) „schleppte Bein hinter Bein" frei nach Walther von der Vogelweide (49, 2) und dahte bein mit beine; vgl. Nietzsche's Gedicht „Im Süden" (Werke V, S. 351) „Stets Bein vor Bein macht deutsch und schwer." — S. 30. *οὐχ ἱκανὸς τοῦ κρίνειν*:

Ungenaue Erinnerung an Proclus ad Plat. Tim. I, 28. — S. 32. „vor jene Reise ἱδρῶτα gestellt" nach τῆς δ' ἀρετῆς ἱδρῶτα θεοὶ προπάροιθεν ἔθηκαν Hesiod, Werke und Tage V. 289. — „Brich nicht, Steg" Uhland, Wanderlieder 9 (Heimkehr) V. 1. — S. 33. ῥάκη βαρείας του νοσηλείας πλέα Sophokles, Philoktet V. 39. — „ich verlerne γηράσκων" Umkehr des bekannten Solonischen Wortes (fragm. 18 Bergk) γηράσκω δ' αἰεὶ πολλὰ διδασκόμενος. — „mit der Feder Tinte" verschrieben „mit der Tinte Feder" vgl. S. 486. — S. 34. „philosophisch zu promoviren" vgl. S. 45 und den Brief an Deussen in dessen „Erinnerungen" S. 43, sowie „die Teleologie seit Kant" im Anhang der Biographie I, S. 352 ff. — Anzeige der Theogonieausgabe von Schömann in Litter. Centralbl. 1868, S. 481. — Die „Entdeckung" Wachsmuths betraf die vermeintliche Fälschung eines kurz zuvor ans Licht gezogenen Fragments des Historikers Aristodemos (Rhein. Mus. XXIII, 1868, S. 303 ff., 582 ff.).

Nr. 6: S. 35. „nach dem unsterblichen Schiller" Wallenstein's Lager 7. Auftritt: „Und wer's zum Korporal erst hat gebracht, Der steht auf der Leiter zur höchsten Macht." — S. 36. „Staatsexamen, als welchen Lindwurm" klingt nach bei N. Briefe I, S. 92. — S. 37. Hans Hopfens Roman war 1868 erschienen (2 Bde.). — S. 38. „O Wiswamitra [so zu lesen statt „Wismamitra"] heiliges Scheusal". Vgl. L. von Schröder, Indiens Literatur und Cultur S. 389 f., 507 f. (Viśvāmitra ein mythischer Sänger erscheint im Epos Ramayana als wunderlicher Heiliger, der sich durch unerhörteste, Jahrtausende andauernde Bußübungen die Brahmanenwürde erringt). — „Pluck zu sein" = Pflock, z. B. sagt man in Bremen Plock an allen Läkern. — secretum iter et fallentis semitam vitae Horaz Briefe I, 18, 103. — S. 41. Die Preisaufgabe De Julii Pollucis in apparatu scaenico enarrando fontibus (gedruckt 1870) hatte Ribbeck gestellt.

Nr. 7: S. 43. „eine wirklich medicinische κάθαρσις τῶν παθημάτων" Anspielung auf die, namentlich von Jacob Bernays zur Geltung gebrachte Erklärung des viel besprochenen Aristotelischen Terminus für die Wirkung der Tragödie. — S. 45. ὡς κωλίζων s. S. 33 f. und vgl. zu S. 34. — „die verschiedenen Papas" vgl. den Brief bei Deussen a. a. O. S. 44. — S. 47. σὺν

ἐρχομένω nach Homer Ilias, X, 224: σύν τε δύ' ἐρχομένω καί τε πρὸ ὁ τοῦ ἐνόησεν.

Nr. 8: S. 49. Tetras Lipsiensis, nämlich N., R., Andresen und Heynemann, während Windisch, Clemm, Roscher, Kohl und Dreßler die „Musenzahl" (vgl. S. 30) voll machen sollten. — „die linden Lüfte sind erwacht" Lied von Uhland-Schubert (Frühlingsglaube).

Nr. 9: S. 51. „Problem über die geraden Beine" vgl. S. 56; der „persische Dichter" wohl nur Maske. — „Fridericus" Ritschl. — S. 52. „mein Namensvetter" (vgl. S. 84, 88), Richard Nitzsche, dessen Leipziger Inauguraldissertation Quaestionum Eudocianarum capita IV (Altenburg 1868) R. im Litter. Centralbl. 1868, S. 1309 anzeigte. — S. 54. Herbert Grey, The three Paths, a novel (2 Vol., London 1859) = Die drei Pfade, 2 Thle. in 'Deutsche Unterhaltungsbibliothek' (1. Bd. 11, 12; 1860). — „den ersten Rausch der jungen Liebe" nach Schiller's Lied von der Glocke Str. 6 a. E. — S. 56. „so lange es Tag ist" Johannes 9, 4. — „über das Danaelied" des Simonides, Fragment 37 Bergk, vgl. S. 57 ff., 63 und Rhein. Mus. XXIII, S. 481 ff. — quaestiones pinacographicae s. zu S. 5. — „der persische Dichter" s. zu S. 51.

Nr. 10: S. 57. „erzumnagelte Verse", Anspielung auf das im Danaelied V. 7 vorkommende Beiwort χαλκεόγομφος, dem N. eine neue Beziehung geben wollte. — S. 59. „philologisch-kynologischen Streifzug", Anspielung auf den Titel einer Schrift von M. Hertz (philologisch-klinischer Streifzug). — „in Kopenhagen" vgl. S. 412. — S. 60. „lose" (vgl. loi holländisch-friesisch) = lose, laß, träge: s. Bremisch-Niederd. W.B. und Frischbier, Preuß. W.B. s. v. — „Heinrich Stilling's Leben" (1806, 5 Bde., neue Ausg. 1857): vgl. Crusius S. 25 Anm. 1, der auf N., Werke III, S. 257 verweist.

Nr. 11: S. 62. „Gerettet" u. s. w.: Travestie des Engelchors aus Faust II, v. 11934 der Sophienausg.! — „Lehmann's Garten Nr. 2 Mittags 12—1" Ritschls Wohnung und Sprechstunde. — „gelbes Gift" vgl. S. 38. — S. 63. Knaut, de Luciano libelli qui inscribitur Lucius sive asinus auctore. Leipzig 1868. — „simonideischen Eiapopeia" s. zu S. 56. — S. 64. Die Tonkünstlerversammlung zu Altenburg fand vom 19.—23. Juli 1868 statt. — Über Carl Ferdinand Wiesike vgl. Ludwig Schemann, Schopenhauer-

Briefe, S. 446—449. — S. 66. „sein mißliches Geschick und seinen Fuß“, Clemm hatte ein schweres Knochenleiden. — „Photographie“ s. Biogr. I, S. 273.

Nr. 12: S. 68. cuius vultus amicalis hilarabat oculum s. Carmina Burana. — „Sramana, mein Leibheiliger“ śramăna (= der sich kasteit) buddhistischer Bettelmönch, aber auch der große Gautama Buddha selbst (daraus, durch Übertragung auf die Priester der uralaltaischen Völker, auch „Schamane“). — S. 69. „meine Preisarbeit“ vgl. zu S. 41.

Nr. 13: S. 70. index (s. zu S. 5): „dort saß ich“ u. s. w.: woher? — S. 71. „Schopenhauersche Erblichkeitstheorie“ (vgl. S. 76), s. bes. „die Welt als W. u. V.“ II, S. 590 ff. — Otto Jahn, „Gesammelte Aufsätze über Musik“, Leipzig 1866. — S. 73. „in dem letzten Hefte des Rhein. Mus.“ XXIII, S. 632 ff. — S. 74. nonumque prematur in annum Horaz, ars poet. 388. — Die Anzeige von Anacreontis Teii quae vocantur *Συμποσιακὰ ἡμιάμβια* ed. Val. Rose (Leipzig 1868) erschien im Litter. Centralbl. 1868, S. 1224; der „Stachelschweinstil“ ist dort freundlicher bezeichnet als „die ungesellige, ja asketische Form der Roseschen Gelehrsamkeit, die beharrliche Verläugnung des Fleisches in seinen Schriften, das härene Gewand seines lateinischen Stiles“. — „O Hund, Du Hund, Du bist nicht gesund“ H. Heine. Danach auch der starke Ausdruck über „Freytag und Consorten“ S. 104 (vgl. auch S. 366 f.), wie überhaupt „die Gesunden“ für gewisse 'Grenzbotenhelden und Historiker' Schlagwort und Spitzname ist; vgl. S. 72, 80, 102 f., 113, 120 u. ö., vor Allem an Deussen (Oktober 1868) in dessen „Erinnerungen“ S. 57 f. Vgl. auch S. 438 und zu S. 427.

Nr. 14: S. 75. Laertianum s. zu S. 73. — S. 76. „Erblichkeitstheorie“ s. zu S. 70. — „der Deutschen Allgemeinen“ Zeitung im Brockhaus'schen Verlag, seit 1863 von Biedermann redigirt. — S. 77. *Γλαυκίδιον* s. zu S. 22. — „Euterpe“ Verein für Symphonieconcerte in Leipzig. — „signalisirte“ Anspielung auf die Zeitschrift „Signale für die musikalische Welt“.

Nr. 15: S. 79. „jener Sophist“ Protagoras. — S. 80. „das Lange'sche Buch“ Friedrich Albert Lange, Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart (Iserlohn 1866 u. ö.). — S. 81. *ὁ σκοτεινός* Beiname des Heraklit von Ephesus. — „Lachmann zu Lukrez irgendwo“ zu II, 759 p. 118

und V, 440 p. 292. — „nach Ritschl's Regel“ Opusc. II, 561 ff.

Nr. 16: S. 84. „Anzeige von Rose“ s. zu S. 74. — „mein Namensvetter“ s. zu S. 52. — S. 85. καλὰ λίαν s. zu S. 14. — S. 88. „an dem altväterlichen eisernen Gitterthor.“ In einer weggelassenen Partie hatte N. geschrieben: „Ich beneidete jeden Tag mindestens viermal den Besitzer jenes traulichen Hauses im Garten an der Ecke der Lessingstraße; allein schon das schmiedeeiserne Gitterthor flößte den Begriff altväterlicher Wohlhabenheit ein.“ — S. 90. „den Philosophencongreß in Prag.“ Dieser hatte (als erster) auf Anregung des Prof. Dr. Frh. von Leonhardi und unter seinem Vorsitz 26. Sept. — 4. Oct. 1868 stattgefunden sub auspiciis et in maiorem gloriam der Philosophie K. Chr. Fr. Krause's, als deren Hauptvertreter Heinrich Ahrens in Leipzig wirkte. Vgl. 'Philos. Monatshefte' I, 314 ff.; II, 236 ff., 322 ff. — „aus seiner Biographie“, der bis jetzt noch unveröffentlichten Autobiographie R. W.'s, deren geheime Drucklegung dann N. Anfang der 70er Jahre in Basel überwachte. — S. 91. „gieb zugleich mit den Ὄνος heraus.“ Dies lehnte R. ab, da ihm das Material fehlte.

Nr. 18: S. 95. „dem Käuzchen“ s. zu S. 22. — S. 96. Der Schluß nach Faust I, v. 736 und 758 ff. der Sophienausg.

Nr. 19: S. 97. „p. 40“ im Druck S. 19 Anm. — „des Käuzchens“ s. zu S. 22. — S. 99. (μακαρίζομέν σε, τέττιξ, ...) θέρεος γλ. πρ. Anacreontea 32 [43], 11 Bergk. — Zu dem Urtheil über La Rochefoucauld vgl. die Cogitata bei Crusius S. 247 f. und dazu Crusius S. 25 f.

Nr. 21: S. 102. „wie Vater Schopenhauer so schön sagt“ wo? Vgl. H. Heine im Gedicht „Disputation“. — S. 103. „Bestimmt Erleuchtetes zu sehen, nicht das Licht“ Goethe, Pandora V. 958 der Sophienausgabe.

Nr. 22: S. 105. „kein Atömchen Dank.“ Der überschwängliche Dank stand im Anfang des vorigen Briefes. — S. 106. a bove principium. Parodie des Virgilischen (Buc. III, 60) Ab Iove principium nach dem S. 160 gleichfalls umgedrehten quod licet Iovi non licet bovi. — S. 107. „Probus“ zu Virgil Ecl. VI, 31. — „die Scholien“: auf das Scholion zu Lucian pisc. 26 hatte R. früher hingewiesen. — „Abderitenstreiche“ = Democritea. Zu der Aeußerung über die Laertiusstudien vgl. Anhang zur Biogr. I, S. 368. —

„index des Thrasyll", der die Demokritischen (wie Platonischen) Schriften in Tetralogien (15) geordnet hatte. — S. 108. „Schleiermacher" s. Werke Bd. 3 S. 293 ff. — „22. Februar 1888" Schopenhauer's 100jähriger Geburtstag. — S. 110. „was Schopenhauer ein Genie nennt" vgl. besonders „Welt als W. u. V." II, 442 ff. Übrigens dachte Sch. über W.'s Dichtungen kaum „sehr gut" (vgl. seine Glossen zu „Nibelungen").

Nr. 23: S. 111. „jenes erwartete Buch" auch vorher nur allgemein bezeichnet als nöthig für die Polluxarbeit. — S. 112. „Schiller", Lied von der Glocke in der fünftletzten Strophe, dazu „Faust", Prolog im Himmel V. 334 der Sophienausg. „Staub soll er fressen und mit Lust". — S. 113. „das Höchste . . das Erstaunen" Goethe wo? — S. 114. „an seinem Buche" Oper und Drama. — S. 115. „Mozart konnte seiner kerngesunden Natur nach gar nicht anders als richtig sprechen" Wagner a. a. O. (Ges. Schr. 3, S. 287).

Nr. 24: S. 117. „ohne die Autorisation des Autors", Variation der S. 121 erwähnten Wendung R. Wagner's.

Nr. 25: S. 119. „wie den Helden des Ariost", Orlando furioso, Canto XII.

Nr. 26: S. 121. „mit R. Wagner zu reden" s. zu S. 117 (wohl aus dem Gespräch mit ihm). — *Γλαυκίδιον* s. zu S. 22. — S. 122. „denen der Lebensweg ein Weg durch die Wüste ist" wohl aus Jean Paul?

Nr. 27: S. 125. „von dem der Dichter singt" Horaz, ars poet. v. 139 parturient montes, nascetur ridiculus mus. — S. 126. „Urväter Hausrath" Faust I, V. 408 der Sophienausg. — „schnell promoviren" s. zu S. 139.

Nr. 28: S. 127. *ἀμάχανον ὄρπετον* Sappho Fragment 40 Bergk (vom Eros). — S. 129. „sagt Byron" wo? — S. 130. „ich grolle nicht" Heine-Schumann, „Dichterliebe".

Nr. 30: S. 131. Vgl. zu diesem Briefe Deussen, Erinnerungen S. 61. — „Stachel in ihrer Seele" nach dem bekannten Wort aus Eupolis' „Demen" von Perikles. — S. 132. „Staubschlucken" s. zu S. 112. — „fahre hin" u. s. w. nach Matthäus 28, 19.

Nr. 31: S. 136. „Wie sollte es thöricht sein . . . . vergänglich ist?" Aus A. Schopenhauer's handschriftlichem Nachlaß, herausgegeben von Julius Frauenstädt (Leipzig 1864) unter den Aphorismen und Fragmenten S. 447. — „der bewußte Silberpokal" s. S. 65. —

S. 137. ἄφιλος ἄλυρος wohl Reminiscenz an Sophokles, Oed. Kol. 1223 ἄλυρος ἄχορος.

Nr. 32: S. 139. „zweiter Theil Deiner Laertiusarbeit", Rhein. Mus. XXIV, S. 181 ff. (nicht eigentliche Doctordissertation, da N. überhaupt auf Grund seiner Schriften, ohne Examen, promovirt wurde: s. Biogr. I, S. 301). — S. 140. χάσμα μέγα ἐστήρικται Lukas 16, 26. — blight of life woher? — S. 141. „von einem Herder'schen Buch" von Herder's „Gott" in einem Briefe aus Italien 1787: s. R. Haym, Herder (1885) II, S. 297. — „Demetrius-Argesiphon" Grammatiker, welche περὶ ὁμωνύμων schrieben, der erstere etwas älter als Cicero und Freund des Atticus, der letztere unbekannter und selbst im Namen unsicher (bei Suidas Ἀγρεσφῶν, woraus N. mit O. Schneider Ἀργεσιφῶν machte; R. dachte später, Kl. Schr. I, 183, 1 an Ἀγεσιφῶν).

Nr. 33: S. 145. Anzeige im Litter. Centralbl. 1869 S. 426 f.

Nr. 34: S. 147. „des Schopenhauer'schen Theorems" s. besonders „Welt als W. u. V." I, S. 218 ff.; II, 455 ff. — „Thrankrüsel" (oder -krusel) niederdeutsch (bisweilen auch mitteldeutsch) = Thranlampe (Diminutiv zu Krause = Krug): vgl. Grimm's WB. unter Krausel, Kräusel 2 b.

Nr. 35: S. 150. „eine schöne Stelle" wohl die Äußerung S. 114. Vgl. auch S. 79. — S. 151. „ein ungelesener Palimpsest" vgl. S. 157, kurz erwähnt auch Biogr. I, S. 240. — Anzeige von Ziegler's Theognis im Litter. Centralbl. 1869 S. 144 (unmittelbar vor Anzeigen N.'s von Jac. Bernays' „Heraklitische Briefe" und Paul Marquardt's „Harmonische Fragmente des Aristoxenos"): dazu Hinck [A. H.] im Philol. Anzeiger I, 1869, S. 73 ff., der u. A. die Nichtberücksichtigung von N.'s Stichworttheorie tadelt. — Ritschl, Neue Plautinische Excurse I. Auslautendes D im alten Latein, Leipzig 1869. — L. Müller veröffentlichte damals „Sammelsurien" in Fleckeisen's Jahrbüchern.

Nr. 36: S. 154. „wie jene Platonischen Seelen" im Phädrus p. 246 ff.

Nr. 37: S. 155 f. „wieder das liebenswürdige Bairisch-Böhmische Gebirgsland aufsuchen" wie im Herbst 1867: s. Biogr. I, 245, 257. — S. 157. „den Neapolitanischen Palimpsest": s. zu S. 151.

Nr. 39: S. 159. „eine schöne Stelle vom alten Goethe" Iphigenie IV, 4 V. 1623 ff. der Sophienausg. —

S. 160. „werde ... zum Zimmermann" Anspielung sowohl auf den h. Joseph, als auf Joh. Georg Zimmermann, den Verfasser des Buches „Ueber die Einsamkeit" (1755, 1784 f.). — „das Ochslein und das Eselein, die lobten Gott" frei nach Spangenberg's „der Esel und das Ochselein Erkannten Gott" in Wackernagel's Lesebuch III, 1109, 2. — quod licet bovi: s. zu S. 106. — „unzeitgemäß" hier zuerst: s. Biogr. II, S. 126 f. — Wagner, „Über Staat und Religion" Werke 7, S. 3 ff. — S. 161. „ein paar Stellen aus Deinen Briefen" s. zu S. 150. — „Grey" s. S. 54; N. schrieb damals „heißt er Gorg, oder Gyrg, oder Greg, oder Grog, oder Grag oder Grey?"

Nr. 40: S. 162. „mein tiefstes Innre zeigen" Goethe's Mignon (mein ganzes J. z.). — „reift langsam" s. die Worte der Iphigenie S. 159. — S. 165. animae pars melior meae Horaz Od. I, 3, 8 (a. dimidium m.).

Nr. 41: S. 166. „Hölderlin's" nicht in den Gedichten. — „vermitteln" s. zu S. 3. — S. 167. „vielleicht auch zu Dr. Deussen" s. dessen „Erinnerungen" S. 70. — „so aus heiler Haut": wohl durch den Verkehr mit Mosengel; vgl. S. 206 und Briefe I, S. 100. — S. 168. „die verkümmerte Flügelhaftigkeit seiner Seele" s. zu S. 154. — „wohl über die hohen Berge, wohl durch das tiefe Thal" aus Geibels „Der Mai ist gekommen" Str. 3.

Nr. 42: S. 169. „Drum dulde" u. s. w. „Verse von Rodenberg, die uns einst gefallen hatten". Anm. des Empfängers.

Nr. 43: S. 174. „wie eingehüllt": N. denkt wohl an das Gedicht „Einschränkung" I, S. 102 der Sophienausg. (Was bleibt mir nun, als, eingehüllt, ... In stiller Gegenwart die Zukunft zu erhoffen): doch kehrt der Ausdruck öfter bei Goethe wieder. — „nach Jean Paul" wohl im Titan? — S. 175. „der treffliche Leopardi" XI (il passero solitario) V. 20 ff. (zwischen den beiden Versen Sospiro acerbo de' provetti giorni). — Meinen Pollux s. zu S. 41. — „Stellung des Themas" s. S. 73.

Nr. 44: S. 177. „Tannhäuser" Schlußscene. — homo sum: humani nil a me alienum puto Terenz, Heautontimorumenos I, 1, 25 (V. 77). — S. 178. „meine Sprachvergleichereien" anguis ist mit altindisch áhiš, irisch ung (in escung Sumpfschlange) u. a. verwandt, was N. wohl im Colleg über latein. Grammatik berührt hatte. — „Vom πέπλος": N. hatte eine Colla-

38*

tion dieser Pseudoaristotelischen Schrift angeboten. — S. 179. Accord der Astarte-Erscheinung bei Byron-Schumann.

Nr. 45: S. 181. „Scherer in Wien ihn ersetzen soll" s. S. 196. — S. 182. „die römischen Briefe" in der Augsburger Allg. Ztg. waren von Döllinger: vgl. J. Friedrich, Ignaz von D. III, (1901) S. 518 ff. — S. 183. „Centauren gebären" s. Biogr. II, S. 24 f. — „scandaleuse Schrift . . . von Bergk": Beiträge zur latein. Grammatik, Erstes Heft, Halle 1870.

Nr. 46: S. 185 f. Vgl. Crusius S. 35 f.

Nr. 47: S. 186. *Σκύθαι γαλακτοφάγοι* s. Ilias XIII, 5 f. nebst den Scholien. — S. 187. *αἰνὸν πέλωρον* nach der Bezeichnung der Cyclopen bei Kallimachus im Artemishymnus V. 51. — „Horazens" Od. I, 9, 1. 5 (der „alte Falerner" aus einer anderen Ode z. B. II, 11, 19). — „das innre Toben stillen" wohl nach Simon Dach 44, 6 Österley? — „Byrons: They say . . . past" wo? — S. 189 „und Jahre sind im Augenblick ersetzt" Goethe, Trilogie der Leidenschaft I (an Werther) V. 37.

Nr. 48: S. 190. Studien zur griech. und latein. Grammatik. Herausgeg. von G. Curtius. Leipzig seit 1868. — „Meletemata soc. philol. Lips." dann vielmehr Acta betitelt, mit den Arbeiten von N. und R. eröffnet. — S. 191. „die neueste Brochure von R. W." s. S. 197.

Nr. 50: S. 195. „das Programm" des Pädagogiums, Basel 1870. (Beiträge zur Quellenkunde und Kritik des Laertius Diogenes). — „im letzten Heft des Rhein. Mus." XXV, S. 217 ff. — S. 196. „Und ein Jahr" Schiller's Ritter Toggenburg V. 25. — „Im Grunde hat man . . . auf der kühlen Höhe des akademischen Katheders". Vgl. N. bei Crusius S. 272 f. (an C. Ritter 1889 und an W. Schmid 1886).

Nr. 51: S. 198. „meinen Beitrag" die Ausgabe des Certamen Homeri et Hesiodi.

Nr. 53: S. 201. „im öden Frankfurt (Schauernest)": in seiner Heidelberger Zeit ging R. mit Vorliebe dahin. — S. 202. „Die Kräfte der Natur rings um mich her enthüllen" Faust I V. 438 der Sophienausg. — S. 203. „Die Philologenversammlung" in Leipzig, die in Folge des Kriegs vertagt wurde.

Nr. 54: S. 204. „Köbi" = Jacob Burckhardt. — „Und ich behaglich unterdessen Hätt' einen Hahnen aufgefressen" Goethe, Diné zu Coblenz im Sommer 1774 (Ged. II,

S. 267 der Sophienausg.). — „sagt unsere Auctorität" R. Wagner „Meistersinger" (Sachs zu Beckmesser im II. Akt).

Nr. 55: S. 205. „Oder kommst Du mit?" Vgl. S. 206 „warum hast Du sie nicht mitgemacht?" Die Antwort auf diese Fragen giebt ein Brief an Frau Pastor Nietzsche, der hier folgen mag.

Hamburg, 24. Aug. 70.

Verehrte Frau Pastor!

Herzlichen Dank für Ihren freundlichen Brief, in dem Sie mir so gütig über alles Nachricht gaben. Das Resultat ist nun freilich leider ein rein negatives: Fritz ist, wie Sie schreiben, Donnerstag schon nach Metz abgereist: wie in aller Welt soll ich mich da mit ihm in Verbindung setzen? Briefe von hier nach Metz brauchen in dem jetzigen Wirrwarr neun volle Tage, und außerdem trifft ihn ja ein so ganz ins Blaue geschickter Brief keinenfalls! Hätte er nur vernünftigerweise sich vorher mit mir in Verbindung gesetzt, so hätten wir uns in Erlangen oder wo sonst getroffen, zusammen uns eingeübt und wären zusammen abgereist. Wie jetzt die Sachen stehen, wird sich kaum noch eine Vereinigung bewerkstelligen lassen. Hier kann ich nämlich keine Übungen machen, da unsre, vier Wochen lang einexercirte Compagnie mitsammt ihren Ärzten abgezogen ist, und nun auch die Übungen eingestellt sind.

Es scheint also, als ob für mich aus dieser verwegnen Expedition nichts werden sollte: und wahrlich durch unsres Fritzen Schuld. Er schrieb mir ganz kurz und eilig, er gehe nach Leipzig, Briefe seien nach Naumburg zu richten; ob ich mitgehe? Was sollte ich nun wohl machen? Auf gut Glück nach Leipzig reisen, wohin er nun schließlich gar nicht einmal gegangen ist? Und mein nach Naumburg gerichteter Brief wird ihn nun vermutlich auch wohl nicht ganz lange vor Weihnachten erreichen!

So müßig zu Hause zu sitzen ist auch keine leichte Aufgabe, wenn Einem das Herz stets gepreßt ist von dem bewußt und unbewußt stets darauf lastenden Gedanken an das Elend all der tausende braver und hoffnungsreicher Menschen. Müßig freilich sitze ich nicht und darf es nicht, da mit Anfang October mir meine zwei ersten Collegien drohend bevorstehen, und mich zu angestrengtester Arbeit nöthigen: aber die Arbeit hat keinen Zug, keine Freudigkeit in dieser bangen Bedrücktheit des Sinnes. Und doch mag es schließlich das Beste sein, wenn ich mich zu

dieser Art der Thätigkeit auch in dieser finstern Zeit zwinge: an meiner praktischen Fähigkeit hege ich im Grunde einige stille Zweifel. — Wie mag nur unser lieber Fritz von Montag bis Donnerstag ein perfecter Krankenwärter geworden sein? Vielleicht hat ihm doch seine einstmalige ruhmvolle Soldatenzeit geholfen: und angestrengter Wille kann alles. Wie wünschte ich, er hätte sich mit mir vorher verabredet und wir Beide könnten jetzt gemeinsam unser geringes Theil zur Linderung so großer Schmerzen beitragen; ich zürne ihm fast, daß er mich erst so nachträglich von seinem Entschluß benachrichtigt hat.

Ihnen aber, verehrte Frau Pastor, sage ich nochmals meinen besten Dank für Ihre freundlichen Nachrichten, und hoffe Sie, in glücklicheren Zeiten, noch oft froh und gesund zu begrüßen.

In freundschaftlichster Ergebenheit

Ihr

Erwin Rohde.

P. S. Briefe von Fritz darf man jetzt wohl kaum erwarten: vielleicht aber sind ihm Briefe an ihn lieb: wenn ich kein andres indirizzo bekomme, bin ich also eventuell so frei solche an Sie zu adressiren.

Nr. 56: S. 207. „Frisch auf zum fröhlichen Jagen“ Liedanfang bei Hancke 1724 u. A. — „über Beethoven“ Ges. Schr. 9, S. 61 ff. — „eine neue Metrik“ ein Heft von N. metrisch-rhythmischen Inhalts harrt noch der Veröffentlichung. — „ich schlucke Staub mit Lust“ s. zu S. 112. — S. 208. „die Deinige aus dem Rhein. Mus.“ XXV, S. 548 ff. (= Kl. Schr. II, S. 355 ff.) über die attischen Thesmophorien und Haloen.

Nr. 57: S. 210, 211, 212 (u. ö.). „Jetztzeit“ vgl. Schopenhauer Parerga II, S. 302 u. ö. — S. 211. „Wachs in die Ohren“ wie Odysseus vor den Sirenen.

Nr. 58: S. 214 ff. Hier der Anfang eines Planes, von dessen späteren Stadien Biogr. II, S. 217 f., 278 zu lesen ist. — „Lehre von der Universitätsweisheit“ Schopenhauer Parerga I: „Über die Universitätsphilosophie“ u. ö. — S. 216. „wie Faust von der Helena sagt“ in der Classischen Walpurgisnacht V. 7438 f. der Sophienausg.

Nr. 59: S. 221. „unsern Griechen eine Thorheit“ s. zu S. 529. — ὁ ἀνώνυμος θεός Apostelgeschichte 17, 23.

Nr. 60: S. 222. „Freude, schöner Götterfunken" Schiller (und Beethoven IX. Symph.), An die Freude V. 1.

Nr. 61: S. 225. beatus Arthurus: s. zu S. 214.

Nr. 64: S. 232. „einen jungen, talentvollen Aristoteliker" Rudolf Eucken.

Nr. 65: S. 236. „Die Quellen des Jamblichus in seiner Biographie des Pythagoras" im Rhein. Mus. XXVI, S. 554 ff.; XXVII, S. 23 ff. (= Kl. Schr. II, S. 102 ff.). — „nach Lobeck" Aglaophamus, 2 Bde. 1829. — „Pythagoras . . . in politicis": so besonders A. B. Krische in seiner Göttinger Dissertation 1830 und seinen Forschungen auf dem Gebiet der alten Philosophie I (Göttingen 1840), S. 78 ff. — S. 237. „Göttinger Festreden" Berlin 1864.

Nr. 66: S. 238. come una festa etc. woher? — S. 239. „hoch über die tiefen Thale" woher? frei nach Geibel, Werke III, 115?? — „Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn" Schiller's Bürgschaft, letzte Strophe. — „Aufsatz über die Oper" Die Bestimmung der Oper, in den Ges. Schr. 9, S. 127 ff. — S. 240. „Das größre Buch" Oper und Drama, Ges. Schr. 3, 4. — „es bedarf eines Delischen Tauchers" nach dem Wort des Sokrates zu Euripides über Heraklits Werk bei Laertius Diogenes II, 5, 7 (vgl. Aeschylus Hiketiden 407 ff.). — „die Herrn vom musikalisch Schönen" nach Eduard Hanslicks so betiteltem Buche. — „Lachmannerei" Liedertheorie, wie in K. Lachmann's „Betrachtungen über Homers Ilias"[2] Berlin 1865. — S. 241. „Ritschl bei Seite chikanirt": in Folge verschiedener Machinationen trat er von der Präsidentschaft zurück und G. Curtius an seine Stelle. — „allen Gewalten zum Trutz sich erhalten" Goethe, Gedichte IV, S. 99 V. 7 f. der Sophienausg.

Nr. 67: S. 242. „wie früher einmal" s. S. 102 und 109. — S. 243. „aus den bewußten Gründen" s. zu S. 241. — „mein Büchlein" s. S. 228. — S. 244. „Andresens Aufsatz" s. S. 190. — „über Jungmann" de Fulgentii aetate et scriptis.

Nr. 73: S. 253. *Βάλε δή* etc. Alkman Fragm. 26, 2 (B. 843) Bergk. — S. 254. „mit den dürftigen Äußerlichkeiten" Odyssee VIII, 479 ff., 487 ff. — S. 255 f. Vgl. das Vorspiel zu diesen Bemerkungen (aus d. J. 1870) in den Cogitata 7 und 12 bei Crusius S. 221 f. und 224 (dazu S. 57 f.). — S. 256. „in Folge der Urschuld" vgl. Schopenhauer, Welt als W. u. V. II, S. 690 ff. u. ö.

Nr. 74: S. 258. „purpurne Dunkelheit“ s. S. 249.
Nr. 76: S. 261. „Eia, wer (= wären) wir da!“ Kirchenlied, in der Sammlung von Phil. Wackernagel II, S. 484 a. — S. 262. Q(uod) b(onum) f(elix) f(austum) f(ortunatum)q(ue) s(it). —
Nr. 77: S. 264. „Der Philologenkongreß“ war zum zweiten Mal (auf Pfingsten 1872) verschoben; s. S. 300, 302.
Nr. 78: S. 265. „à la Platon“ s. zu S. 154. — „homerisch“ *οἴνοπα* und *ἰοειδέα πόντον* z. B. Odyssee V, 56, 132 u. ö.
Nr. 80: S. 267. „Das Ding an sich“ vgl. Biogr. II S. 61 ff. (Crusius S. 50 f., 270). — S. 268. „gemeinsames Dankopfer“ vgl. Briefe I, S. 115 f. — „Uhui“ aus der Wolfsschluchtscene im Freischütz.
Nr. 81: S. 269. „aus der Gemmenregion“: ‘Es handelt sich um die Titelvignette zur Geburt der Tragödie’ Anm. des Empfängers. — „Bestimmung der Oper“ s. zu S. 239. — S. 270. „Nachklang einer Sylvesternacht“ u. s. w.: vgl. S. 277, 345, 357 f., 368 (auch „ein Sylvestertraum“ im Anhang zu Biogr. I, S. 326 f.). — „Brief an einen italienischen Freund über die Aufführung des Lohengrin in Bologna“: s. N. A. Z. vom 7. Nov. = Ges. Schr. 9, S. 287 ff. — S. 271. „Deine Abhandlung“ s. z. S. 236.
Nr. 82: S. 273. „großen oder Fritzschischen“ nach den „großen oder städtischen“ Dionysien in Athen. — „Heil der wohlverdienten Ehr“ woher? — S. 274. Teuffelii Opuscula „Studien und Charakteristiken“, Litt. Centralbl. 1872 S. 84 ff. (vgl. Kl. Schr. I, S. XVIII). — Rankii Meinekius: s. zu S. 286. — „seinen Brief“ s. zu S. 270.
Nr. 83: S. 276. „Bestimmung der Oper“ s. zu S. 239, 269. — S. 277. „Deinen Aufsatz“ s. zu S. 236.
Nr. 84: S. 279. *τόπος ὑπερουράνιος* vgl. Plato Phädrus p. 247 C.
Nr. 85: S. 282. „Schaff das Tagwerk meiner Hände, H o h e s G l ü c k, daß ich's vollende“, Goethe „Hoffnung“ I, S. 102 der Sophienausg.; mit derselben Veränderung (Großer Geist) hatte N. diese Verse am Neujahrstag 1872 in sein Handexemplar der „Geburt d. Tr.“ eingetragen: s. Biogr. II, S. 64 und Werke I (Facsimile).
Nr. 86: S. 283. „Das Schillersche Epigramm“: Willst Du, Freund, die erhabensten Höhn der Weisheit erfliegen, Wag's auf die Gefahr, daß Dich die Klugheit verlacht &c. — *κόγξ ὄμπαξ*, vielbesprochene „mystische“ Glosse des Hesych, s. Lobeck, Aglaophamus p. 779.

Nr. 87: S. 284. Danach zu berichtigen, Biogr. II, S. 29 f.
Nr. 88: S. 286. „über Rankes Meineke“, Litt. Centralbl. 1872 S. 78 f. Die gehaltene und gehaltvolle Anzeige Rohdes ist eingerahmt von den Sätzen: „Es ist ein schönes Geschenk, welches uns Ranke mit diesem Buch über einen Mann macht, dem er lange Jahre hindurch nahe gestanden hat ..... Jeder Lehrer, der sich noch Sinn für das Ideale bewahrt hat (und hoffentlich ist deren Zahl nicht so klein), wird sich daran erheben und erquicken“. Die Recension fehlt in dem Verzeichniß, Kl. Schr. I, p. XVIII f. — „pag. 110“ (vgl. S. 290) der „Geburt d. Tr.“
Nr. 89: S. 287. „Deine Anzeige“ die ungedruckte. — S. 289. „Laß die Todten ihre Todten begraben“ Matthäus 8, 22. — „hatte ich die sichere Empfindung“ s. S. 271 (und 274).
Nr. 90: S. 290 „p. 110“ s. zu S. 286.
Nr. 91: S. 294. Der Hauptteil des würdigen und liebenswürdigen Briefes Ritschls (vgl. auch S. 296) steht Biogr. II, S. 66 f. — „Alle nach Connewitz“ ständige Wendung in Inseraten des Leipziger Tageblatts.
Nr. 92: S. 296. „Vernunft und Wissenschaft“, Faust I, V. 1851 der Sophienausg. — S. 298. „doch ich fange an zu philosophiren“ (und der Schluß) aus dem S. 288 erwähnten Briefe Zarnckes.
Nr. 93: S. 300. „Mum! Mum! wie es in den Shakespeare-Übersetzungen heißt“ vgl. König Lear Akt 1 Sc. 4 (Narr zu Goneril: „Ja doch, ich will ja schweigen ..... Mum, Mum“).
Nr. 95: S. 305. „eine Anzahl von Briefen“ vgl. Biogr. II, S. 69 ff. — „seine Übersetzung von Leopardi“ s. H. von Bülow, Briefe und Schriften V, S. 550, 560 ff.
Nr. 96: S. 307. μάλιστα μὲν λέοντα μὴ ’ν πόλει τρέφειν Aeschylus-Aristophanes in den Fröschen V. 1431 (von Alcibiades).
Nr. 97: S. 310. „sagt Falstaff“ in Heinrich IV, 1. Theil, Akt 3, Sc. 3. — Die „Philosophischen Monatshefte“, hrsg. von F. Ascherson, J. Bergmann, E. Bratuschek brachten VIII, S. 93 ff. einen kurzen Artikel „die Vertreter der Philosophie an der Universität Basel“ (Steffensen, Eucken, Nietzsche). — „von Straßburg her“ Eröffnung der Universität 1. Mai 1872. — pereat diabolus, quivis antiburschius, atque irrisores Schluß des Gaudeamus igitur.
Nr. 98: S. 312. „der Chinese in Rom“ s. Goethes Gedichte II, S. 132 der Sophienausg.

Nr. 100: S. 314. „zwei χορικά" das andre S. 270 u. ö., „das ἐπεισόδιον" die Geburt d. Tr. — riforma federale: die Volks-Abstimmung über die revidirte Bundesverfassung, bei der wider Erwarten die Ultramontanen mit geringer Majorität die Liberalen (wie Basel) besiegten und damit die geplanten Verbesserungen in Bezug auf Unterricht und Militär, Verkehrswesen, Eherecht u. a. zunächst vereitelten.

Nr. 102: S. 315 f. Die „Anzeige in der N. A. Z." vom 26. Mai (vgl. S. 317, 324, 329, 331) jetzt in den Kl. Schr. II, S. 340 ff. (daraus auch separat erschienen).

Nr. 104: S. 318. „das Pamphlet" Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf, Zukunftsphilologie! Eine Erwiderung auf Friedrich Nietzsche's ord. Professors der class. Philologie zu Basel „Geburt der Tragödie". Berlin 1872. — ὁ νικῶν δὲ λοιπὸν ἀμφὶ βίοτον ἔχει μελιτόεσσαν εὐδίαν ἀέθλων γ᾽ἕνεκεν Pindar Olymp. I, V. 100 ff.

Nr. 105: S. 319. „speerschwingender Waffengefährte" ὀπαδὸς δορυσόος Aeschylus Siket. 985. — κοίμα κελαινοῦ κύματος πικρὸν μένος ὡς σεμνότιμος καὶ ξυνοικήτωρ ἐμοί Aeschylus Eumen. 832 f. — ἐπὶ δὲ τῷ u. s. w. daselbst 329 f. = 341 f.

Nr. 106: S. 321. „deinen Aufsatz" s. zu S. 236. — S. 322. „sage mir doch Deine Meinung" ist brieflich nicht geschehn.

Nr. 107: S. 323. „in der N. A. Z." vom 23. Juni = Ges. Schr. 9, S. 298 ff. — τέρπουσιν u. s. w. (mit Beziehung auf eine Äußerung Wagners a. a. O. S. 299) Kallimachus Fragm. 188, O. Schneider. — S. 324. „die Erde hat Dich wieder" Faust I, V. 784 der Sophienausg.

Nr. 108: S. 326. „Wach' auf, es nahet gen dem Tag" Hans Sachs-Wagner, Meistersinger letzte Scene. — S. 327. „Spaßphilolog" nach Schopenhauer's „Spaßphilosophen". — „im Citiren nicht zu vornehm" im Hinblick auf Wagners Ausdruck a. a. O. „ohne Gelehrsamkeit und gräßliche Citate", auf den N. Bezug genommen hatte. —

Nr. 109: S. 329. „Jubiläum der Universität" (Ingolstadt 1472, erst nach Landshut, dann nach München verlegt): vgl. S. 342, 344, 348. — S. 330. „im Sinne des Wagner'schen Wir" (vgl. S. 352, 363): Wagner hatte a. a. O. von „uns" im Gegensatz zu den Philologen gesprochen und S. 300 von „denen, die ich 'wir'

nenne"; so auch sonst, namentlich später in den Bayreuther Blättern, oft.

Nr. 113: S. 335. Der Titel, den R. widerstrebend annahm, lautete dann: Afterphilologie. Zur Beleuchtung des von dem Dr. phil. U. v. W.-M. herausgegebenen Pamphlets „Zukunftsphilologie!" u. s. w. — S. 336 ff. Durch ausgelassene Stellen des Briefes 110 veranlaßt. — S. 337. „des Hesiod" Fragm. 44, 2 Rzach. — S. 339. „Aristophanes" in den Fröschen V. 913 f. — „ungeheures, Bayreuth betreffendes Unternehmen" betraf die Organisation der Wagnervereine und Einrichtung der Patronatsscheine: s. Biogr. II, S. 212 f.

Nr. 115: S. 341. „Wie gefallen Dir meine Vorträge?" Die (S. 345 wiederholte) Frage hat brieflich keine Beantwortung gefunden. — S. 342. „Reisesegen an Gräfin E." d. i. Julie von Egloffstein, s. Gedichte IV, S. 36 f. (vgl. auch V, 1, S. 77) der Sophienausg.

Nr. 117: S. 345. „Deussen ist hier gewesen" s. dessen „Erinnerungen" S. 88 f. — S. 346. Über den Irrthum betreffs der „geschenkten" Goethebriefe s. zu Briefe I, S. 139.

Nr. 118: S. 347. „Fortsetzung meines Artikels" Rhein. Mus. XXVIII, S. 211 ff. — „Nur eingelenkt" u. s. w. „Refrain eines thörichten Liedes im Leipziger Theater" Anm. des Empfängers. — S. 348. „Engelmänner" wegen des Grolles gegen den früher so gepriesenen Verleger vgl. Biogr. II, S. 58 f.

Nr. 120: S. 350. „weite Welt und breites Leben" Goethe, Motto zu „Gott u. Welt" III, S. 71 der Sophienausg. — S. 351. „Doch ich fange an zu philosophiren" s. zu S. 298. — S. 352. „Die Wagner'schen Wir" s. zu S. 330.

Nr. 121: S. 353. „an dieser herrlichen Weinbeere erstickt": Anspielung auf eine Anekdote über den Tod des Sophokles in der alten Biographie. — S. 356. „über Schauspieler und Sänger" Ges. Schr. 9, S. 157 ff.

Nr. 122: S. 358. „Freunden zum Trost" u. s. w. aus der Freundschaftsode s. R., Ged. u. Spr. (1901) p. XIII und Briefe I, S. 170, 315, 318.

Nr. 123: S. 360. „Laß Dich nur in keiner Zeit z. W. v." Goethe, Westöstlicher Divan, Buch der Sprüche (VI) S. 125, 2 der Sophienausg. — S. 363. in positivo salus: vgl. Crusius S. 212 Anm. 1. — außer „uns" und bei „uns": s. zu S. 330. — „auf die That": vgl. S. 293, 297. — S. 364. „den Brief vom 9." Irrthum im Datum oder eher wohl ein nicht vorhandener (mit der gleich erwähnten „aus-

geführteren Partie"). — „neueste Schrift" s. zu S. 356. — δέξαι u. s. w. aus den Carm. popul. (Poet. lyr. III⁴) 42 p. 672 Bergk.

Nr. 124: S. 366. χαλεποῖσιν ἐνὶ ξείνοισιν woher? — „Zöllnerskandalon" vgl. Biogr. II, S. 209. — „Über die Natur der Kometen" 2. Aufl. 1872. — „ein Irrenarzt" Puschmann, damals in München: s. Biogr. a. a. O. — „durch einen andern für Schopenhauer" — durch wen?

Nr. 125: S. 369. „stets blickend in die Höh" letzter Vers aus „Freisinn" im Westöstlichen Divan, Buch des Sängers (I), S. 9 der Sophienausg.

Nr. 126: S. 370. „das alte Pferd Ibykus" (Fragm. 2 v. 10 Bergk) vom Ansturm des Eros mit der Fortsetzung ὥστε φερέζυγος ἵππος ἀεθλοφόρος ποτὶ γήραι ἀέκων σὺν ὄχεσφι θοοῖς ἐς ἅμιλλαν ἔβα. — S. 371. „nach Salambô" dem historisch-archäologischen Roman von Gustave Flaubert (1862 u. ö.). — „scheensten besten Kindern" s. S. 363. — „bei Tieck" in den Ged. (Berlin 1841) S. 418 (Liebe denkt in süßen Tönen, denn u. s. w.). — S. 372. „Händel von der ersten Sorte" Faust I, V. 816. — „öde (und leer) das Meer" Antwort des Hirten in Wagner's „Tristan" (3. Akt Anfang) auf Kurwenal's Frage „Sahst Du noch nichts? Kein Schiff noch auf der See?" Später Kurwenal „(Noch ist) kein Schiff zu sehn!" — „der letzte Philosoph" vgl. S. 376. — pyramidum altius Horaz Od. III, 30, 2. — S. 373. δός μοι ποῦ στῶ (καὶ τὰν γᾶν κινάσω) bekanntes Wort des Archimedes. — „fröhlich pfeifender Nichtachtung" s. S. 362.

Nr. 127: S. 376. „die Sylvesternachtsklänge" s. zu S. 270. — „Manfred ist noch töller" N.'s vierhändige symphonische Dichtung „Manfred-Meditation". — „nach Heidelberg", wo Bähr gestorben war, der aber nur als Ober-Bibliothekar einen Nachfolger erhielt. — S. 377. „im Goethe-Mazzini'schen Sinne" s. Biogr. II, S. 56 und 90, sowie Goethe's Gedicht „Generalbeichte" (unter den geselligen Liedern) I, S. 127, 33 ff. der Sophienausg.

Nr. 128: S. 378. „Dein Fragment" aus welcher Schrift? — S. 379. δειλοὶ βροτοί homerisch.

Nr. 129: S. 380. „gezückten Ohres" s. S. 63. — „ein Geist" s. S. 376. — S. 382. „Ich kann nicht Fürstendiener sein" Don Carlos Akt 3 Sc. 10.

Nr. 130: S. 383. „Fünf Vorreden" vgl. Briefe I, S. 151. — „dem Intendanten" Baron von Loën.

Nr. 131: S. 385. „Damit der Tag dem Edlen endlich komme" Goethe, Epilog zu Schiller's Glocke XVI, S. 167, 56 der Sophienausg. (vgl. Briefe I, S. 95). — „Broschüre" J. B. Meyer, Schopenhauer als Mensch und Denker, 1872. — S. 386. „in einem der letzten Hefte des Anzeigers" IV, S. 572, wo bei Erwähnung des zugesendeten Separatabzugs (vgl. S. 329, 331) bemerkt wird „es sei ungemein schwer, gerade für derartige Erscheinungen einen unparteiischen Beurtheiler zu finden". — S. 387. Für unwankend schrieb N. unerschüttert, für die Griechen als träumende Homere „die träumenden Griechen als Homere", auch die größere Veränderung S. 5 ist auf R.'s Monitum zurückzuführen, ebenso die Streichung von Dach, sowie und Wände im Eingang des dritten Abschnitts, auch von jenen Gorgonen und Medusen, ferner p. 18 Dionysisches Wesen statt Dionysthum, im Eingang vom sechsten Abschnitt hat die gelehrte Forschung entdeckt statt sagt uns die griechische Geschichte, p. 38 bei dem in concentrischen Bogen sich erhebenden Terrassenbau statt bei dem amphitheatralischen Bau, S. 57 Halbmensch statt Halbgott, S. 74 mit welcher der statt mit der der [vgl. Biogr. II, S. 147]; außerdem sind noch über 20 Vorschläge berücksichtigt, nicht berücksichtigt (wohl nur aus Versehen) p. 115, 8 v. u. als statt wie.

Nr. 132: S. 389. „fruchtbringende Gesellschaft" Name des 1617 in Weimar gegründeten, unfruchtbaren „deutschen Sprachvereins". — S. 390. „Vorreden" s. S. 383. — S. 391. „wie in einer goldnen Wolke" homerisch (z. B. Ilias XVIII, 206).

Nr. 133: S. 392. „ausnahmelos benutzt" s. zu S. 387 a. E. — „Preisrichter" s. Biogr. II, S. 210 f. — „schweizerischen Wagnervereins" s. das. S. 212. — S. 393. „furioser Angriff" s. das. S. 208 f. — S. 394. „die Universitätsgeschichte" Besetzung der Ribbeck'schen Professur in Kiel (durch A. Wilmanns). — „das Programm" zur Rectoratsfeier der Univ. Basel „Über den pseudojustinianischen Brief an Diogenes".

Nr. 134: S. 396. „keine Bülow'schen Briefe" s. S. 345. — S. 397. „Dr. Fuchs" in seinen „Symptomen" s. Briefe I zu S. 346. — „ein neuer Artikel" Zukunftsphilologie! Zweites Stück.

Nr. 135: S. 399. „etwas sehr furiöser Angriff" s. zu S. 393. — χαλεποῖσιν ἐνὶ ξείνοισιν s. S. 366. — „bei Zarncke" Litterar. Centralbl. 1873 S. 194 f. — Robert

Zimmermann, Allgemeine Ästhetik als Formwissenschaft, Wien 1865. — S. 400. „dessen Programm" s. zu S. 394. — „geschrieben habe" ein Irrthum.

Nr. 136: S. 402. „des taumelnden Cavaliers" vgl. Briefe I, S. 155 „im Irrgarten der Liebe t. C. (so nennt Dich Wagner)". — S. 403. „Staat und Religion" s. zu S. 160. — „c. S. 3" S. 5 Anm. wird die Zurückweisung einer lobenden Anzeige der „Geburt" berichtet. — „den Aufsatz" s. zu S. 347. — S. 404. „was Rührendes" betrifft die Reinschrift der Vorträge über die Zukunft der Bildungsanstalten: s. Briefe I, S. 156 f.

Nr. 138: S. 406. „durchaus verächtlich" Lieblingsausdruck von G. Krug. — „seiner Schrift" Über die Christlichkeit unserer heutigen Theologie. Streit- und Friedensschrift. — „eine große Mystifikation" über diese aufgegebene Absicht s. Biogr. II, S. 128. — „Deiner Schrift" Rhein. Mus. XXVIII, S. 264 ff. (Kl. Schr. I, S. 380 ff.). — S. 407. „den Papst durch die Monodie herauslocken": das Ehepaar Monod war nicht kirchlich eingesegnet; als nun N. mit Wagner in Bayreuth die Monodie à deux spielte, meinte Wagner bei dem kirchlich klingenden Schluß, N. habe den armen Monods nun doch noch den Papstsegen aufgedrängt (Mittheilung des Herrn P. Gast). — „herauslitzen" vgl. S. 409, 426, 439 (auch Briefe I, S. 193): „litzen" alemannisches Wort = falten, auch schneiden, s. Grimm's WB. s. v. — „des Rhein. Mus." XXVIII, S. 350 f. (Opusc. V, S. 607 ff.) „Erotema philologicum". — S. 408. „Alle Schuld rächt sich auf Erden" Schluß des Harfnerliedes aus Wilhelm Meister. — „Freundschaftshymnus" s. N., Ged. u. Spr. (1901) S. XIII und Briefe I zu S. 318.

Nr. 139: S. 409. Alcidamantea. Der zu S. 347 angeführte Aufsatz führt den, vor Kurzem durch einen Papyrusfund weiter bestätigten Nachweis, daß der Kern des Certamen auf den Rhetor Alkidamas zurückgehe. — „ausgelitzt" (s. zu S. 407): für sein Colleg über Quellenkunde der griech. Litteratur (vgl. auch Kl. Schr. I, S. 41). — Erotema s. zu S. 407. Die Namensvariation in Beziehung zu N.'s Scherzen (S. 341, 445). — S. 410. „bei Leutsch" Philol. Anz. 1873 S. 134 ff. (unterzeichnet -l-). — „Lagarde" s. S. 394. — „in wunderbaren Erinnerungen" s. S. 315.

Nr. 140: S. 411. „dem Unbewußten" vgl. S. 176. — S. 412. „in Kopenhagen" vgl. S. 59 f. — „des Rüsselgespenstes"

eines Gelehrten, Tischgastes im „Goldenen Kopf" (s. Briefe I zu S. 139), nicht zu verwechseln mit dem S. 419, 423, 489 erwähnten „(Nacht=)Gespenst", der russisch=internationalen Abenteurerin Rosalie N. . . . .

Nr. 141: S. 413. Dieser undatirte Brief fällt sicher in das Jahr 1873 und nicht in das Jahr 1878, wo R. gleichfalls in Florenz war (vgl. Crusius S. 126, 127, wo zweimal 1879 steht, im Widerspruch auch mit den angeführten Belegen). — „Platz" (süddeutsch und) kaufmännisch für „Ort".

Nr. 142: S. 415. „die Rede werden (Keim)" nach dem Jargon des trefflichen, aber schwerfälligen Theologen Theodor Keim (z. B. „Der geschichtliche Christus" Zürich 1866 S. X Anm.). — „ich erinnere mich . . . . . Gerüche" vgl. Cogitata 41 bei Crusius S. 235 f. — S. 416. „Wenzel, genannt der Kater" s. Biogr. I, S. 235.

Nr. 143: S. 417. „Aufruf an das deutsche Volk" s. Biogr. II, S. 218 ff. — „so weit die deutsche Zunge klingt" E. M. Arndt. — „des weiblichen Gespenstes" s. zu S. 412.

Nr. 144: S. 421. „minnachtig" = geringschätzig (s. Idioticum Hamburgense und Bremisch=Niederd. W.B. s. v. „min").

Nr. 145: S. 421. „Mahnruf" s. zu S. 417. — S. 423. „Grenzboten" s. zu S. 427 und Biogr. II, S. 129.

Nr. 147: S. 427. „den Grenzbotenartikel" 32 II, S. 104 ff. „Herr Friedrich Nietzsche und die deutsche Kultur" (unterzeichnet „B. F."). Er sprach von „einseitigen, verknöcherten gelehrten Monomanen", wie sie „nur in dem soliden Schatten einiger Winkeluniversitäten, die selten von dem Lufthauch der modernen Zeit berührt werden", vorkämen und schloß: „Wann ist Deutschland jemals größer, gesunder [s. S. 104], des Namens eines Kulturvolks würdiger gewesen als heutzutage? Welches Ereigniß ziert die nationale Geschichte in höherem Grade, die Berufung des Herrn N. als ord. Prof. der kl. Philol. an die Univ. Basel, oder die Aufrichtung des deutschen Reiches?" — „jüdisch=römischen Aufsatz" Rhein. Mus. XXVIII, S. 586 ff. (Opusc. V, S. 99 ff.).

Nr. 148: S. 428. „Freundschaftshymnus" s. zu S. 408. — „der Aufruf" von Prof. Adolf Stern.

Nr. 149: S. 430. „Mein Roman" das Buch „Der griechische Roman und seine Vorläufer" (erschienen bei Breitkopf und Härtel 1876, in zweiter Auflage 1900).

Nr. 150: S. 431. „der Gott der Fliegen und Recensenten" nach Goethe „Sprichwörtlich" II, S. 227, 93 der

Sophienausg. — ὑγιαίνειν μὲν ἄ. ἀ. θν. Scolia 8, 1 (Poet. lyr. III⁴ p. 645) Bergk. — S. 432. „zum Nachfolger" wurde Eduard Lübbert von Gießen berufen. — S. 434. „wahrhaft verächtlichen" s. zu S. 406.

Nr. 151: S. 435. „Overbeck's Buch" zu S. 406. — S. 436. „den Kieler Bekannten" einen dortigen Buchhändler, der während des Druckes bankerott wurde.

Nr. 153: S. 439. „ausgelitzt" s. zu S. 409. — S. 441. „an des Schoellii Stelle": R. Schöll war nach Jena berufen (das folgende über Heidelberg war ein Irrthum). — S. 442. „vorwärts allezeit mit strengem Fechten" Devise eines Brandenburger Markgrafen aus der Reformationszeit: s. Briefe I, S. 175, 352.

Nr. 154: S. 443. „Lasset die feurigen Bomben erschallen" Trinkspruch aus dem „Deutschen Commersbuch".

Nr. 155: S. 444. „Herr Bruno Meyer" s. dessen „Ges. Aufs. u. Kritiken" 1877. — S. 445. „Wenn das Gewölbe widerschallt" Faust I, V. 2085 der Sophienausg. — „Elf schöne Weisen" s. Biogr. II, S. 138 f. und Werke X, S. 255 f. — „Streit und Friedensschrift" s. zu S. 406. — „immer vorwärts" s. zu S. 442. — S. 446. Der Brief Burckhardts Biogr. II, S. 141 f.

Nr. 156: S. 447. „Eilende Wolken, Segler der Lüfte" Maria Stuart Akt 3, Sc. 1. — „vorhabenden Reise" Werthers Leiden S. 181, 3 der Sophienausg. — S. 448. τὸ σκῆνος (Zelt) bei den Pythagoreern und sonst Ausdruck für den Leib. — „E. von Hartmann blutig rächend" mit Bezug auf den Angriff in der „Historie" (Werke I, S. 360 ff.). — S. 452. „nach jenem Grillparzer'schen Verschen": „Ästhetik der Eitelkeit" Werke I, S. 156. — S. 453. „Herrn Brunonem" s. S. 444. — Arcades ambo Virgil Bucol. VII, 4. — Dr. Fuchs hatte im „Musikalischen Wochenblatt" d. J. über N. geschrieben. — Irenaeum, Friedrich Ritschl, der kurz zuvor „Bio-bibliographisches zu Camerarius' Plautusstudien" (Opusc. III, S. 67 ff.) veröffentlicht hatte (vgl. Werke I, S. 458). — „Burckhardt's Worte" s. zu S. 446. — S. 454. „die feurigen Bomben" s. zu S. 443.

Nr. 157: S. 457. E torni a riveder le belle stelle Dante Div. comm. Inf. XVI, 83.

Nr. 158: S. 457. „meinen Hymnum" s. zu S. 408.

Nr. 159: S. 458 (und S. 461). „die mitfolgenden Briefe" s. Biogr. II, S. 141 ff. — S. 459. „Rothenburg ob der Tauber" s. Biogr. II, S. 176. — „(Schopenhauer)

unter den Deutschen" über ausgestrichenem „in Deutschland" (später bekanntlich „als Erzieher").

Nr. 160: S. 461. Vgl. zu S. 458. — „so schnell wieder" s. zu S. 448. — „Briefe eines ästhet. Ketzers" s. S. 436.

Nr. 161: S. 463. „sagen was Du leidest" nach Goethe's Tasso V. 3433 der Sophienausg.

Nr. 162: S. 463. „Höhle Adullam" 1. Samuel 22, 1. — S. 464. „Triumphlied" s. Biogr. II, S. 231 f. — „den neubegründeten Lehrstuhl" (s. S. 459) nahm nicht Windisch ein, sondern Franz Misteli in Basel.

Nr. 163: S. 465. „Schillerschen Klippenfischen" der Taucher Str. 20 f. — S. 466. „Deine wirkliche Stimmung" s. S. 458. — S. 467. Râkshasa, Hüter der Schätze des Kuvera (des indischen Pluto). — „stumm, bum, bum" Reminiscenz an S. 300.

Nr. 167: S. 477. „goldne Wolke" s. zu S. 391.

Nr. 168: S. 478. „empört" vgl. A. W. v. Schlegel „der frech empörende Steinblock" (Homer Od. XI, 598). — „in Bayreuth" s. Biogr. II, S. 159 ff. — S. 479. „ein treffliches Buch" Studien zur Geschichte der alten Kirche, Heft 1.

Nr. 169: S. 480. „ein neuerer Autor" welcher? (die folgenden Wendungen im Stil der zweiten Sophistik, die R. für seinen „Roman" studirte). — S. 482. video meliora proboque, deteriora sequor Ovid Metam. VII, 20.

Nr. 170: S. 484. „ein Gedicht" s. Biogr. II, S. 164 f. — „übermitteln" s. zu S. 3. — S. 485. „der Hymnus" s. zu S. 408. — „a bitzeli" schweizerisch = ein bischen. — „diese Bewegung und diese feuchten Schwingen" nach den Suleikaliedern „Was bedeutet" und „Ach um deine".

Nr. 171: S. 488. „Hymnus auf die Einsamkeit" s. Biogr. II, S. 192. — S. 489. „das Gespenst" s. zu S. 412.

Nr. 172: S. 491. Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei bemerkt, daß die (aus formalen Gründen) ausgelassene Stelle die Geneigtheit aussprach, sich mit dem ehemaligen Gegner zu versöhnen, aber die Unmöglichkeit Angesichts seiner ganzen Art und Schreibart. Dabei blieb's.

Nr. 173: S. 492. „eine Stelle . . . aus der Nr. 3" vgl. Werke I, S. 420.

Nr. 175: S. 498. non olim sic erit s. zu S. 20.

Nr. 176: S. 499 f. „die Dorpater Geschichte" die Vereitelung der lebhaft betriebenen Berufung von R. nach Dorpat, wo W. v. Hörschelmann die Majorität erhielt.

Nr. 180: S. 507. „als ich las" in welchem Autor? — „der

Tristan": in dem zufällig erhaltenen Brief aus München vom 9. Sept., auf den sich N. hier bezieht, findet sich darüber Folgendes (s. Vorrede): „Tristan hat mich viel zu persönlich erschüttert. Vielleicht war es doch so recht; ich fühlte den ungeheuren Pulsschlag der sehnenden Leidenschaft ganz unmittelbar mit; nichts schien mir überschwänglich, nichts verstiegen. Und welche Töne! Gewiß giebt es in der Welt keine andre Musik von solcher Nothwendigkeit: meine Seele sang unmittelbar mit in diesem tönenden Meeresrauschen der strömenden Empfindung. Da ist nichts von künstlich-künstlerischer Willkür, die solchem dämonischen Zwange gegenüber Einem fast frech erscheinen muß. Die Wirkung im Ganzen war aber zu heftig für mich: diese ungeheure Ausbeutung des Gefühls reißt den Mitfühlenden ganz aus der Menschenwelt hinweg, ein wahrer Todesrausch trägt ihn hinunter in jenes dämmernde Reich, wo die Liebe ohne Ende wohnt und darbt; mit einem wahren Krampf muß er sich wieder in die Tageswelt der Menschen zurückrücken. . . . Noch tönt mir, vor allen andern Erinnerungen, der Anfang des Vorspiels zum dritten Act (die 5 ersten Töne) immer im Herzen nach: er kommt mir vor, wie ein langgezogenes tieftönendes Glockenläuten, das allem Glück und allem tröstlichen Licht der Erde zu Nacht und Grabe läutet; es ist furchtbar traurig! . . . . ich fühlte beim Fortgehn gestern recht tief, wie ich den Dichter dieses wunderbaren Gedichtes im innersten Grunde liebe; wüßte ich sonst nichts von ihm: mit wem man so etwas erlebt hat, den muß man wohl lieben."

Nr. 181: S. 509. „Vortrag" auf der Rostocker Philologenversammlung „Über griechische Novellendichtung und ihren Zusammenhang mit dem Orient" (wieder abgedruckt in der zweiten Auflage des „Griechischen Romans" 1900). — S. 511. „Wir Philologen" s. Biogr. II, S. 138, 176 f., 192 u. Werke X, S. 301—378.

Nr. 182: S. 513. „nach Freiburg" wo O. Hense für den (nach Graz berufenen) O. Keller eingetreten war. — S. 514. „Walter Scott" s. Biogr. II, S. 193 (wo nennt Schopenhauer ihn „unsterblich"?). — S. 515. Tripitaka oder Tipitaka = „Dreikorb", die in drei Theilen geschriebenen kanonischen Schriften, seit 1879 durch die Pali Text Society in London großentheils zur Herausgabe gebracht.

Nr. 183: S. 516. „das Malheur mit dem Verleger" s. zu S. 436.
Nr. 184: S. 518. „des Unvermuthet-Glücklichen" Verlobten.
Nr. 187: S. 521. „meines Jüngsten" s. zu S. 430. — „um die Sterne wieder zu begrüßen" s. zu S. 457.
Nr. 189: S. 523. *μέγα βιβλίον μέγα κακόν* bekanntes Wort des Kallimachus, des Miniaturdichters gegen die umfänglichen Epen. — S. 524. morale di solitari nannte Giambattista Vico in seiner Autobiographie die Moral der Stoiker und Epikureer. — „nicht so ungriechisch" (einigermaßen verstiegen und) „jedenfalls nicht altgriechisch" hatte R. die betreffende Meinung eines Sokratikers genannt.
Nr. 190: S. 526. Der Anfang nach Matthäus 18, 26. — „in Deinem Thau gesund mich baden" Faust I, V. 397 der Sophienausg. — S. 528. „nun doch" s. S. 510 f. — „den Juden ein Ärgerniß und den Griechen eine Thorheit" 1. Korinther 1, 23.
Nr. 192: S. 531. „Es geht ein Wandrer" s. Ged. u. Spr. (1901) S. 51; hier wohl der Ursprung von „Der Wandrer und sein Schatten". Vgl. S. 538.
Nr. 194: S. 535. Interea fiet aliquid Terenz Andria II, 1, 14 (314). — „ich wälze hier mein Faß" als Danaidensysiphus. — „mit Heidelberg ist es nichts geworden": der Herausgeber dieser Briefe erhielt die Stelle und war so glücklich neun Jahre später R. zum Collegen und Freund zu gewinnen.
Nr. 196: S. 537. „Hymnus an die Einsamkeit" s. zu S. 488. — S. 538. „Entfesselten Prometheus" s. S. 536. — S. 539. si male nunc s. zu S. 20.
Nr. 197: S. 542. „aus Wagners Worten" = Ges. Schr. 10, S. 19 ff. — „das Programm": „Über die Auffassung des Streites des Paulus mit Petrus in Antiochien bei den Kirchenvätern", Basel 1877.
Nr. 198: S. 543. „Deines Buches" Menschliches, Allzumenschliches. — *ὁ τρώσας καὶ ἰάσεται* Orakelwort an den durch Achill verwundeten Telephus. — S. 544. „Rée werden": s. zu S. 549 und vgl. Crusius S. 87, 97 ff. und 247 f. (die Cogitata 70 ff. aus dem Jahre 1876). — S. 546. *παλίντροπος ἁρμονίη ὅκωσπερ τόξου καὶ λύρης* Heraklit Fragm. 51 Diels (45 Bywater).
Nr. 199: S. 548. „freundschaftsgefährlich" s. Biogr. II, S. 294. — S. 549. „und nicht Freund Rée". Vgl. zu S. 544. Dazu die scharfen Worte aus dem J. 1888 (Biogr. II,

39*

S. 297): „ich habe die Hoffnungslosen unter meinen Lesern z. B. den typischen deutschen Professor immer daran erkannt, daß sie auf diese Stelle hin das ganze Buch als höheren Réealismus verstehn zu müssen glaubten". — „es kommt auch der Tag" s. zu S. 579.

Nr. 200: S. 550. „Tübingen": dahin war R. im Herbst 1878 als Nachfolger W. S. Teuffels gekommen.

Nr. 201: S. 553. „Deinen neuesten Büchern" den „Vermischten Meinungen und Sprüchen" und dem „Wandrer und sein Schatten" (vgl. Crusius S. 111 ff.). — S. 555. „sitzt noch immer auf dem Stein" Erinnerung an das zu S. 29 angeführte Gedicht Walther's v. d. V.

Nr. 202: S. 556. sustineo, abstineo nach Epiktets Vorschrift (bei Gellius XVII, 19, 6) ἀνέχου, ἀπέχου.

Nr. 204: S. 560. „einst in Leipzig" s. zu S. 10. — „Ich möchte" & s. zu S. 162. — S. 561. „eine Culturgeschichte" s. Crusius S. 135 ff., 139, 3, 281. — S. 462. „Bismarckischen Atmosphäre": vgl. dagegen Crusius S. 121 u. ö.

Nr. 205: S. 564. „gerade ein Buch für Dich": „Jenseits von Gut und Böse"; vgl. Cogitata 14 (1870) und 29 (1873) bei Crusius S. 225, 231.

Nr. 207: S. 567. Mihi ipsi scripsi vgl. „Verm. Mein. u. Spr." Nr. 167. — aut mori aut ita vivere wohl kein Citat.

Nr. 208: S. 568. Über diesen Brief und den fehlenden von R. vgl. Crusius 115 f.

Nr. 209: S. 571. „eines lehrhaften Gedichts": vgl. Cogitata 44 (1873) bei Crusius S. 236 f., wo R. auch der „Geburt der Tragödie" die Form eines solchen Gedichtes wünschte, wie N. selbst später im „Versuch einer Selbstkritik" (1886) schrieb (Werke I, S. 5) „wie schade, daß ich, was ich damals zu sagen hatte, es nicht als Dichter zu sagen wagte, ich hätte es vielleicht gekonnt!"; dagegen hatte Frau Cosima Wagner (Biogr. II, S. 69) die Schrift selbst „wie eine Dichtung gelesen". — (καί ποτέ τις εἴπῃσι) πατρὸς δ'ὄγε πολλὸν ἀμείνων Ilias 6, 479. — S. 573. (nemo enim illic vitia ridet nec corrumpere et corrumpi) saeculum vocatur Tacitus, Germania 19.

Nr. 211: S. 575. Vgl. Crusius S. 143, 281.

Nr. 212: S. 579. „einst wird kommen der Tag" ἔσσεται ἦμαρ Ilias 6, 448. Vgl. S. 549.

Nr. 213: Vgl. Crusius S. 155 ff., 281. — S. 581. satis sunt mihi pauci, satis est unus, satis est nullus: Seneca,

Epistulae morales 7, 11, zwischen ähnlichen Aussprüchen von Demokrit und Epikur (ambigitur de auctore).

Nr. 215: S. 583. „eben erschienene Schrift": „Zur Genealogie der Moral"; vgl. Crusius S. 157 ff., 168. — S. 584. „dem Prinzen Napoleon", dessen Buch Napoléon et ses détracteurs (1887) auch gegen Taine gerichtet war.

Namen-Register.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a. S.



